Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

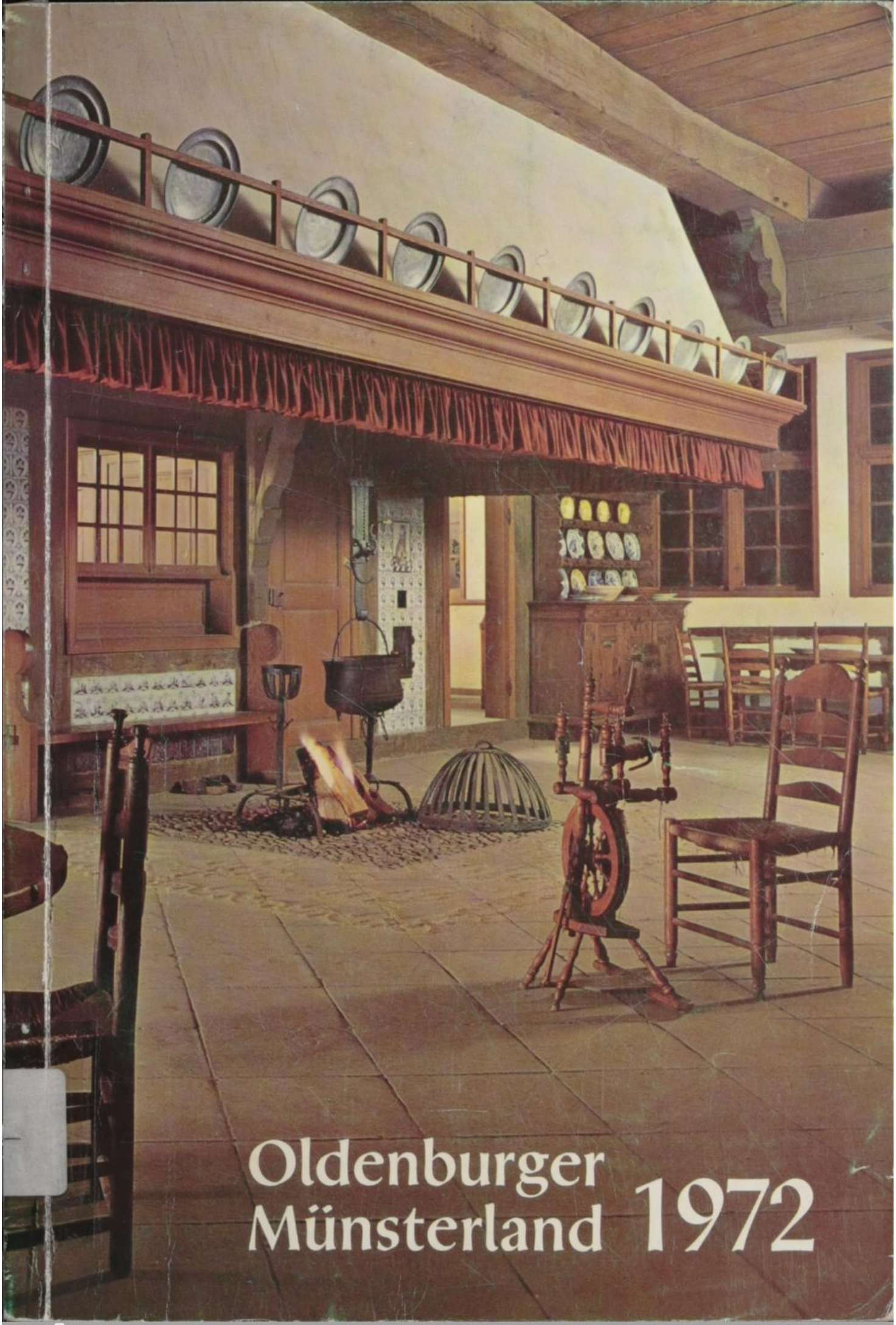
Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1969-

Bd. 21. 1972

urn:nbn:de:gbv:45:1-5285

Visual Library



Oldenburger Münsterland 1972

Landesbibliothek Oldenburg

Blick in den Herdraum des „Quatmannshofes". Dies Bauernhaus aus Elsten, Ldkr. Cloppenburg, dokumentiert den Höhepunkt bäuerlicher Profanbaukunst des Oldenburger Landes (1805). Foto: Zeitschrift „zuhause", Heinz Bleker, Hamburg

Landesbibliothek Oldenburg

JAHRBUCH
für das Oldenburger Münsterland
1972

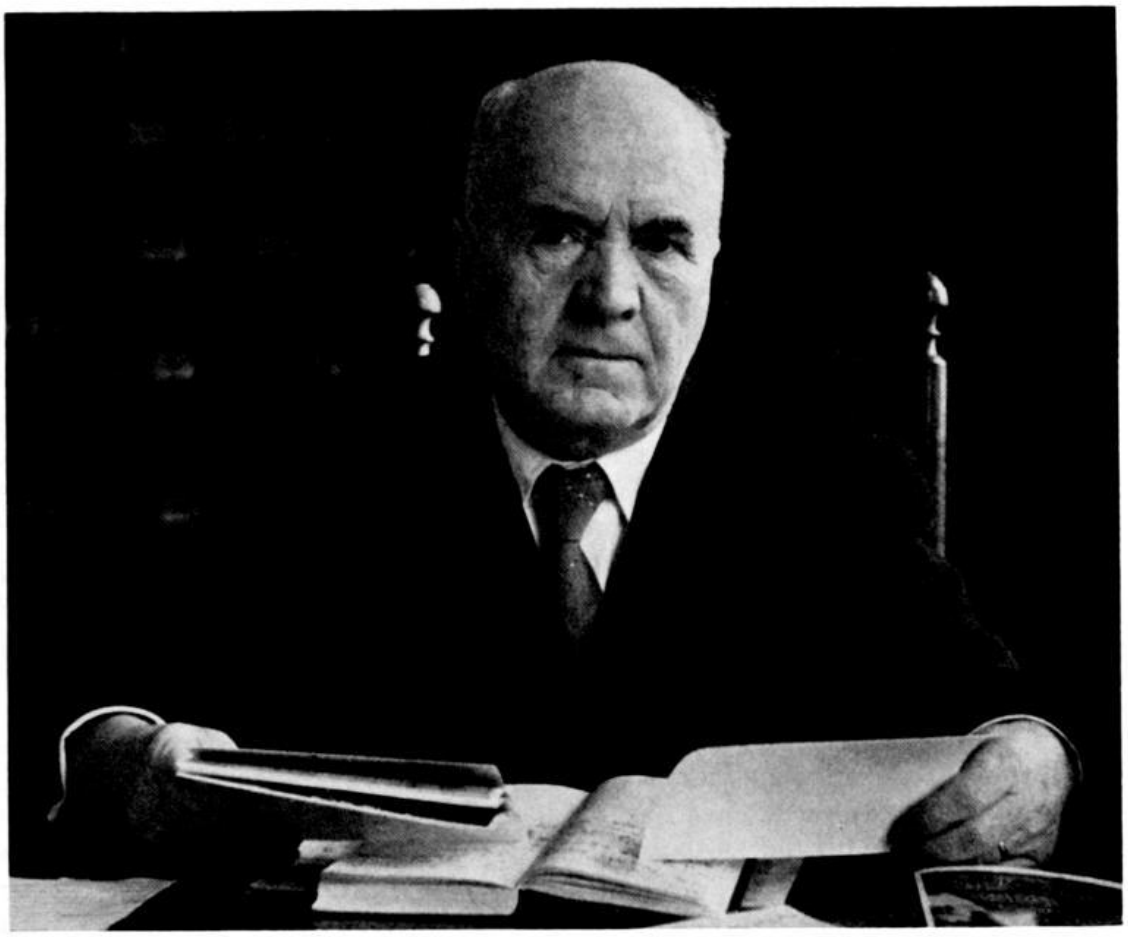
Herausgegeben
vom Heimatbund für das Oldenburger Münsterland

Bearbeitet von Franz Dwertmann - Franz Hellbernd
Franz Kramer - Dr. Helmut Ottenjann - Alwin Schomaker

DRUCK UND VERLAG: VECHTAER DRUCKEREI UND VERLAG GmbH, VECHTA

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg



Heinrich Ottenjann
1886—1961

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Dr. Heinrich Ottenjann

und das Museumsdorf Cloppenburg

Von Klaus Gruna

Untrenbar verknüpft mit der Idee und der Geschichte des Museumsdorfs Cloppenburg ist der Name Heinrich Ottenjann. Ohne Ottenjanns starke und zielbewußte Persönlichkeit, ohne seinen festen Willen, das einmal als notwendig Erkannte, gegen jeden Widerstand durchzusetzen, wäre das Museumsdorf nicht entstanden. Ohne ihn wäre aber auch der Name des Oldenburger Münsterlands nur wenig über die Grenzen des Landes hinaus bekannt geworden. Ohne seine bohrende Forschertätigkeit läge die jahrhundertealte Kultur in diesem, früher zum Fürstbistum Münster gehörenden Teil Oldenburgs, noch immer unter dem Mantel des Vergessens verborgen. Das halbhundertjährige Jubiläum des inzwischen zu internationalem Ansehen gekommenen zentralen Museums zu Cloppenburg, dem heutigen Freilichtmuseum bäuerlicher Kulturdenkmale Niedersachsens, mag deshalb Anlaß sein, sich des Ottenjannschen Lebenswerkes erneut zu vergewissern.

Viele ältere Bewohner der Kreise Cloppenburg und Vechta erinnern sich noch an die Zeit, da Dr. Ottenjann, dessen Tatkraft der Geschichts- und Lateinunterricht am Cloppenburger Gymnasium nicht genug war, mit dem Fahrrad von Dorf zu Dorf, von Bauerschaft zu Bauerschaft, ja von Fachwerkhaus zu Fachwerkhaus, von Kirchen zu Adelssitzen, von Großsteingräbern zu Hügelfriedhöfen bei Wind und Wetter unterwegs war, um das Gesehene in sich aufzunehmen, um Verborgenes zu erforschen und Vergessenes wieder lebendig zu machen. Manch einer hat den Kopf geschüttelt, wenn Ottenjann sich plattdeutsche Bezeichnungen für Möbel, Haus- und Arbeitsgerät notierte, wenn er sich bei alten Handwerksmeistern nach der Art der Herstellung erkundigte, wenn er die Konstruktion von Mühlen, Truhen und Schränken untersuchte, wenn er bei Zimmerleuten gewissermaßen in die Lehre ging, um die Geheimnisse des Fachwerkbaus zu ergründen. Besonders glücklich war er, wenn ein Bauer ihm eine nicht mehr benötigte Ofenplatte oder eine ausgediente Schrotmühle schenkte, wenn er für wenig Geld eine bäuerliche Anrichte, womöglich noch mit altem Zinn- und Tongeschirr, erwerben konnte. Etwas liebevoll-spöttisch hatte man insgeheim den Namen Ottenjann umgetauft in „Klamottenjann". Ja. was wollte dieser Dr. Ottenjann nur mit den alten „Klamotten", die doch zu nichts mehr nütze waren, anfangen? So fragte man vor vierzig, fünfzig Jahren. Heutzutage weiß auch der Letzte, wie unsinnig die Frage war.

Daß gerade Ottenjann auf die Idee des Heimatmuseums und damit letztlich des Museumsdorfes kam, ist ebenso einfach wie einleuchtend zu erklären. Ottenjann war nämlich nicht Einheimischer; er stammte aus dem westfälischen Münsterland, aus Greven an der Ems. In seiner Heimat hatten neue landwirtschaftliche Methoden mit größeren Erträgen und dadurch erhöhtem Einkommen das alte bäuerlich-patriarchalische Leben seit längerem zu verändern begonnen. Viele Bauern hatten ihre ehrwürdigen Fachwerkhäuser bereits durch massive Steinbauten ersetzt; Maschinen hatten Einzug auf

Landesbibliothek Oldenburg

dem Hof gehalten; städtisch-industrielle Massenproduktion war dank höherer Nutzeffekte auf dem Wege, in Küche, Haus und Hof Geräte handwerklicher Herkunft zu verdrängen. Das, was wir alte Bauernkultur nennen, bot in Westfalen schon Zeichen der Auflösung. Ottenjann hat oft davon gesprochen, wie beeindruckt er nach seiner Versetzung an die Cloppenburger Schule war, im Oldenburger Münsterland noch ein intaktes, aus alten Zusammenhängen lebendes Bauerntum vorgefunden zu haben. Aber er sah klar, daß der Einbruch der neuen Zeit auch hier unvermeidbar war. Die weitere Entwicklung hat ihm recht gegeben.

Daher suchte er beizeiten, das heißt aus der noch vorhandenen Fülle heraus, durch Sammeln exemplarischer Stücke aus allen Bereichen bäuerlicher Kultur dem absoluten Schwund entgegenzutreten, aber gleichzeitig auch in der Bevölkerung den Sinn für Wert und Schönheit vergangener kultureller Güter zu wecken. Neben das wissenschaftliche Interesse trat also bei Ottenjann der Wille, pädagogisch-volksbildnerisch zu wirken. Wenn schon, so meinte er, die bäuerliche Wirtschaft aus Existenzgründen dem Fortschritt ihren Tribut zu zollen hatte, dann sollte der Bauer das Vergehende wenigstens nicht achtlos fortwerfen, sondern sich bewußt sein, daß es vielen Generationen vor ihm Lebenselement gewesen war.

Nun, Ottenjann hatte zu sammeln begonnen: Schränke und Truhen, Schüsseln und Kannen, Moorpflüge und Bohnenschnippelmühlen, prähistorische Steinäxte und Bronzebeile, alte Münzen und Heiligenfiguren, adelige Ahnenbilder und bürgerliche Edelholzvitrinen. Alle Äußerungen alter Kultur aus Stadt und Land gaben sich in ausgewählten Stücken ein Stelldich ein. Was nicht heranzuschaffen war, wie Bauern- und Ackerbürgerhäuser, Kirchen und Adelssitze, fand sich in einer reichen Bilddokumentation, dem „Bilderwerk Münsterland", zusammen. Eines aber gab es nicht, ein Museumsgebäude. Die Sammlung wurde postiert im Cloppenburger Gymnasium, auf den breiten Fluren, im Treppenhaus, in einzelnen Räumen. Das für seine Zeit sicherlich großzügig angelegte Gebäude platzte aus allen Nähten. Und immer noch kamen weitere Stücke hinzu. Die Öffentlichkeit wurde durch Heimatvereine, Presse und Rundfunk aufmerksam. Eine kompetente Stimme aus Bremen ließ sich vernehmen: „Was dem Cloppenburger Heimatmuseum zugeflossen ist, strahlte eine so hohe Kultur aus, daß man sich fragen muß, wie es möglich war, dieses Gebiet zu übersehen. . . . Das Münsterländer Heimatmuseum bedeutet die Entdeckung einer Insel mit einer ungewöhnlich hohen Kultur."

Selbstverständlich hatte Ottenjann nicht geruht, seiner Sammlung den Segen des Institutionellen zu verleihen. Als Heimatmuseum für das gesamte Oldenburger Münsterland war sie am 5. März 1922 beschlossen und als rechtsfähige Stiftung am 9. Juni desselben Jahres errichtet worden. Doch je mehr die Bestände anwuchsen, umso unbefriedigender schien dem Sammler das Ensemble zu sein. Wenn das Museum ein wahres Abbild der Südoldenburger Kultur sein sollte, dann fehlten immer noch die wesentlichsten Zeugnisse ebendieser Kultur, nämlich die Häuser selbst. In Foto, Zeichnung nach Grund- und Aufriß sowie in schriftlich fixierten Abmessungsdaten lag eine große Menge dieser Fachwerkhäuser auf Ottenjanns Initiative und Forschungstätigkeit nach Typ und Zweck wohl archiviert zwar vor; aber die

Landesbibliothek Oldenburg

rechte Anschauung konnte doch nur das originale Werk vermitteln. Eigentlich müßten all diese verschiedenen Baulichkeiten als Museumsobjekte her, meinte Ottenjann. Zunächst kam ihm der Gedanke vermessen vor. Doch hatte er von Freilichtmuseen in den skandinavischen Ländern und in den Niederlanden gehört. Was dort möglich gewesen war, das sollte ihm nicht gelingen? Aus dem bloßen Gedanken wurde die zu Papier gewordene Skizze, und am Ende stand der komplette Grundriß einer Siedlung. Um Dorfplatz und Dorfteich gruppierten sich Bauernhäuser, große und kleine, mit Heuerhäusern, Stallungen, Scheunen, mit Göpelwerk und Backhaus, mit Mühle, Dorfkrug, Schule und selbst Kirche. Und alles, was an Ausstattungsstücken bisher zusammengekommen war, fand organisch seinen Platz dort, wohin es gehörte. Ein Freilichtmuseum in Form eines geschlossenen bodenständigen Dorfes, das gab es nirgends. Zunächst freilich auch in Cloppenburg nicht. Die Idee stand maßstabgerecht lediglich auf dem Reißbrett. Zur Verwirklichung fehlte noch alles, das Gelände sowohl als auch die Gebäude, namentlich jedoch das Geld.

Heute brauchen wir uns nicht mehr mit Ottenjanns Hoffnungen und oft quälenden Sorgen abzuplagen: Das Museumsdorf steht, wie er es sich gewünscht hat. Und was er in den Aufbau investiert hat an Idealismus, Willenskraft, Hinnahme von Rückschlägen, an Studien am Schreibtisch, wie er häufig im wahrsten Sinne des Wortes betteln gegangen ist und, wo es nottat, auch mit den Wölfen zu heulen fähig gewesen ist, das hat seine Rechtfertigung am Fortgang, stetem Wachsen und Anerkennung seines Museums in aller Welt selbst über sein Grab hinaus gefunden. Bis heute ist das Museumsdorf trotz der „Konkurrenz" im Rheinland und in Westfalen die umfangreichste derartige Freilichtanlage Deutschlands geblieben, ein Beweis für die Großzügigkeit der Planung von Anfang an. Dabei hat Ottenjann stets dankbar anerkannt, wieviel sein Werk der ideellen und opferbereiten Mithilfe unzähliger Bewohner des Münsterlandes, auch des hiesigen Heimatbundes sowie kommunaler und staatlicher Stellen verdankt.

Neben dem Museumsdorf steht fernerhin ein weitgespanntes wissenschaftlich-literarisches Werk, nicht selten langen Nachtstunden abgetrotzt. Häufig standen seine Veröffentlichungen in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Aufbau des Dorfes. Die Höfe beispielsweise, die er draußen im Land erwarb, auseinandernehmen und nach Cloppenburg transportieren ließ, konnten verständlicherweise nicht mit den Änderungen, denen sie im Laufe der Zeit ausgesetzt gewesen waren, wiedererrichtet werden. Es bedurfte da grundsätzlicher Untersuchungen der Bausubstanz, um den ursprünglichen Zustand, der für das Museum allein in Frage kam, aus den Veränderungen wieder herauszuschälen. Darüber gab er sich Rechenschaft in der Schrift „Wie stellt man den Altzustand eines Bauernhauses fest?" Besonders erfolgreich wurde seine Monographie über den „Quatmannshof" im Museumsdorf, das größte und reichste Bauernhaus des Münsterlands. Wer sich über das technische Denken der alten Zeit informieren will, greift gern zu dem Büchlein über die Bokeler Mühle im Museumsdorf; hier wird erschöpfend und verständlich über Gefügekonstruktion und Wirkweise der einst sehr verbreiteten Holländer Kappenmühle gehandelt. Überhaupt über Mühlen, namentlich die vielen kleinen Haushaltsmühlen und über hölzernes Gerät,

Landesbibliothek Oldenburg

das er in bewundernswerter Vollständigkeit gesammelt hatte, sind seine letzten Forschungen gegangen; eine beabsichtigte Zusammenfassung darüber hat er leider nicht mehr vollenden können. Seine These von der Vielzahl örtlicher Kleinkulturen innerhalb des Oldenburger Münsterlands hatte er zu beweisen unternommen in dem monumentalen Band „Alte deutschen Bauernmöbel. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Oldenburger Münsterlandes". Auch für diesen Band lag das Forschungsmaterial beinahe ausschließlich im Museumsdorf. Noch während des Krieges war der starke Band „Das Museumsdorf in Cloppenburg" erschienen, bis heute eine Fundgrube der Sachvolkskunde wie der Haus- und Sprachforschung. Endlich muß noch Ottenjanns großformatige Publikation „Das Marienbild in der plastischen Kunst des Oldenburger Münsterlandes" genannt werden als Exempel dafür, daß hier nicht nur Volkskunst, sondern auch die hohe Kunst zuhause gewesen ist; auch bei diesem Thema konnte er wiederum in starkem Maß auf Bestände seiner eigenen Sammlungen zurückgreifen.

Als Praktiker mit eisernem Willen und Forscher mit wissenschaftlicher Ader, so steht die Persönlichkeit Heinrich Ottenjanns vor uns. Seine Leistung freilich wurde nur möglich, weil er Glück und Gunst der Stunde kurz vor dem Umbruch zu einer neuen Zeit zu sehen und zu nützen verstand. Das Museumsdorf Cloppenburg wird stets mit seinem Namen verbunden bleiben, das Museumsdorf, das bereits Millionen Information, Bildung und Freude mitgegeben hat.

Landesbibliothek Oldenburg

50 Jahre Museumsdorf Cloppenburg

Zur Geschichte und Bilanz eines niedersächsischen Kulturinstitutes

Von Helmut Ottenjann

Wenn das Museum zu Cloppenburg — heute das Freilichtmuseum bäuerlicher Kulturdenkmale Niedersachsens und zugleich kulturgeschichtliches „Landesmuseum" für Südoldenburg — als seine Geburtsstunde den 5. März des Jahres 1922 angibt, will es damit auch bekunden, im Verlaufe seiner jetzt fünfzigjährigen, wahrlich wechselvollen Geschichte zu einem unverwechselbaren Museums-Individuum geprägt worden zu sein, zu dem auch international bekannten „Museumsdorf Cloppenburg". Auch dieses Museum mußte alle Höhen und Tiefen der schicksalschweren und spannungsreichen Zeit nach dem Ersten Weltkrieg und vor allem der Jahre vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg durchschreiten. Es litt stets an Geldmangel und bangte zwischen den Extremen staatlichen Zugriffs und mangelnder staatlicher Unterstützung; durch den Krieg wurde dieses Museum nicht nur am zielstrebig-fleißigen Aufbau gehindert, sondern auch seines Prachtstückes, des Quatmannshofes, noch am letzten Tag der Kampfhandlungen beraubt. Es mußte in Deutschland als neuer Museumstyp Pionierarbeit leisten, sich immer aufs neue der Kritik der Wissenschaft stellen und dem Typ Freilichtmuseum erst zu seiner Selbstverständlichkeit verhelfen. Stets aber verblieb es in gleichem Maße hoch in der Gunst der Bevölkerung und gehörte nach seinen Besucherzahlen „zu den Riesen unter den deutschen Museen". Das Cloppenburger Freilichtmuseum wurde schließlich trotz aller Widerstände — nicht zuletzt dank der unerschütterlichen Willenskraft und unbeirrbaren Zielstrebigkeit seines Gründers Dr. Heinrich Ottenjann — aus der unscheinbaren Keimzelle eines landschaftsgebundenen, kulturhistorischen Museums entsprungen, zum Museum ganzheitlicher Dokumentation der Kultur der Bauern und Arbeiter, der Bürger und Handwerker des ländlichen Raumes.

Vom „Südoldenburger Landesmuseum" zum Freilichtmuseum bäuerlicher Kulturdenkmale (1922—1934)

Wie bereits angedeutet, reicht die Geschichte des Museumsdorfes tatsächlich bis in das Jahr 1922 zurück, obwohl zu der Zeit noch niemand die Idee eines Freilichtmuseums in Diskussion brachte. Aber das spätere Museumsdorf stellt in vielerlei Hinsicht eine folgerichtige Weiterentwicklung des Gedankens dar, den auch das Heimatmuseum leitete: Einen möglichst echten Querschnitt durch die gesamte, vorwiegend bäuerliche Kultur zu vermitteln. Ohne die einhellige ideelle wie finanzielle Unterstützung Südoldenburgs, das die heutigen Kreise Cloppenburg und Vechta umfaßt und wegen seiner Territorialgeschichte als Oldenburger Münsterland charakterisiert wird, wäre es niemals zum „Landesmuseum" für das Oldenburger Münsterland gekommen und wäre auch nie die evolutionär verlaufende Neuorientierung zum Freilichtmuseum geglückt. Die wichtigsten Etappen der Entstehung des Cloppenburger Museums beschreibt der Museumsgründer in seinem umfänglichen Werk: „Museumsdorf Cloppenburg" aus dem Jahre 1944 folgen-

Landesbibliothek Oldenburg

dermaßen[1]): „Der 8. Dezember des Jahres 1919 ist der Gründungstag des »Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland«. Auf dem Programm des Heimatbundes stand auch die Gründung eines Heimatmuseums. Im Jahre **1920** versammelte sich der »Heimatbund für das Oldenburger Münsterland« zum ersten Male in Cloppenburg. Auf dieser Tagung wurde von mehreren Seiten mit Bedauern festgestellt, daß das alte Kulturgut des Münsterlandes mehr und mehr verschleudert werde und dem Lande verloren gehe. Im Oktober des Jahres **1921** wurde bereits in der Turnhalle in Vechta eine Ausstellung heimatlichen Kulturgutes veranstaltet. Innerhalb des Cloppenburger Amtsbezirks aber bestand damals die größte private Sammlung heimatlicher Kulturgüter, und zwar in Löningen, es war die Sammlung des Apothekers Bernard König. Bernard König war sich gleichwohl von Anfang an klar darüber, daß, wenn ein Heimatmuseum zustande komme, nicht Löningen der Sitz dieses Museums werden könne, sondern nur Cloppenburg, daß ferner das Amt Cloppenburg der Träger dieses Museums werden müsse. Bereits am 12. Dezember **1921** fand in Cloppenburg die erste vorbereitende Sitzung statt. Es wurde ein Museumsverein gegründet.

Den Vertretern Cloppenburgs war es klar, daß nun möglichst bald eine Einigung mit Vechta und Friesoythe angestrebt werden müsse, damit es innerhalb des Münsterlandes nicht zu einer Zersplitterung komme, in der Sache des Heimatmuseums so wenig wie in der Sache des Heimatbundes. Nach wiederholten Verhandlungen ward diese Einigung schließlich herbeigeführt auf der außerordentlichen Generalversammlung »des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland«, die am **5. März 1922** in Schwichteler stattfand. Auf dieser Versammlung wurde nach voraufgegangener lebhafter Aussprache einstimmig beschlossen, ein Museum zu gründen, das in engster Verbindung mit dem Heimatbund arbeiten, das ganze Münsterland erfassen und seinen Sitz in Cloppenburg haben solle. So wurde die Gründung des »Heimatmuseums für das Oldenburger Münsterland« am 5. März des Jahres 1922 in aller Form vollzogen. Der Museumsverein wurde aufgelöst. Das Heimatmuseum gliederte sich dem Heimatbund ein, arbeitete aber von Anfang an selbständig. Auf Vorschlag des Oberamtsrichters Dr. Zerhusen, Vechta, wurde beschlossen, dem Museum den Charakter einer rechtsfähigen Stiftung zu verleihen. Das Stiftungsgeschäft datiert vom 20. April 1922. . . .Sofort nach erfolgter Gründung des Museumsvereins hatte man in Cloppenburg begonnen, altes heimisches Gut zu sammeln. Stärker aber setzte die Sammeltätigkeit nach den Einigungsverhandlungen in Schwichteler ein. Die Geldsorgen, die sich bald einstellten, waren gerade anfangs um so größer, als die Inflation immer wieder alle Berechnungen über den Haufen warf. . . . Ein neues Heim fand das neue Museum mit Genehmigung des oldenburgischen Staatsministeriums in dem ehemaligen Cloppenburger Realgymnasium. . . . Bald darauf entschloß sich der Vorstand des Heimatmuseums, das Museum als solches zu eröffnen und seine bereits reichhaltigen Sammlungen der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Das geschah anläßlich der Generalversammlung des Heimatbundes am **29. Juli 1926.**"

Dieser geraffte Bericht der Museumsgründung verdeutlicht, mit welchem Schwung die klargerichtete Aufgabe angepackt und bewältigt wurde, be-

Landesbibliothek Oldenburg

kennt ausdrücklich, daß nur die Einigkeit Südoldenburgs dieses Werk ermöglichen konnte und spricht aus, daß die tieferen Beweggründe der Museumsstiftung die Sorge vor dem unwiederbringlichen Verlust der untergehenden alten ländlichen Kultur dieses Raumes darstellten.

Eine vorläufige, aber mehr als zehnjährige Heimstätte fand dieses Museum dann in dem damaligen Cloppenburger Real-Gymnasium, dem heutigen Clemens-August-Gymnasium. Als sich jedoch im Verlaufe der ersten Sammelphase die Gegenstände derart mehrten, daß an ein längeres Verbleiben im Gymnasium nicht mehr zu denken war, mußte irgendein Ausweg gefunden werden, und diese Notlage schließlich war der auslösende Faktor, nach dem vielen Hin und Her praktikabler wie auch theoretischer Vorstellungen an eine grundsätzliche bauliche und thematische Neuorientierung dieses einstigen Heimatmuseums zu denken.

Dieser problemreiche Übergang von einem durchaus herkömmlichen kulturhistorischen Regionalmuseum zu einem gänzlich andersartigen Museumstyp, für den es in Deutschland weder ein anerkanntes Vorbild, geschweige denn eine allgemein verbindliche Bezeichnung gab, vollzog sich nach den eigenen Worten des Museumsgründers in den frühen dreißiger Jahren wie folgt[2]): „So entdeckte ich förmlich eine Kulturlandschaft. Die ganzen kulturellen Zusammenhänge wurden mir erstmals klar. Hatte ich doch auch nicht versäumt, immer wieder in die Nachbarlandschaften vorzustoßen, um mir über die über das eigene Land hinausreichende Kulturverflechtungen Klarheit zu verschaffen. Bald schon faßte das Realgymnasium nicht mehr die Dinge, die hier zusammengetragen bzw. angefahren wurden. So ergab sich von selbst mit der Zeit die Notwendigkeit, ernstlich zu überlegen, wie bzw. wo die gesammelten Altertümer künftig untergebracht werden könnten. Als die ersten gesammelten Gegenstände in dem Realgymnasium abgestellt wurden, erhoben sich hier und da Stimmen, die dagegen Einwendungen erhoben. Unter anderem hieß es, Schule und Museum vertrügen sich nicht miteinander. Für mich aber war es von vornherein klar gewesen, daß die Unterbringung der gesammelten Altertümer in dem modernen Schulbau nur als ein Provisorium betrachtet, das Realgymnasium, mit anderen Worten, nur als vorläufige Heimstätte des Museums angesehen werden dürfte. Als ich daher eines Tages davon sprach, daß das Museum darauf bedacht sein müsse, möglichst bald zu einem eigenen Heim zu gelangen, wurden erstaunlicherweise Stimmen auch hiergegen laut. Schule und Museum, hieß es jetzt, ergänzten sich so wundervoll, daß man sie nicht wieder voneinander trennen solle. Aber ich ließ mich dadurch nicht beirren. Mir war es klar, daß die bisherige Lösung sich unter keinen Umständen für eine Dauerlösung eigne, erst recht nicht, wenn das Museum sinnvoll weiterentwickelt werden solle. Es fragte sich nur, wie das neue Heim gestaltet werden, wie es aussehen würde, wenn es seine Bestimmung in jeder Hinsicht erfüllen solle. Ich habe in dieser Zeit u. a. auch an einen Massivbau, an einen modernen Zweckbau, gedacht und habe mich auch nach Plätzen dafür umgesehen. Aber da ich die gesammelten Altertümer — von der Sammlung des Apothekers König in Löningen, die vorhanden war, abgesehen — nicht von irgendwelchen Händlern bezogen, sondern aus den Bauernhäusern der Landschaft selbst herausgeholt hatte, war es

Landesbibliothek Oldenburg

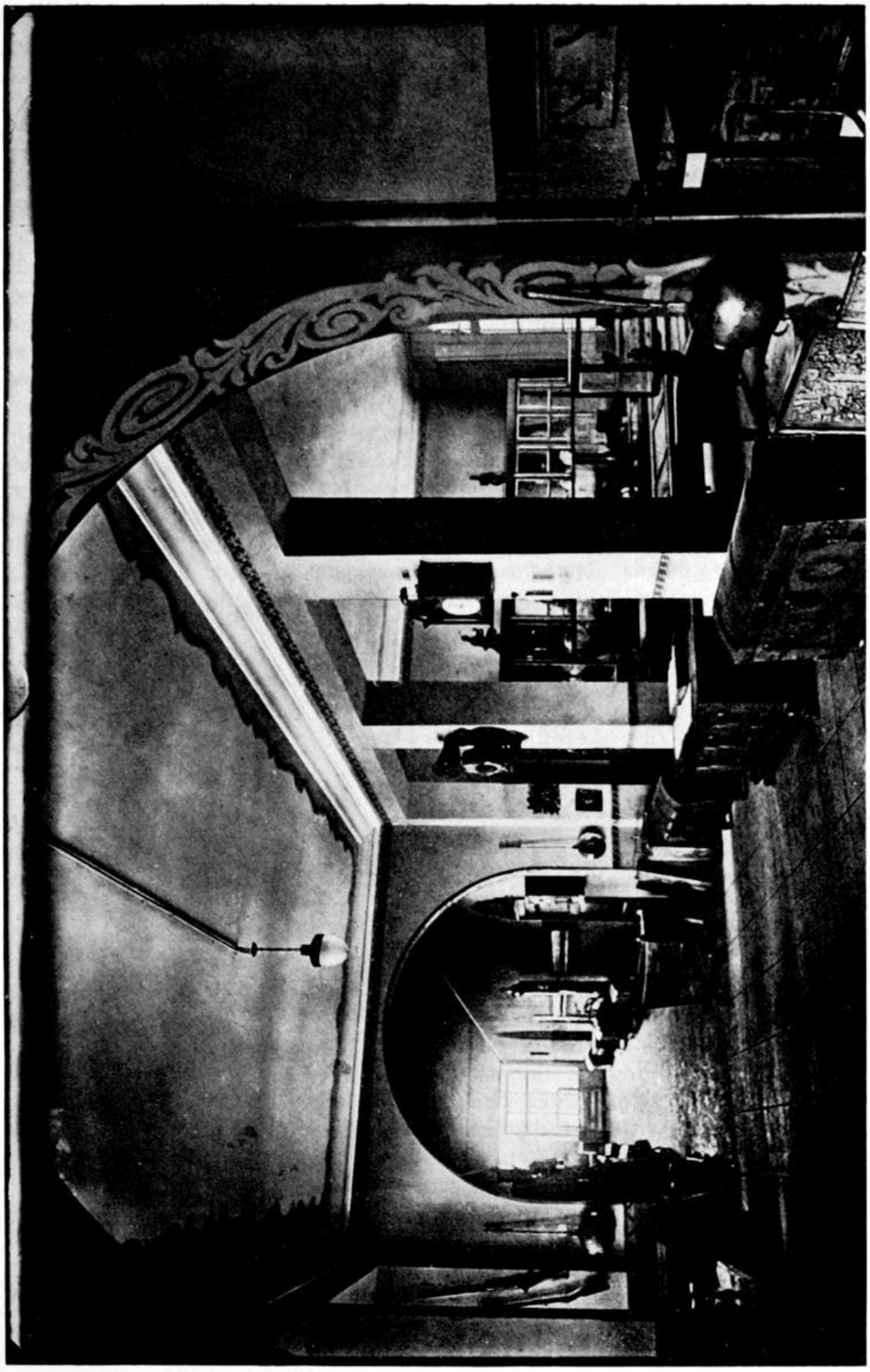
mir gleichzeitig auch klargeworden, daß sie nirgendwo besser zur Geltung kämen als in diesen Häusern selbst. Schließlich aber hatte ich bei meinen Arbeiten und Wanderungen auch das Bauernhaus und seine Nebengebäude, den Bauernhof, immer gründlicher erforscht. Hatten doch all diese Bauten, solange ich in Südoldenburg tätig war, insonderheit wegen des Ungewöhnlichen, das ich an ihnen bemerkte, meine ganz besondere Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. So war mir einesteils der Gedanke gekommen, daß man sich in einer absolut bäuerlich ausgerichteten Landschaft beim Aufbau eines Museums eigentlich nicht darauf beschränken dürfe, den bäuerlichen Hausrat: Möbel, Geräte und Maschinen bzw. Mühlen, sondern schließlich auch die Häuser selbst, Bauernhäuser, Heuerhäuser und alle sonstigen Bauten eines Bauernhofes bzw. -dorfes, freilich nur nach ganz bestimmten Gesichtspunkten, sammeln müsse. Doch der Gedanke war so kühn, daß ich ihn augenblicklich wieder fallen ließ. Aber ob ich wollte oder nicht, der Gedanke drängte sich mir immer auf. Zum anderen aber hatte ich klar und deutlich erkannt, daß es im südlichen Oldenburg, d. i. im Oldenburger Münsterland, nicht nur ein ganz bestimmtes, als typisch anzusprechendes Bauernhaus, daß es hier vielmehr verschiedene Bauernhaustypen gebe, die weitgehend voneinander verschieden waren.

Es war mir deshalb weiter klargeworden, daß man, wenn man sich hinsichtlich der Gestaltung eines eigenen Museumsgebäudes grundsätzlich für das Bauernhaus bzw. das Bauerngehöft entschied, in Cloppenburg nicht ein einzelnes Bauerngehöft aufrichten dürfe, sondern daß man hier dann auch sofort daran denken müsse, eine ganze Reihe von Bauernhöfen zu erstellen. Als natürlichste Gruppierung dieser einzelnen Bauerngehöfte zueinander aber bot sich, wenn alles aus der Landschaft erwachsen solle, die Gruppierung in einem Dorfe an. Aber dieser Gedanke erschien mir, wie schon angedeutet, so groß, daß ich es gar nicht wagte, ihn öffentlich auszusprechen. Dennoch ließ mich der Gedanke an einen solchen Plan nicht mehr los. Schon sah ich mich auch nach einem geeigneten Gelände dafür um, und fand es schließlich nach langem Suchen in der Stadt Cloppenburg. Es umfaßte annähernd 15 Hektar und hatte eine langgestreckte Gestalt. Ich fand auch schließlich ein Dorf in der Nachbarschaft, das noch sehr ursprünglich wirkte und in mehr als einer Hinsicht als Vorbild dienen konnte, zumal es auch hinsichtlich des Geländes, das es mit seinen Bauten umfaßte, dem in Aussicht genommenen Museumsgelände fast genau entsprach. Schon überlegte ich auch, wie das Museumsdorf — diese Bezeichnung wurde hier zum erstenmal geprägt, gutgeheißen und bekämpft und hat sich doch mit der Zeit als richtig erwiesen — in allen Einzelheiten zu gestalten sei. Ich hatte dem einen oder anderen in vertraulicher Aussprache bereits von meinen Plänen erzählt, da sah ich mich eines Tages — es war Ende des Jahres 1933 — zu meiner eigenen, größten Bestürzung — es war mir gar nicht wohl dabei — plötzlich gezwungen, ganz offen meine Museumspläne vorzutragen. Ich war mir der Bedeutung des Augenblicks ganz und gar bewußt, nahm unwillkürlich alle Kraft zusammen und entwickelte in etwa halbstündiger Rede meine Gedanken über das in Cloppenburg zu

---

Die Sammlungen des kulturgeschichtlichen Museums Südoldenburg im damaligen Realgymnasium zu Cloppenburg. *Foto: Archiv Museumsdorf*

Landesbibliothek Oldenburg



Landesbibliothek Oldenburg

errichtende Museumsdorf. Kaum hatte ich meine Rede beendet, da stimmten zu meiner eigenen Überraschung alle, die zugehört hatten, begeistert zu. Das war die Geburtsstunde des Museumsdorfes. Es dauerte auch gar nicht lange, da ging es bereits an die Arbeit. Das erforderliche Gelände wurde unter Überwindung größter Schwierigkeiten angekauft. Die ersten Arbeiten, die nun zu leisten waren, betrafen das Gelände selbst. Bereits am 20. August 1934 erfolgte der erste Spatenstich."

Das Museumsdorf in Cloppenburg als rechtsfähige Stiftung von 1934—1944

Mit dem 20. August des Jahres 1934, dem „ersten Spatenstich" auf dem 15 Hektar großen Gelände, beginnt die Aufbauarbeit am Museumsdorf; es ist die eigentliche Geburtsstunde des Cloppenburger Freilichtmuseums; für die damalige Zeit ein gewagtes Projekt, zumal als finanzieller Träger in der Hauptsache der Landkreis Cloppenburg, abgesehen von der Unterstützung des benachbarten Landkreises Vechta, verantwortlich zeigte. Wenig bekannt, aber doch von ausschlaggebender Bedeutung für die spätere hohe Anerkennung und den folgerichtigen Weiterausbau ist der damalige Kampf um das Wie der Projektierung und um die Art der zu behandelnden Themen in einem Museumsdorf gewesen. Im Archiv des Cloppenburger Museums befinden sich unter anderem auch zwei detaillierte, in der Auffassung einer Museumsdorf-Gestaltung völlig konträre Planungen, der Urheber der einen ist der Museumsgründer selbst, der der zweiten ist die damalige Regierung. Der Regierungsentwurf sah entsprechend der Ideologie der Zeit einen weiträumigen „germanischen" Teil im Freilichtmuseum vor, und gerade gegen diese Konzeption hatte sich Dr. Heinrich Ottenjann zur Wehr zu setzen. Mit Unterstützung des damaligen Direktors des Deutschen Museums für Volkskunde in Berlin (von dieser Reise dorthin erzählte er Interessierten des öfteren) gelang es ihm aber trotz aller harten Widerstände, derartige Tendenzen von seinen Planungen gänzlich fernzuhalten. Einzig und allein alte Originalbauernhäuser nebst den dazugehörigen Wirtschafts- und Nebengebäuden, also Hofkomplexe aus Südoldenburg, aus Nordoldenburg, aus dem Artland und aus Friesland waren für diesen neuen Museumstyp vorgesehen, und entsprechend dieser Konzeption wurde ausgewählt und gebaut.

Die richtige und letztlich durchschlagende Argumentation für seine Museumsplanungen hatte der Museumsleiter während der langen Forschungs- und Sammelarbeit gefunden, die in den Jahren des Aufbaues des kulturgeschichtlichen Museums (1922—1934) geleistet wurden. Es zeigte sich nämlich, daß z. B. das niederdeutsche Hallenhaus im südlichen Oldenburg in vielfacher Ausprägung angetroffen werden konnte (Unterrähmgefüge, Oberrähmgefüge, Zwei-, Drei- und Vierständerhaus, Vollwalm, Steckwalm, Knaggengiebel usw.) und daß hier zwei große Kulturen, die eine vom Norden, die andere vom Süden kommend, zusammenstoßen: die friesische und die niedersächsisch-westfälische in dem Sinne, in dem wir von einem friesischen und einem niedersächsisch-westfälischen (niederdeutschen) Bauernhaus sprechen. Diese Forschungsergebnisse erforderten dann auch, wenn die Darstellung eines repräsentativen Querschnitts gelingen sollte, für das zu errichtende Freilichtmuseum den groß angelegten Plan, nicht nur ein einzelnes Bauerngehöft, sondern ein ganzes Dorf aufzubauen: das Museumsdorf.

Landesbibliothek Oldenburg

Im Gegensatz zu den großen, zentralen Freilichtmuseen Skandinaviens — größtenteils dort bereits gegen Ende des 19. Jahrhunderts oder zu Anfang des 20. Jahrhunderts angelegt — in denen jeweils die verschiedenartigsten Haustypen eines ganzen Volkes gleichwertig ohne große Rücksicht auf die Bindung an die ursprüngliche Landschaft nebeneinander gestellt wurden, beschritt man in Cloppenburg einen anderen Weg. Es wurde ein landschaftsgebundenes, regionales Freilichtmuseum in großem Stil geplant und aufgebaut, das auch die Siedlungsform berücksichtigte. Dies war zweifellos eine Bereicherung in der theoretischen Erörterung um die bestmöglichste Dokumentationsweise in einem Freilichtmuseum, und alle nach dem Zweiten Weltkrieg neugegründeten Freilichtmuseen haben diese Gedankengänge auch aufgegriffen und zu verwirklichen versucht. Der Direktor des belgischen Freilichtmuseums in Bokrijk äußert sich zu diesem Problem in seinem Museumsführer[3]): „In eine neue Landschaft überbrachte Häuser und Höfe können so aufgestellt werden, daß sie für sich allein ein Kulturdenkmal darstellen, oder aber sie können zu einem bedeutungsvollen Ganzen vereinigt werden. Die ältesten Freilichtmuseen (z. B. Skansen und Arnheim) haben jene erste Art gewählt. Wir können sie Freilichtmuseen des Parktyps nennen. Andere entschlossen sich für eine zweite Weise und nahmen als Muster die Anlage eines ganzen Dorfes (eine Siedlung), z. B. das Museumsdorf in Cloppenburg und „Den Fynske Landsby" zu Odense in Dänemark; sie stellen eine Weiterentwicklung des Gedankens dar, den Dorftyp (Siedlungstyp)."

Der Grundriß des Cloppenburger Museums entspricht mit geringfügigen Abwandlungen dem eines wirklich vorhandenen Bauerndorfes im westlichen niederstiftischen Münsterland (z. B. Vrees, Düenkamp usw.). Auf einem Gelände von 7 ha gruppieren sich um den eichenumstandenen Dorfbrink und Dorfteich herum die einzelnen Häuser und Dorfanlagen. Diese zunächst erbaute Brinkanlage — bis zum Kriegsende zu einem Großteil fertiggestellt — macht aber nur die Hälfte des Cloppenburger Freilichtmuseums aus. Das zweite, vor allem erst in den sechziger Jahren ausgebaute Museumsareal dagegen wird— auch entsprechend dem ursprünglichen Konzept — nicht in der Siedlungsform des Dorfes weiter ausgebaut, sondern hier werden in Streulage einzelne Hofkomplexe aus dem benachbarten und niedersächsischen Gebiet aufgebaut. Die Dorfsiedlung als solche — dies wird häufig zu wenig beachtet — wird nur in der ersten Hälfte des Freilichtmuseums berücksichtigt, wohingegen die zweite Hälfte die Einzelhofsiedlung repräsentiert.

In diesem Zusammenhang darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Gründer dieses Museums in der Bauernhausforschung sich auch eines neuen methodischen Hilfsmittels bediente, indem er bei exakter Analyse des Baugefüges an Hand der alten Zapfenlöcher und Nummerierungen den älteren und ursprünglichen Zustand des Hauses zu ergründen und diesen wissenschaftlich genau rekonstruierbaren Zustand auch beim Wiederaufbau zu dokumentieren suchte. „Es war mir überdies klar" — so formulierte Heinrich Ottenjann[4]) —, „daß die Gebäude nicht einfach so im Museumsdorf wieder aufgebaut werden könnten, wie sie sich draußen vorgefunden, mit all den Veränderungen und Verschandelungen, die sie im Verlauf der Jahrhunderte

Landesbibliothek Oldenburg

erfahren hatten, daß vielmehr und unbedingt alle Gebäude möglichst auf den Urzustand zurückgeführt werden müßten, damit die alte Wesensart wieder voll und ganz in Erscheinung trete . . . Es gelang bei manchen Gebäuden in einer Weise, daß der ursprüngliche Zustand fast hundertprozentig wieder herausgearbeitet werden konnte. Dabei kamen Erkenntnisse an den Tag, die vorher niemandem aufgegangen waren, . . . über die auch in keinem Buch, das sich mit dem Bauernhaus befaßte, etwas zu lesen stand."

Diese beim Abbruch und Wiederaufbau alter Häuser gewonnenen Einsichten Heinrich Ottenjanns fanden ihren Niederschlag in der Schrift: „Wie stellt man den Altzustand eines Bauernhauses fest?" (1944)[5]). Eine Grundvoraussetzung zur Erkenntnis der Entwicklung des niederdeutschen Hallenhauses ist sicherlich die exakte bauhistorische Untersuchung und die Methode der „Altzustand-Analyse", denn sie vermag die einstige Gesamtkonzeption bäuerlicher Baukunst am eindeutigsten zur Wirkung zu bringen.

Da im Cloppenburger Freilichtmuseum natürlich nur eine begrenzte Anzahl an Altgehöften aufgestellt werden konnte und neben der Vielfalt an Giebel-, Fachwerk-, Grundriß- und Gerüstkonstruktionen auch die Hauptlinien der Entwicklung des Hauses dargestellt werden sollten, mußten auch einige Häuser zwangsläufig in den Altzustand versetzt werden, zumal alle älteren Häuser im Verlauf der Generationen zahlreiche Umbauten erfahren hatten. Keines dieser Bauernhäuser befand sich noch im ursprünglichen Zustand des mittelalterlichen Rauchhauses. Gleich hier sei angefügt, daß z. B. die „Wehlburg" des Jahres 1750 aus dem Landkreis Bersenbrück beim Wiederaufbau auf dem zweiten Teil des Museumsdorfes aus ganz bestimmten Gründen nicht in den Altzustand zurückversetzt werden wird[6]), zumal diese Bauperiode bestens durch andere Bauernhäuser im Cloppenburger Freilichtmuseum dokumentiert wird.

Nachdem schließlich durch die umfangreichen und schwierigen Entwässerungs- und Übersandungsarbeiten die ersten 5 ha als baureifes Gelände hergerichtet waren, begann der zügige Aufbau des Freilichtmuseums. Innerhalb von zehn Jahren wurden nicht weniger als zwanzig Originalgebäude erstellt (der Quatmannshof mit seinen Nebengebäuden, dem Dreschturm, zwei Scheunen, einem Wagenschauer, einer Bleichhütte, einem zweistöckigen Speicher, einem Backhaus, einem Schafstall und einem Doppelheuerhaus; der Hoffmannshof mit einem angebauten Dreschhaus, einem einstöckigen Speicher, einer Zaunscheune, einem Heuerhaus, einem Holz- und Schafstall; die „Burg" Arkenstede; die Bokeler Mühle und das Wärterhaus), darunter Häuser von über 30 m oder sogar 45 m Länge. Als erstes Gehöft wurde das zur Berühmtheit gewordene Bauernhaus „Quatmannshof" erstellt, ein niederdeutsches Hallenhaus aus dem Jahre 1805 mit über 400 Festmetern schwerstem Eichenholz, ein „Monumentalbau", der den Höhepunkt bäuerlicher Baukunst des Oldenburger Landes repräsentierte. Ein weiterer Hofkomplex, der „Hoffmannshof" aus Goldenstedt, der das ländliche Bauen und Wohnen im weiten Bereich der Unterweser verkörperte, wurde anschließend erstellt; mit dem Wiederaufbau einer Achtkantwindmühle (Turmwindmühle von 1764) wurde bereits der Anfang zur dritten Hofanlage („Haakenhof") gemacht. Außer den großen Bauernhäusern wurde aber auch

Landesbibliothek Oldenburg

nicht vergessen, die ebenso charakteristischen Gebäude der Heuerlinge zu sammeln und aufzustellen, so daß neben der Kultur der „großbäuerlichen" Schicht in gleichem Maße auch die der „unterprivilegierten" zur Darstellung gelangte. Das Ziel war hier eindeutig, die historisch getreue Dokumentation des gesamtländlichen Bereichs zu erreichen. Die beachtliche, in relativ kurzer Zeit erfolgte Aufbauleistung ist umso bemerkenswerter, als die finanziellen Mittel in erster Linie nur von den Kommunen zuflossen, viele Arbeitsleistungen und Transportkosten unentgeltlich getätigt wurden und stets Ausschau zu halten war nach Geld- wie auch Sachspendern. Der Museumsgründer hat diese einmalige Leistung immer gebührend zu würdigen versucht[7]): „Starke finanzielle Unterstützung ward dem großen Kulturwerk auch durch das Oldenburgische Staatsministerium zuteil, das überdies den Leiter des Museumsdorfes all die Jahre hindurch, seit 1934, für diese Arbeit beurlaubte und gänzlich freistellte. Darüber hinaus flossen dem Unternehmen auch stets kleinere Stiftungen in barer Münze zu. Wertvolle finanzielle Hilfe ward dem Museumsdorf auch viele Jahre hindurch gewährt von dem münsterländischen Amtsverband Vechta. Bei weitem die größte Last aber trug stets der Amtsverband Cloppenburg. Was Cloppenburg in finanzieller Hinsicht für das Museumsdorf geleistet hat, ist eine kulturelle Großtat. Diese Tat ist umso höher einzuschätzen, als Cloppenburg einen Kreis darstellt, der finanziell keineswegs auf Rosen gebettet ist."

Während des Zweiten Weltkrieges wurden die Aufbauarbeiten am Freilichtmuseum stark gedrosselt, die Besucherzahlen — in den dreißiger Jahren konnte das Museumsdorf bereits über 35 000 Besucher zählen — waren in dieser Zeit naturgemäß rückläufig, trotzdem wurde im Cloppenburger Museum ununterbrochen weitergearbeitet. „Auf diese Weise konnte vieles nachgeholt werden, was unbedingt nachgeholt werden mußte, vorher aber nicht hatte erledigt werden können. Das betrifft vor allem die Innenarbeit. Die Inventarisierung, die Katalogisierung, die Beschriftung und viele andere Dinge wurden in einer Weise durchgeführt, wie es auch in vielen größeren Museen nicht besser geschehen ist. Die Museumsbibliothek wurde weiter ausgebaut, Hunderte von Zeichnungen gefertigt und gleichzeitig die Grundlage gelegt für die verschiedensten wissenschaftlichen Arbeiten" [8]).

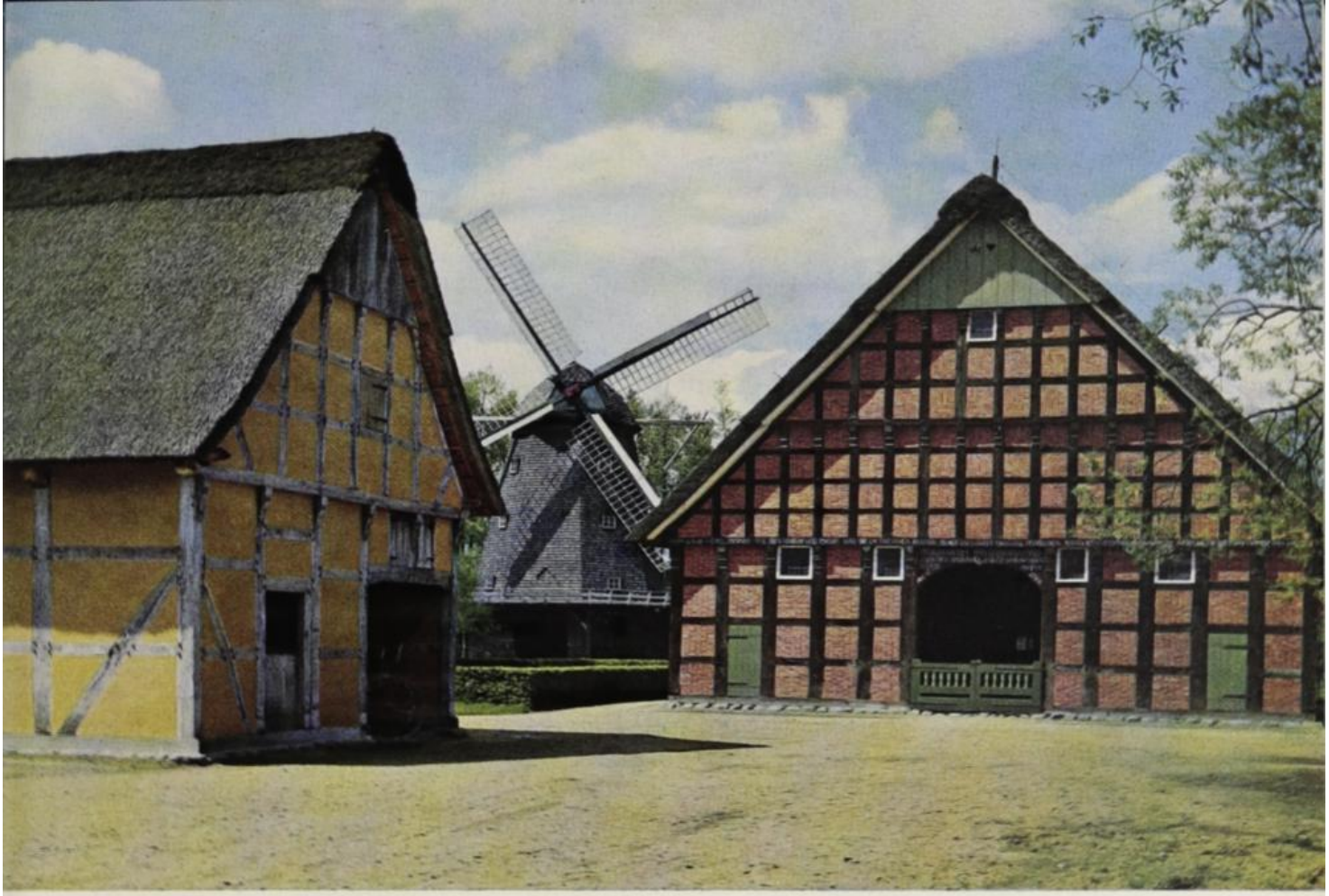
Zahlreiche Spezialabhandlungen stammen aus dieser „Ruhephase" und legen Zeugnis ab von der Wissenschaftlichkeit der hier geleisteten Arbeit. Die im Jahre 1937 aus Brokstreek (bei Quakenbrück) ins Museumsdorf übertragene „Burg" Arkenstede, ein Ministerialensitz des 17. Jahrhunderts, wurde als Ausstellungs- und Verwaltungsgebäude abseits der Dorfanlage, also als einziges eigentliches Museumsgebäude im herkömmlichen Sinne, der Wirkungsbereich intensiver wissenschaftlicher Museumsarbeit. In diesem Gebäude wurden auch die Magazine für die reichhaltigen Sammlungen untergebracht sowie die Bibliothek eingerichtet. Die Sammlungen an Möbeln, Hausrat und Gerät aller Art waren in einem erstaunlichen Umfang (und zu erstaunlich niedrigen Preisen) erweitert worden, so daß damals bereits abzusehen war, daß hier z. B. die größte Sammlung an bäuerlichen Möbeln und Arbeitsgerät ganz Niedersachsens im Entstehen begriffen war. Gleichzeitig wurde hier der Grundstock für eine der größten wissenschaftlichen Bibliotheken Südoldenburgs gelegt (Volkskunde, Geschichte, Kunstgeschichte, Urgeschichte), die heute im jährlichen Durchschnitt

Landesbibliothek Oldenburg

Der „Quatmannshof" aus Elsten (1805), monumentales niederdeutsches Hallenhaus.

Die weiträumige Diele (Tenne) des „Quatmannshofes".

Landesbibliothek Oldenburg



Der „Haakenhof" (Vierständerhaus von 1793) mit Kappenwindmühle (1764) und weiteren Nebengebäuden.

Diele und Herdraum des „Haakenhofes", schornsteinloses Rauchhaus.

Landesbibliothek Oldenburg

fünfhundert Neuzugänge verzeichnen kann und wohl die umfänglichste Bibliothek auf dem Gebiet der Volkskunde im westlichen Niedersachsen darstellt.

Noch vor Ende des Zweiten Weltkrieges, im Jahre 1944, wechselte die Trägerschaft des Cloppenburger Museums, das seit den Tagen der Gründung die Form einer rechtsfähigen Stiftung besaß, für die der ehemalige Landkreis Cloppenburg in erster Linie alle Verpflichtungen zu übernehmen hatte. Mit zunehmendem Ausbau aber stiegen auch Ausbau- und Unterhaltungskosten, die sich letzten Endes doch als zu hoch erwiesen für die Finanzkraft nur eines einzigen Landkreises. Die neue Trägerschaft — damit setzt ein weiterer Abschnitt in der Geschichte des Museumsdorfes ein — übernahm der Oldenburgische Landesfürsorgeverband, eine Vereinigung aller Landkreise Oldenburgs.

Das Museumsdorf in oldenburgischer Obhut (1944—1959)

An die Übergabe des Cloppenburger Freilichtmuseums in die gesamtoldenburgische Obhut knüpften sich große Hoffnungen, zumal alle Schwierigkeiten des Gründungsstadiums überwunden, beachtliches „Kapital" an Sammlungsgegenständen aufgehäuft und eine erstaunliche Zahl (20!) an Gebäuden in relativ kurzer Zeit aufgebaut worden waren; aber der größte Unglückstag des Museumsdorfes stand noch bevor, der 13. April des Jahres 1945. „Es war ein Freitag. Der Kampf um die Stadt Cloppenburg schien beendet zu sein. Da, in letzter Minute, wurde noch durch das Artilleriefeuer der angreifenden Truppen der Quatmannshof, das Prunkstück des Museumsdorfes, mit sechs Nebengebäuden und zwei weiteren Gebäuden, die in den ersten lagerten, in Schutt und Asche gelegt" [9]).

Die vollständige Vernichtung ausgerechnet dieser Hofanlage warf die Aufbauarbeit am Museumsdorf mehr als ein Jahrzehnt zurück, ja es waren noch weitaus katastrophalere Auswirkungen zu befürchten, daß nämlich „nun niemand mehr an dem Museumsdorf ein Interesse haben werde" [10]). Die öffentliche Meinung und die Behörden erneut zu einem weiteren zügigen Ausbau zu überzeugen, war für die Museumsleitung nach dem verlorenen Krieg die dringlichste und letztlich auch geglückte Aufgabe. Zunächst konnten die kleineren Nebengebäude der Hofanlage Quatmannshof wie Schafstall und Backhaus ergänzt werden und gegen Ende der vierziger Jahre wurde mit der Errichtung des großartigen Vierständerhauses „Haakenhof" aus dem Jahre 1793 der Wiederaufbau der dritten Hofanlage im Freilichtmuseum in Angriff genommen. Auch ein Kötterhaus aus dem Saterland (nördlich von Friesoythe), das letzte greifbare Exemplar dieses Typs, das in konstruktiver Hinsicht Relikterscheinnungen mittelalterlicher Bauformen widerspiegelt, wurde in der „Mandatszeit" des Landesfürsorgeverbandes im Museumsdorf erstellt; ferner auch ein mächtiger zweistöckiger Fachwerkspeicher aus dem Goldenstedter Raum sowie eine Drechslerwerkstatt mit kompletter Inneneinrichtung aus Markhausen.

Das Projekt Quatmannshof aber wurde wegen der hohen Kosten und auch wegen der vielschichtigen Problematik, ob an alter Stelle jetzt ein anderes Altgehöft oder ein neugebauter Quatmannshof erstellt werden solle, auf Jahre hinaus verschoben. Einerseits wurde immer wieder Ausschau gehalten, „ob sich irgendwo ein anderer Bauernhof, der den Quatmannshof

Landesbibliothek Oldenburg

ersetzen könne" finden lasse. (Auch mit dem Gedanken der eventuellen Übernahme der „Wehlburg" oder des „Wohnunger-Berner" Hofes wurde damals gespielt).

Andererseits „quälte den Leiter des Museums aber auch der Gedanke, ob es überhaupt zu verantworten sei, in dem Museumsdorf, in dem grundsätzlich nur Originalgebäude erstellt und gezeigt werden sollten, irgendwelche zerstörten Gebäude wieder aufzubauen bzw. neu zu errichten" [11]).

Nach langem Hin und Her fiel dann auch die Entscheidung, da für den Wiederaufbau des im Krieg zerstörten Quatmannshofes vor allem ein in etwa gleichwertiger Ersatz eines Originalgehöftes zu dieser Zeit nicht zu beschaffen war. An Hand der exakten Ansichten, Schnitte, Details und Holzlisten, die vor allem dem Architekten Gerhard Rohling sen. zu danken waren, der einstmals jahrelang zusammen mit dem Museumsgründer durch das gesamte Weser-Ems-Gebiet gezogen war und alle bemerkenswerten Höfe aufgenommen hatte, erwies sich eine maßstabsgetreue Rekonstruktion als durchaus möglich und vertretbar. Dieser Wiederaufbau wäre mit den Etatmitteln des Landesfürsorgeverbandes aber nicht möglich gewesen; es wurde zu diesem Zweck ein „Verein zur Wiedererrichtung des Quatmannshofes" gegründet, und die Bauern des Landes stifteten das nötige Eichenholz (über 400 fm!). Freunde des Museumsdorfes spendeten in diesen Jahren ansehnliche Geldsummen, und der Niedersächsische Landtag bewilligte dreimal 30 000,— DM hintereinander zum Wiederaufbau.

Am 22. September 1959, gut fünfzehn Jahre nach seinem Untergang, war der Quatmannshof im Museum neu erstanden, so daß das Museumsdorf Cloppenburg von nun an kein Torso mehr darstellte; man konnte wieder hoffnungsfroher in die Zukunft schauen und den endgültigen Ausbau planen. Zwischenzeitlich — nach der Fertigstellung des über 35 Meter langen „Haakenhofes", einem Vierständerreihenhaus in der Ausprägung des neuen Oberweser-Dachbalkenhauses — hatte man weitschauenderweise im Museumsdorf auch eine Gastwirtschaft errichten können, den Dorfkrug nahe dem Dorfteich. Diese stilvoll eingerichtete und attraktive Gaststätte war aus dem alten „Meierhof" aus Lahr bei Goldenstedt entwickelt worden und wegen der ständig wieder steigenden Besucherzahlen zu einer dringlichen Notwendigkeit geworden. Um diese kostspielige Planung durchführen zu können, war es notwendig gewesen, zusätzlich ein Darlehen von über 100 000,— DM aufzunehmen; Zinsen und Abtrag dieses Darlehens belasteten in nicht geringem Maße den ohnehin knappen Haushalt für das Museumsdorf; dennoch erwies sich gerade diese Investition für die zukünftigen Jahre des Cloppenburger Museums als genau richtig.

Auch durch dieses Projekt wurde erneut deutlich, welch hohe Summen erforderlich sind, um ein Kulturinstitut dieser Größenordnung und dieser Zielsetzung zu unterhalten und mit allen zwangsläufig erforderlichen Einrichtungen wie Parkplatz, Gastronomie etc. zu versehen. Der Haushalt des Museumsdorfes erreichte nach der Währungsreform im Durchschnitt (1949 bis 1956) jährlich die Höhe von fast 100 000,— DM, wobei das Museumsdorf selbst durch Eintrittsgelder, Verkauf von Schriften, Verpachtungen etc. jährliche Einnahmen von 30 000,— bis 40 000,— DM erzielen konnte, so daß der Zuschuß des Landesfürsorgeverbandes pro Jahr sich durchschnittlich

Landesbibliothek Oldenburg

Allseitig abgewalmtes Kleinbauernhaus aus dem Saterland, Ldkr. Cloppenburg (18. Jahrhundert).

Diele und Herdraum des Saterländer Hauses, Konstruktion: altertümliches Hochrähmgefüge.

Landesbibliothek Oldenburg

Müllerhaus und Kappenwindmühle (Turmwindmühle) des 18. Jahrhunderts.

Inneres des kleinräumigen Müllerhauses (Rauchhaus ohne Schornstein).

Landesbibliothek Oldenburg

auf 40 000,— bis 60 000,— DM belief. Hierzu muß aber noch vermerkt werden, daß der Haushalt des Museumsdorfes hätte viel weniger effektiv gestaltet werden können, wenn auch noch das volle Gehalt des Museumsleiters hätte bezahlt werden müssen. Dieser aber wurde von Land Niedersachsen als Studienrat besoldet. In der Zeit nach seiner Pensionierung bis zu seinem Tode 1961 brauchte einzig und allein der Ruhegehaltsausgleich aus dem laufenden Haushalt gezahlt zu werden.

Mit zunehmendem Ausbau war das Museumsdorf auch zwangsläufig wiederum in größere Finanznot geraten, die zwang, nach neuen Geldquellen Ausschau zu halten. Das Museumdorf fand in dieser Zeit in dem damaligen Niedersächsischen Ministerpräsidenten Hinrich Wilhelm Kopf nicht nur einen interessierten Gesprächspartner, sondern auch einen tatkräftigen Förderer, der für dieses Museum eine, wie es schien, auch in Zukunft sichere Existenzbasis zu gründen suchte. Angekündigt wurde diese neue Organisationsform für das Cloppenburger Freilichtmuseum am Tage des Richtfestes des neuen Quatmannshofes. „Die große Bedeutung des 22. September 1959 für die Geschichte des Museumsdorfes beruht darin, daß an diesem Tage das große Cloppenburger Kulturwerk auf breitere Schultern gelegt wurde, das ist, daß sich an diesem Tage der bisherige Träger des Museumsdorfes, der Oldenburgische Landesfürsorgeverband (der heutige Landessozialhilfeverband) mit der Niedersächsischen Landesregierung dahin einigte, vorbehaltlich der Zustimmung des Landtages eine ‚Stiftung Museumsdorf Cloppenburg' zu errichten, in die oldenburgischerseits das Museumsdorf als solches eingebracht wird, während das Land Niedersachsen hierfür jährlich einen Zuschuß von 100 000,— DM leistet, um dadurch die Zukunft dieses großen Werkes sicherzustellen" [12]).

Das Museumsdorf erhielt also wieder wie einst als kulturgeschichtliches Museum für Südoldenburg (1922—1944) die Form einer rechtsfähigen Stiftung, nur jetzt in erster Linie nicht mehr von einer Kommune getragen, sondern eingerichtet und damit in volle Verantwortung an das Land Niedersachsen übergeben. Auch hierdurch wurde die überregionale Bedeutung dieses Kulturinstitutes entsprechend gewürdigt und für das gesamte niedersächsische Museumswesen klar herausgestellt: Das Cloppenburger Museum war eine Institution des Landes Niedersachsen geworden.

Das Museumsdorf als rechtsfähige Stiftung des Landes Niedersachsen (1960—1971)

Mit dem Ende des Rechnungsjahres 1959 schied das Museumsdorf aus dem Landesfürsorgeverband aus, erhielt für das darauffolgende „Übergangsjahr" den in Aussicht gestellten Zuschuß des Landes Niedersachsen und wurde am 21. März 1961 offiziell als „Stiftung Museumsdorf Cloppenburg" des Landes Niedersachsen ins Leben gerufen [13]). Hiermit beginnt der dritte „Lebensabschnitt" in der wechselvollen Geschichte dieses Museums. Die Aufgabenstellung dieser neuen Stiftung wurde folgendermaßen umrissen und satzungsgemäß verankert: „Das Museumsdorf Cloppenburg ist als zentrales, wissenschaftlich geordnetes und geleitetes Freilichtmuseum zu verwalten, zu unterhalten und auszubauen. Das Museumsdorf soll ein kulturgeschichtlich wahres, möglichst geschlossenes Bild alter niederdeut-

Landesbibliothek Oldenburg

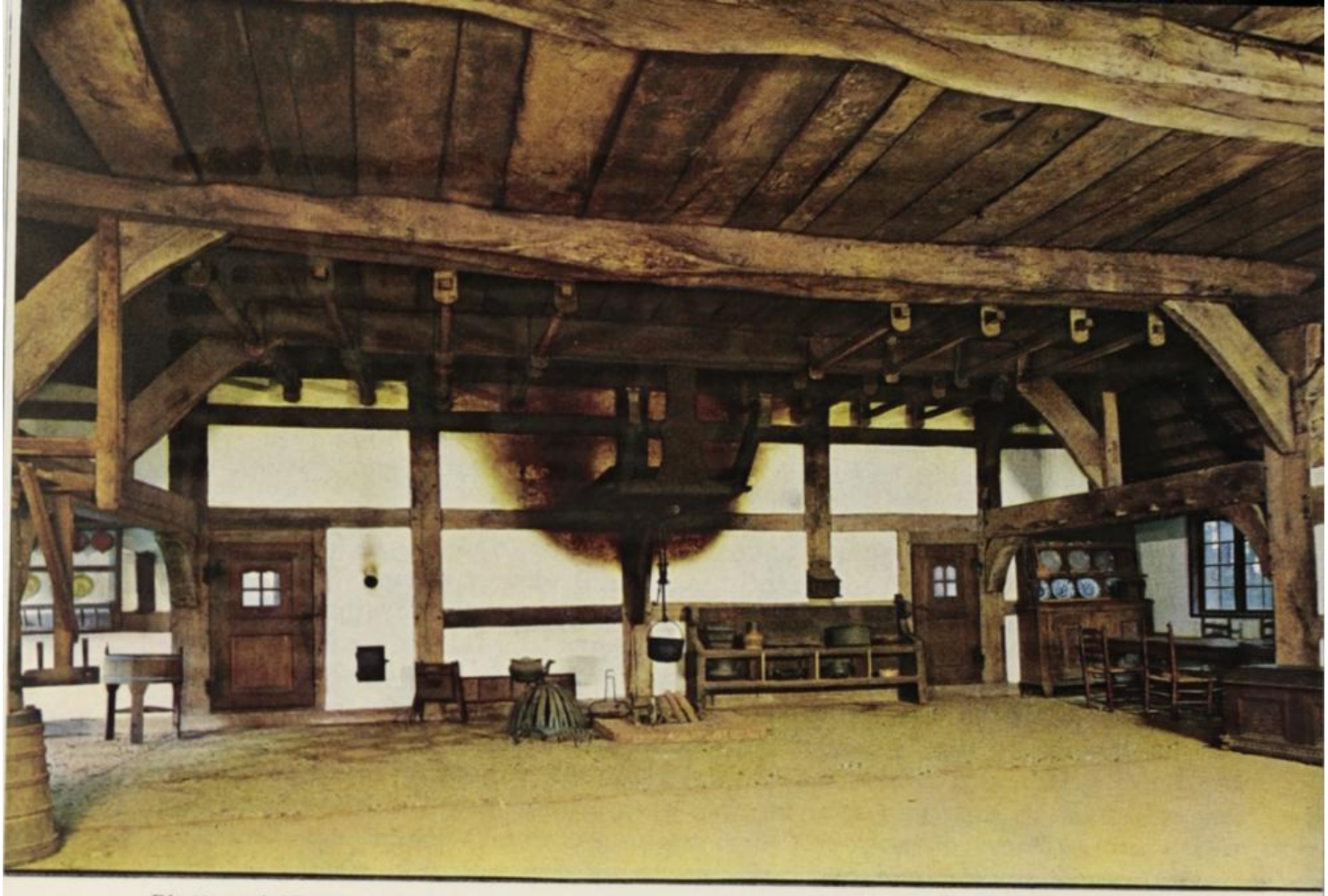
scher Dorfkultur bieten und eine lebendige Stätte der Forschung und Volksbildung, der inneren Einkehr und Besinnung sein" [14]).

Verwaltet und vertreten wird diese Stiftung öffentlichen Rechts durch ein dreizehnköpfiges Gremium gewählter Persönlichkeiten (fünf Personen des Landes Niedersachsen, fünf Personen des Landessozialhilfeverbandes, drei Personen aus Südoldenburg: Stadt Cloppenburg, Landkreis Cloppenburg, Landkreis Vechta); der geschäftsführende Vorstand wird von drei aus der Mitte des Kuratoriums gewählten Persönlichkeiten gebildet, die laufende Geschäftsführung ist dem Landkreis Cloppenburg übertragen, die durch den jährlichen Haushalt festgelegten Arbeiten und Planungen werden von der Direktion ausgeführt.

Es muß als besonders tragisch angesehen werden, daß der Gründer dieses Museums nicht mehr in den rechten Genuß dieser neuen Trägerschaft gelangte, da er wenige Tage nach der vollständigen Wiedereinrichtung des Hauses „Quatmannshof" im 76. Lebensjahre am 16. Mai 1961 an den Folgen eines Herzinfarktes verstarb. Es war ihm somit auch nicht mehr vergönnt, die schon geplante Übergabe der insgesamt wiedererstellten Hofanlage Quatmannshof an die Öffentlichkeit durch den damaligen Bundespräsidenten, Dr. h. c. Heinrich Lübke, am 15. Mai 1962, selbst noch zu erleben. Infolge der erfreulichen, sich von Jahr zu Jahr steigernden Besucherbilanz und den damit proportional gestiegenen Einnahmen aus dem Verkauf von Eintrittsgeldern, zusammen mit dem jährlichen Landeszuschuß von 100 000,— DM, entwickelte sich in den ersten Stiftungsjahren eine relativ zufriedenstellende Haushaltsbilanz und Arbeitsleistung. Im Stiftungsabschnitt von 1960 bis 1971, also im Verlauf von gut zehn Jahren, wurden dann auch nicht weniger als 18 alte Gebäudeobjekte aus dem niedersächsischen Bereich im Cloppenburger Freilichtmuseum aufgebaut. Es erfolgte also ein fast eben solch schneller Aufbau wie es in den dreißiger Jahren im ersten Aufbauabschnitt des Museumsdorfes (20 Gebäude damals in zehn Jahren) möglich wurde. Dieses Tempo konnte in den letzten Jahren aber nicht annähernd mehr durchgehalten werden, da die stark zunehmende Preis-Lohnkostenentwicklung bei gleichbleibendem „eingefrorenem Landeszuschuß" sich schließlich überaus ungünstig auf den Haushalt des Museumsdorfes auswirkte. (s. Abb.)

Das erste Nahziel der Stiftung Museumsdorf war, die bereits im Aufbau begriffenen, aber doch noch nicht komplett erstellten Hofanlagen innen wie außen zu vervollständigen. Ende 1961 war die gesamte Hofanlage „Quatmannshof" einschließlich aller Neben- und Wirtschaftsgebäude und mitsamt allem alten Inventar wieder vorhanden. In der nachfolgenden Zeit erhielt der „Haakenhof" alle zur Hofanlage notwendigen Nebengebäude aus gleicher Jahrhunderthälfte (Ende des 18. Jahrhunderts): Speicher-Remise, Zaunscheune, Schweinestall, Brau- und Backhaus sowie Müllerhaus. Damit verfügte dies Museum zusammen mit der Hofanlage „Hoffmannshof" über drei komplette nach Bauart und Bauzeit, Konstruktion und Einteilung sowie Größe und Giebelgestaltung unterschiedlich geartete Typen des niederdeutschen Hallenhauses. Das ältere „Museumsdorf-Areal" erhielt außerdem zahlreiche kleine, aber bedeutungsvolle historische Gebäude, die als eine wesentliche Abrundung des ersten Bauabschnittes gewertet werden

Landesbibliothek Oldenburg



Flett und Unnerschlag im „Hoffmanshof" aus Goldenstedt; Unterwesertyp.

„Burg" Arkenstede (17. Jahrhundert), einst Ministerialensitz jetzt Ausstellungs- und Verwaltungsgebäude.

Landesbibliothek Oldenburg

Durkwand (Bettkastenwand) in der Wohnküche des Gulfhauses aus Scharrel (1822).

Wohnküche des „ostfriesischen Gulfhauses" aus Scharrel (1822).

Landesbibliothek Oldenburg

können: Bauerschaftsschule, Kokerwindmühle, Heiligenhäuschen sowie Blaufärberei. Ein besonderes Juwel und „prüfbarer" Maßstab für die alte und neue „Schulpolitik" ist fraglos diese kleine, wieder original eingerichtete Schule der Bauerschaft Renslage, Ldkr. Bersenbrück, aus dem Jahre 1751; auch für die jugendlichen Besucher im Museumsdorf (jährlich über 50 000!) ist diese typisch alte Bauerschaftsschule ein gern aufgegriffener Diskussionsanlaß.

Seit Jahr und Tag ist es das Bemühen des Cloppenburger Freilichtmuseums gewesen, in möglichst umfassender Dokumentation Werkstätten des alten Handwerks aufzustellen, und gerade in letzter Zeit, oft im allerletzten Augenblick, gelang es, zahlreiche alte Werkstätten zu entdecken und in aller Vollständigkeit wieder aufzubauen: Drechslerei, Töpferei, Blaufärberei, Schmiede, Bierbrauerei, Holz- sowie Lederschuhmacherei, Bäckerei. Andere Werkstätten wie Zinngießerei, Gold- und Silberschmiede, Messing- und Kupferschmiede, Böttcherei, Stellmacherei, Uhrmacherei usw. wurden magaziniert.

Ein weiteres Hauptziel des Museumsdorfes ist es, die verschiedensten Varianten der technischen Kulturdenkmale des ländlich-niedersächsischen Gebietes, die Wind-, Wasser-, Tier- und Handmühlen, betriebsfertig wieder aufzubauen und auf diese Weise am besten zu erhalten. So konnte inzwischen eine große Kappenwindmühle, eine Kokerwindmühle, sowie die älteste Bockwindmühle Niedersachsens erstellt werden, so daß in diesem Museum alle Haupttypen der Windmüllerei bereits demonstriert werden können und damit ein bestimmtes Programm schon zum Abschluß gebracht wurde. Auch zwei imponierende Tiermühlen (Roßmühlen) wurden aufgestellt, eine Wassermühle, eine Ölmühle und eine kleine Wasserschöpfmühle warten seit geraumer Zeit darauf, aus dem Magazin in die Freilichtanlage gestellt zu werden. Kaum ein anderes deutsches Museum verfügt über eine derart große Zahl an Handmühlen unterschiedlichen Alters mit verschiedenartigen Antriebssystemen.

Es ist die zuvor schon angedeutete Aufgabe der Stiftung, nicht nur wesentliche Typen des „niederdeutschen Hallenhauses" sowie des „mitteldeutschen Gehöftes" aus dem niedersächsischen Verbreitungsgebiet, sondern natürlich auch des „ostfriesischen Gulfhauses" im Cloppenburger Freilichtmuseum zur Aufstellung zu bringen. Mit dem „Komplex Ostfriesland" konnte dank eines besonderen Zuschusses des Landes Niedersachsen aus dem niedersächsischen Vorab der VW-Stiftung vor einigen Jahren begonnen werden. Seit dem 16. Jahrhundert wurde in dem Gebiet zwischen Jadebusen und Dollart ein neuer Bauernhaustyp mehr und mehr landschaftsbestimmend, der im Unterschied zum niederdeutschen Hallenhaus in der Fachsprache „Gulfhaus" (Gulf, d. i. der kubische von jeweils vier Ständern gebildete Erntestapelraum) genannt wird. Diesen neuartigen Bauernhaustyp, — der relativ gesehen jüngste in der deutschen Hauslandschaft — breitete sich von den nördlichen Marschgebieten alsbald nach seiner Erfindung gen Süden bis tief in die Geestlandschaft hinein aus und vermochte im 19. Jahrhundert sogar in die angestammten Verbreitungsgebiete des niederdeutschen Hallenhauses einzudringen. Als typisches Beispiel eines „ausgewanderten" ostfriesischen Geest-Bauernhauses wurde für das Museumsdorf

Landesbibliothek Oldenburg

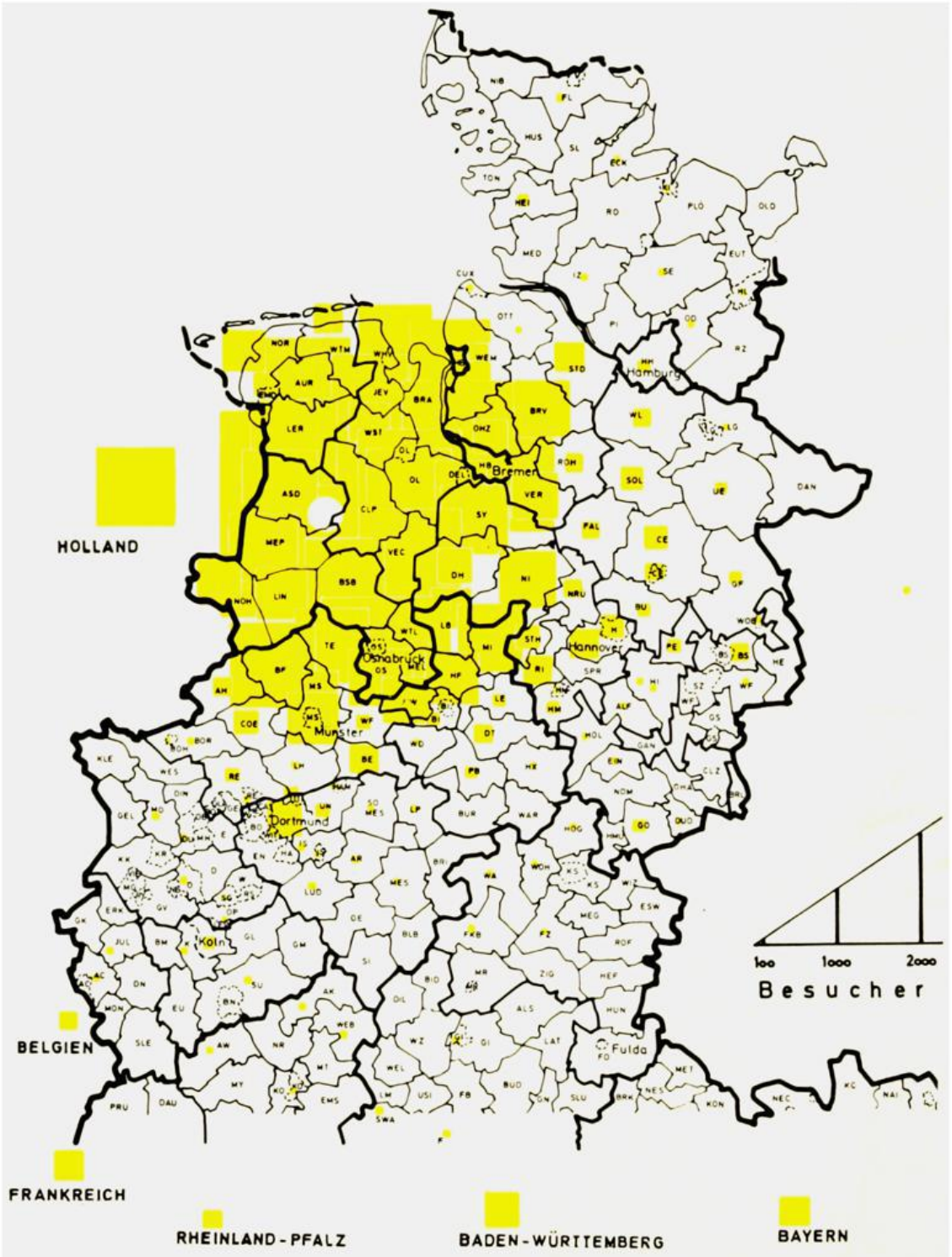
das Friesenhaus des Bauern Lübbert Theodor Awick (1822) von Scharrel im Saterland ausgesucht und in aller Vollständigkeit wieder eingerichtet[15]).

Aber selbst wenn in hoffentlich nicht allzu ferner Zeit das Programm der Dokumentation der drei genannten unterschiedlichen Hausfamilien Niedersachsens im Freilichtmuseum zu Cloppenburg zum Abschluß gelangt sein sollte, alle noch greifbaren für den ländlichen Raum oder im ländlichen Raum arbeitenden Arten des Handwerks in kompletten Werkstätten erfaßt sein sollten und alle wesentlichen Systeme alter technischer Kulturdenkmale im ländlichen Bereich zur Darstellung gebracht wurden, benötigte dies Museum dennoch als dringliche Ergänzung einen größeren Ausstellungs-, Verwaltungs- und Magazintrakt. Damit diese Planungen in nächster Zukunft verwirklicht werden können, wurde im Jahre 1969 aus Aerzen bei Hameln ein monumentales Gebäude mit mächtiger Holzkonstruktion aus dem Jahre 1561 (60 Meter Länge, 20 Meter Breite, 20 Meter Höhe) mit freundlicher Hilfe der Bundeswehr demontiert und im Freilichtmuseum bis zum Tage des Wiederaufbaues als Ausstellungs- und Mehrzweckhalle sorgfältig magaziniert. Gerade dieses einst bäuerlich genutzte Gebäude des Gutes Münchhausen erwies sich für die genannten Zwecke als besonders geeignet und vermag gleichzeitig hinsichtlich der Konstruktion sowie der Giebelgestaltung neue bauhistorische Aussagen für das Thema der Entwicklung des niedersächsischen-niederdeutschen Hallenhauses zu machen. Gemäß der ursprünglichen Museumskonzeption wird das derzeit notdürftig eingerichtete Ausstellungsgebäude „Burg" Arkenstede dann die kulturgeschichtlichen Sammlungen des Oldenburger Münsterlandes aufnehmen und damit abseits der eigentlichen Dorfanlage als kleines Landesmuseum fungieren können.

Mit dem Jahre 1971 hat eines der großartigsten und zugleich schwierigsten Projekte für das Freilichtmuseum Cloppenburg begonnen: Die Umsetzung der Hofanlage „Wehlburg" in Wehdel, Ldkr. Bersenbrück. Dieser 1750 erbaute Gräftenhof (einschließlich aller Nebengebäude und mitsamt allem alten Inventar) gilt allgemein als Deutschlands schönstes Bauernhaus, der absolute Höhepunkt bäuerlicher Profanbaukunst Niederdeutschlands. Durch einsichtsvolles Verhalten und tatkräftige Unterstützung auch des Landkreises Bersenbrück konnte es nach mehr als sechsjähriger Verhandlungszeit gelingen, die nicht unerheblichen Kosten für Ankauf und Umsetzung der Wehlburg in das Freilichtmuseum aufzubringen[16]). Die Hauptlast der Finanzierung übernahmen die Stiftung „Museumsdorf Cloppenburg", das Land Niedersachsen durch das niedersächsische Vorab der VW-Stiftung, die Staatliche Kreditanstalt Oldenburg-Bremen zusammen mit der Oldenburg-Stiftung.

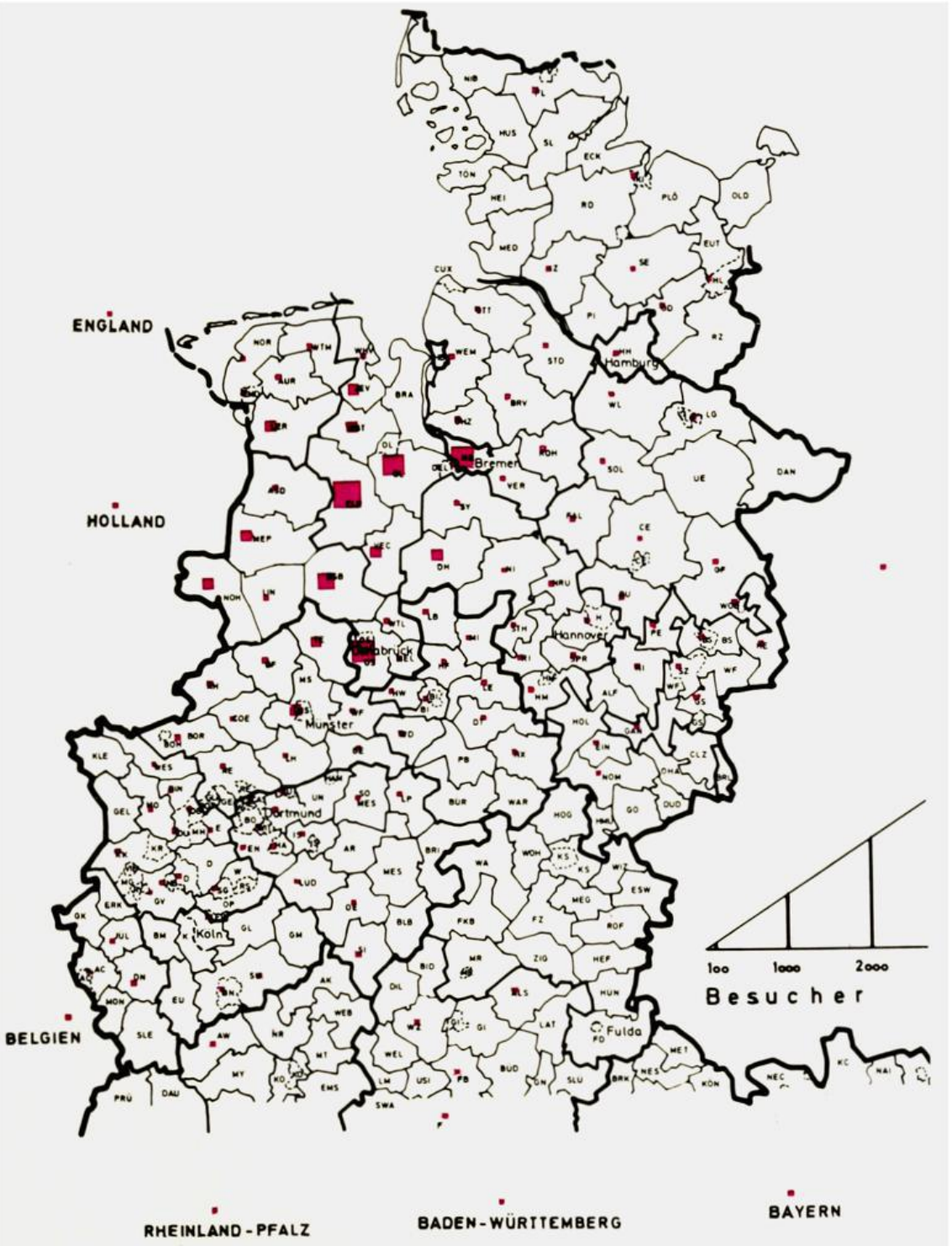
Um die „Wehlburg" nicht nur als Denkmal bäuerlicher Architekturgeschichte, sondern darüber hinaus als vollwertige volkskundliche Quelle zur Forschung, Lehre und musealen Demonstration frei zugänglich und allseitig auswertbar zu erhalten, wurde ein vielschichtiges „Forschungsprogramm Wehlburg" erstellt, das nach Demontage des Altgehöftes auch siedlungsarchäologische Ausgrabungen auf dem historischen, von Adel und Bauern abwechselnd besiedelten Boden vorsieht[17]). Bis zum Ende des Jahres 1973 soll der Wiederaufbau und die Einrichtung der gesamten Hofanlage „Wehlburg" im Freilichtmuseum Cloppenburg abgeschlossen sein.

Landesbibliothek Oldenburg



Gesellschaften im Cloppenburger Freilichtmuseum 1970
(Analyse von 68 000 Besuchern = ca. 35 % von 191 000 Personen des Jahres 1970)

Landesbibliothek Oldenburg



Tagesbesucher im Cloppenburger Freilichtmuseum zu Pfingsten 1971 (Auszählung von 6 500 Personen, Gesamtzahl der Einzelpersonen 1971 aber ca. 130 000!).

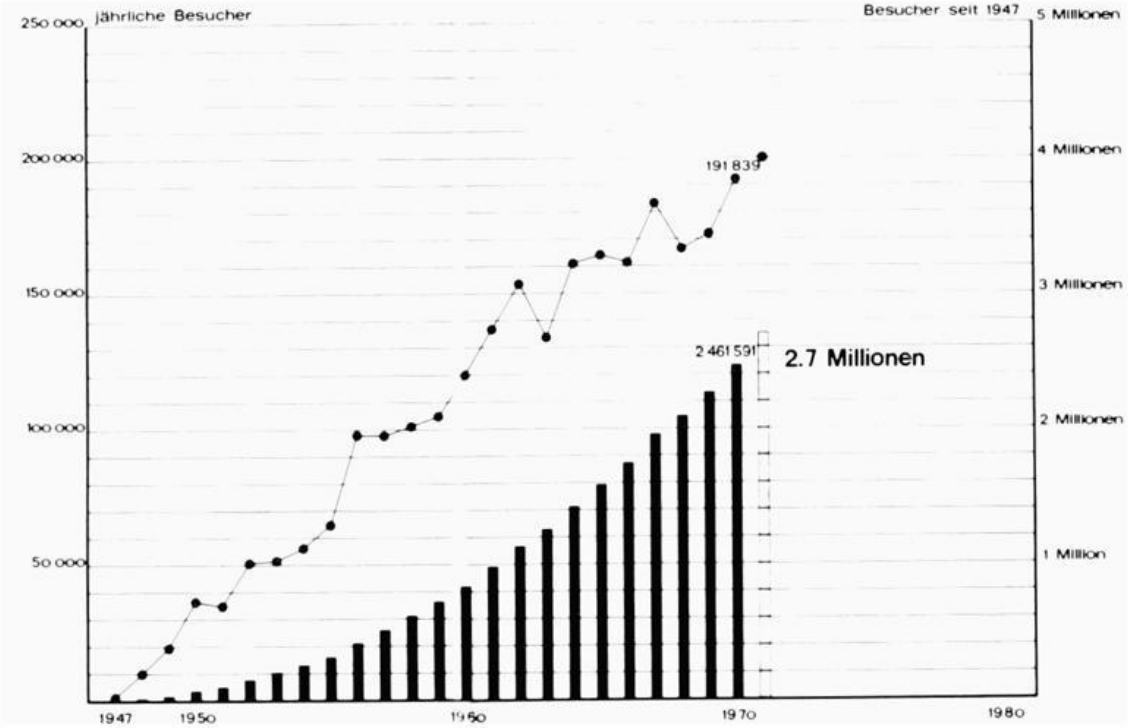
Landesbibliothek Oldenburg

Sonderausstellungen: Seit Errichtung der Stiftung „Museumsdorf" wurden im steten Bemühen um die Erfüllung des Stiftungsauftrages zahlreiche jährlich wechselnde Sonderausstellungen sowohl in dem Ausstellungsgebäude „Burg" Arkenstede als auch außerhalb des Freilichtmuseums in anderen Städten durchgeführt, die die mannigfache wissenschaftliche wie auch volksbildnerische Tätigkeit dieses Kulturinstitutes widerspiegeln. Landeskundliche, kulturhistorische und speziell volkskundliche Themen regionaler wie auch überregionaler Art wurden behandelt und in begleitenden wissenschaftlichen Katalogen und Ausstellungsführern dokumentiert und in ihrem Wert festgehalten [18]), z. B. „Das tägliche Brot", „Das Handwerk des Töpfers", „Das Handwerk des Zinngießers", „Das Handwerk des Blaufärbers", „Alte Trachten aus Niedersachsen und Westfalen", „Alte Fliesen und volkstümlicher Wandschmuck des 18. und 19. Jahrhunderts", „Marienskulpturen des Oldenburger Münsterlandes aus sieben Jahrhunderten", „Von der Gotik bis zum Rokoko", „Frühes Christentum zwischen Weser und Ems", „Ringwall und Burg in der Archäologie West-Niedersachsens" usw. Auch das zeitgenössische Schaffen fand hier in der „Burg" Arkenstede seinen vielbeachteten Niederschlag auf dem Gebiet der Malerei, Graphik und Plastik.

Veröffentlichungen: Wie eingangs erwähnt, wurde das Museum zu Cloppenburg von Anbeginn an auf eine wissenschaftliche Grundlage gestellt. Zum Wissenschaftsfach der Hausforschung leistete das Cloppenburger Museum einen wesentlichen Beitrag; es wurden nicht nur die Bauernhausformen des südlichen Oldenburg untersucht, sondern auch die des gesamten Weser-Ems-Gebietes. Hunderte maßstabsgetreuer Zeichnungen, die so entstanden, halten die Ergebnisse fest und sollen in einem umfassenden Bauernhauswerk veröffentlicht werden. Außerdem wurden die bäuerlichen Geräte des Museumsdorfes und anderer Museen und Sammlungen erforscht und zeichnerisch festgehalten. Zur Geschichte des norddeutschen Bauernmöbels lieferte Heinrich Ottenjann eine „höchst willkommene Neuerscheinung" [19]). Sein Buch „Alte deutsche Bauernmöbel" (seit einigen Jahren im Buchhandel vergriffen, so daß jetzt an eine Neuauflage gedacht ist) „ist gleichsam ein dokumentarisches Werk bäuerlicher Möbelkunst Nordwestdeutschlands geworden". Die Wissenschaftler dieses Museums veröffentlichten außerdem zahlreiche Abhandlungen und Monographien (Möbel, Skulpturen, Hausbau, Zinn, Bronze), in denen spezielle Themen aus dem weiten niederdeutschen Bereich abgehandelt wurden. Viele Kollegen waren auch bereit, über Gegenstände des Cloppenburger Museums wertvolle Abhandlungen zu verfassen (Urgeschichte, Geschichte, Numismatik, Kunstgeschichte, Landeskunde, Volkskunde). Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß außer den vielen Ausstellungskatalogen (oftmals in zweiter Auflage) auch in fast jedem Jahr ein neuer Museumsführer herausgegeben werden konnte, von dem bislang weit über hunderttausend verkauft wurden. Mehr und mehr zeigt sich jetzt, daß im niedersächsischen Museumsinstitut zu Cloppenburg, gerade was die landeskundliche und volkskundliche Forschung betrifft, Einsichten für das gesamte nordwestliche Deutschland gewonnen wurden.

Museumsbesuch: Das Freilichtmuseum bäuerlicher Kulturdenkmale Niedersachsens zu Cloppenburg darf wohl mit Fug und Recht bezüglich seiner

Landesbibliothek Oldenburg



Besucher im Museumsdorf von 1947—1971

Besucherzahlen von sich behaupten, eines der erfolgreichsten Kulturinstitute im gesamten niederdeutschen Raum zu sein. Kein Freilichtmuseum und kein kulturgeschichtliches Museum in Niedersachsen vermag eine derart erfolgreiche Besucher-Bilanz vorzuweisen. Nach dem Zweiten Weltkrieg öffnete das Museumsdorf zwar schon im Jahre 1947 wieder seine Tore, verständlicherweise fehlte in den ersten Jahren aber noch das entsprechende Echo. Dennoch konnte aber hier in dem Zeitraum von 1947 bis 1957 immerhin schon etwas mehr als eine halbe Million Besucher gezählt werden. Die „Hunderttausender-Grenze" pro Jahr wurde dann erstmalig im Jahre 1958 und die Schwelle um hundertfünfzigtausend wurde bei nun stetig steigenden Besucherfrequenzen im Jahre 1962 erreicht, ein Jahr nach Wiederherstellung der Hofanlage „Quatmannshof". Diese überaus erfreuliche, gesunde Bilanz wurde aber noch in den Jahren 1970 (über 190 000) sowie 1971 (sogar über 210 000) erheblich überboten. Das Freilichtmuseum konnte also sogar die „Traumgrenze" von 200 000 jährlichen Museumsbesuchern übersteigen und damit im Vergleich zu anderen Museen „riesenhafte" Zahlen erreichen. Da von anderen bundesdeutschen Museen kaum verläßliche Angaben über Altersschichtung oder Bildungsniveau, über den Anteil ortsansässiger oder fremder Gäste so gut wie nicht veröffentlicht wurden, seien hier einmal einige Zahlen und Verbreitungskarten darüber vorgelegt.

Im Zeitraum der „Stiftung Museumsdorf" (1961—1971) besichtigten über 1,8 Millionen (jung und alt) das Cloppenburger Museum. Addiert man die jährlichen Besucherzahlen von 1947 bis zum Jahre 1971, dann ergibt sich die

Landesbibliothek Oldenburg

erstaunliche Anzahl von über 2750000 Personen; im Durchschnitt waren etwa 65 Prozent dieser Besucher Erwachsene und ca. 35 Prozent Jugendliche.

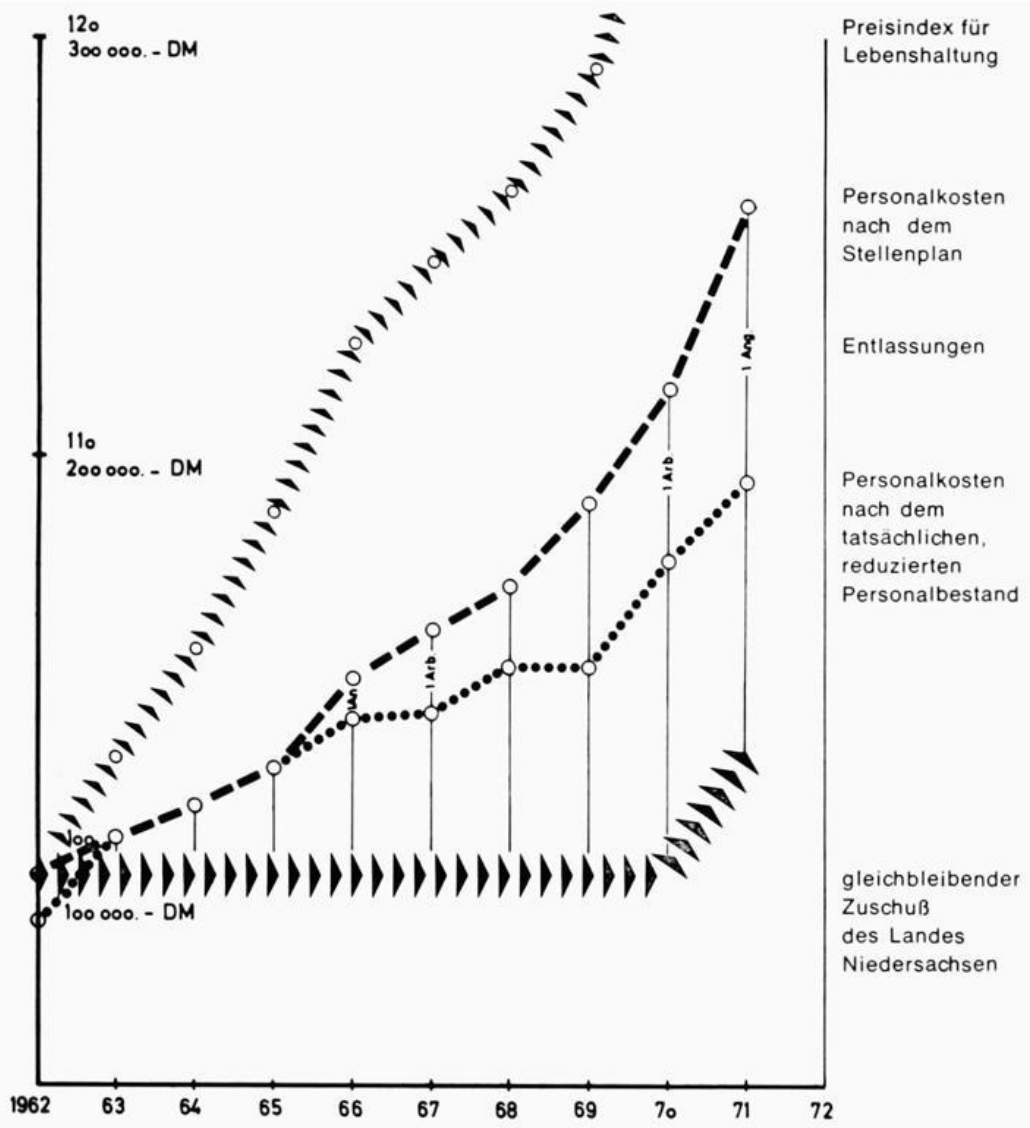
Berücksichtigt man ferner in dieser so nüchternen Besucherstatistik, daß etwas mehr als 35 Prozent aller Besucher (Jugendliche und Erwachsene insgesamt) in Gruppen oder Gesellschaften dieses Museum aufsuchten und diese „Gesellschaftsreisenden" in der überwiegenden Zahl von geschulten Kräften (ein- oder mehrstündig) hindurchgeführt und betreut wurden, dann erst ist der volle Arbeitsaufwand sowie die volksbildnerische Ausstrahlung und Sorgfaltspflicht dieses Museums voll und ganz zu ermessen. Auch der jährliche Besuch durch Studentengruppen und Seminare zahlreicher Hochschulen bestätigt nachdrücklich, welch hohe wissenschaftliche Aussagekraft dieses Institut gleichzeitig verkörpert.

Um die überregionale Ausstrahlungs- bzw. Anziehungskraft dieses niedersächsischen Freilichtmuseums auch bildhaft zu verdeutlichen, wurde eine genaue Analyse der Herkunftsorte der Museumsbesucher versucht. Auf Grund der ausgefüllten „Gesellschaftsscheine" (Quittungsbelege mit Anzahl der Besucher und Herkunftsangaben) wurden Herkunft und Anzahl der Gesellschaftsbesucher (Jugendliche und Erwachsene) des Freilichtmuseums im Jahre 1970 und zum anderen die Herkunft der Tagesbesucher (Einzelbesucher als Pkw-Reisende, Jugendliche und Erwachsene) zu Pfingsten 1971 festgestellt, ausgewertet und kartographisch veranschaulicht (s. Abb.). Dieses Kartenbild der „Gesellschafts-Besucher" des Jahres 1971 (s. Abb.) (d. i. die Analyse von 68000 Besuchern gleich 35,4 Prozent der Gesamtzahl von 1970: 191 000) verdeutlicht augenfällig die überregionale Anziehungskraft dieses Museums sowohl auf das niedersächsische als auch auf das benachbarte nordrhein-westfälische sowie niederländische Gebiet. Der Besucheranteil der einzelnen Gebiete und Bundesländer kann z. B. auch noch folgendermaßen aufgeschlüsselt werden: West-Niedersachsen (Reg.-Bez. Aurich,, Verw.-Bez. Oldenburg, Reg.-Bez. Osnabrück) 47,79 Prozent, das übrige Niedersachsen 18,99, (Niedersachsen also insgesamt 66,78 Prozent), Nordrhein-Westfalen 20,66 Prozent, Ausland (Niederlande, Belgien und Frankreich) 3,79 Prozent; der Rest entfällt — wie ersichtlich — auf die übrigen Bundesländer.

Die Karte der „Tagesbesucher" (s. Abb.), der Einzelbesucher mit Pkws — obwohl nur an einem Stichtag ausgezählt — bestätigt nicht nur dieses Ergebnis, sondern geht in der Aussage sogar noch darüber hinaus. Der Anteil dieser Besuchergruppen betrug im Jahre 1970 genau 64,55 Prozent, also in Relation zur gesamten Besucherzahl: 123 809 Personen (Jugendliche und Erwachsene). Diese Karte der Tagesbesucher würde bei einer Auszählung der Herkunftsorte aller Einzelbesucher in einem Jahr noch bedeutend mehr Gewicht erhalten, spricht aber auch so bereits eine überzeugende Sprache.

Beide „Besucher-Karten" stellen sowohl für den engeren Umkreis als auch für den gesamten nordwestdeutschen Bereich ein beredtes Zeugnis der Attraktivität des Freilichtmuseums zu Cloppenburg dar; sie unterstreichen ferner einprägsam, wie sehr es sich lohnt, zielstrebig den schnellen Ausbau

Landesbibliothek Oldenburg



Personalkosten der Stiftung Museumsdorf von 1962—1971

dieses Museums voranzutreiben, das in so hohem Maße von den Besuchern „angenommen" wird.

Finanzsituation: Laut Stiftungsvertrag gewährt das Land Niedersachsen dem Cloppenburger Museum einen jährlichen Zuschuß von 100 000,— DM. Da dieser feste Zuschuß trotz eindringlichen Bittens bis zum Jahre 1970 aber nicht erhöht wurde, geriet dieses Museum in erster Linie wegen der enorm gestiegenen Lohn- und Personalkosten, aber auch wegen der allgemeinen Teuerung in immer größere Finanznot, die schließlich sogar dazu zwang, ab 1966 zwei Stellen für Arbeiter sowie zwei Stellen für Verwaltungsangestellte nicht wieder zu besetzen bzw. Kündigungen auszusprechen. Der Personalhaushalt mußte also drastisch gekürzt werden, obwohl durch weiteren Ausbau die Arbeit sich vermehrte, die Besucherzahlen und damit die Betreuungspflichten für die Besucher beträchtlich stiegen und

Landesbibliothek Oldenburg

die Zahl der Ausstellungen erhöht wurde. Nur für das Jahr 1971 wurde dieser Zuschuß des Landes Niedersachsen erstmalig um 30 000,— DM erhöht (s. Abb.).

Zu einem Teil werden also die Haupteinnahmen des Freilichtmuseums in Cloppenburg aus dem Zuschuß mit Rechtsanspruch vom Land Niedersachsen bestritten, zum anderen Teil aus den jährlichen Zuwendungen der mit Sitz und Stimme ausgestatteten Kommunen (Ldkr. Cloppenburg, Ldkr. Vechta, Stadt Cloppenburg). Der weitaus größte Teil der Haushaltseinnahmen aber erfolgt bzw. mußte erfolgen aus dem Erlös der Eintrittsgelder: eine im Museumswesen wohl einmalige, auf die Dauer aber nicht tragbare Notlösung.

Das Cloppenburger Museum erhielt also vom Land Niedersachsen von 1961 bis 1971 einen Zuschuß in Höhe von 1 130 000,— DM sowie gesonderte Zuwendungen aus dem niedersächsischen Vorab der VW-Stiftung zum Wiederaufbau des ostfriesischen Gulfhauses von 70 000,— DM und im Jahre 1971 einen zweiten aus dem gleichen Fond von 140 000,— DM für den Ankauf und die Wiedererrichtung der „Wehlburg".

Von den drei genannten Kommunen erhielt das Cloppenburger Museum im gleichen Zeitraum etwas über 260 000,— DM gestiftet, ferner erhielt es an Spenden von seinen Freunden und Gönnern 220 000,— DM. Aus dem Verkauf der Eintrittskarten vermochte das Museum während dieser Zeit nicht weniger als 1 251 000,— DM selbst einzunehmen. Der jährliche Betrag der Eintrittsgelder steigerte sich natürlich proportional zu den gestiegenen Besucherzahlen, so daß dieser Erlös im Jahre 1971 fast doppelt so hoch war, wie der Zuschuß des Landes Niedersachsen. Ferner erzielte dies Kulturinstitut aus dem Verkauf von Schriften und Postkarten einen Betrag von 246 000,— DM. Letztere drei Summen (Eintrittsgelder, Spenden und Bücherverkauf) zusammengezählt ergeben, daß das Freilichtmuseum bäuerlicher Kulturdenkmale Niedersachsens selbst mehr verdienten bzw. zu seinem Lebensunterhalt mehr verdienen mußte, als es vom Land Niedersachsen an Zuschüssen erhalten konnte. Dies dokumentiert einmal mehr, welche Anstrengungen das „Museumsdorf" zu unternehmen hatte, um die gestellten Ziele und Satzungsaufgaben zu erreichen. Trotz dieser intensiven Bemühungen war es aber schließlich dennoch gezwungen, vier Mitarbeiter zu entlassen (s. Abb.).

Die bisherigen Aufbauarbeiten am Museumsdorf wären aber mit den Zuschüssen des Landes Niedersachsen, der kommunalen Stellen und den Spenden sowie mit den Eintrittsgeldern allein auch noch nicht möglich gewesen, so daß Kuratorium und Vorstand der Stiftung sich veranlaßt sahen, zahlreiche Darlehen zur Bewältigung der gestellten Aufgaben aufzunehmen. Bei einem jährlichen Etat von ca. 350 000,— DM hat das Museumsdorf an Kapitaldienst und Zinsen für Darlehen in Höhe von 450 000,— DM nicht weniger als jährlich 34 000,— DM aufzubringen. Dieser Kapitaldienst muß noch für 25 bis 30 Jahre getragen werden, so daß hierdurch der jährliche Haushalt des Museumsdorfes überaus strapaziert wird und Mittel zum weiteren Ausbau wegen gleichzeitig beachtlich gestiegener Personalkosten fast nicht mehr zur Verfügung stehen. Das Kuratorium der „Stiftung Museumsdorf" war in diesem Zeitraum von zehn Jahren zweimal

Landesbibliothek Oldenburg

Blick in die Wechselausstellungsräume der „Burg" Arkenstede des Freilichtmuseums zu Cloppenburg. Ausstellungen: „Das Handwerk des Töpfers" und „Das Handwerk des Zinngießers".

Landesbibliothek Oldenburg

gezwungen, einen Grundstückserwerb zu tätigen, einmal wegen notwendiger Erweiterung des bisherigen Geländes und zum anderen für die Erstellung eines neuen, größeren Parkplatzes.
Wäre zum Beispiel dieser Grundstücksankauf damals nicht vorgenommen worden, wäre heute auch kein entsprechender Platz für die „Wehlburg" im Museumsdorf vorhanden gewesen, so daß dieser wagemutige Schritt heute schon seine Früchte trägt.
Die in aller Öffentlichkeit hiermit offen dargelegte unzulängliche Finanzsituation dieses niederländischen Kulturinstituts fand — zu unserer großen Befriedigung und Ermutigung — mittlerweise bei einigen gewichtigen Institutionen hilfreiches Echo. In der „Roten Mappe" 1971 des Niedersächsischen Heimatbundes — vorgetragen durch den Vorsitzenden Dr. Herbert Röhrig auf dem 52. Niedersachsentag in Uelzen am 4. September 1971 — wird das Land Niedersachsen nachdrücklichst um wirksamere Hilfe als bisher aufgerufen; es heißt:
„Von den Museen unseres Landes wollen wir in diesem Jahre nur eines erwähnen, das aber um so nachdrücklicher, nämlich das Museumsdorf in Cloppenburg. Vor zehn Jahren hat das Land Niedersachsen es als rechtsfähige Stiftung in seine Obhut übernommen, gewährt ihm aber trotz ständig steigender Kosten nur denselben Zuschuß wie damals. Es wird dankbar anerkannt, daß in diesem Jahre zum ersten Male ein erhöhter Zuschuß geleistet worden ist, aber auch er reicht nicht annähernd aus, den weiteren Ausbau, die Erhaltung der vorhandenen Gebäude und die Kosten der Verwaltung zu decken. Bäuerliche Kulturdenkmale geraten immer mehr in die Gefahr, vernichtet zu werden und damit für alle Zeiten verlorenzugehen, also sollte die Stiftung mehr ankaufen können als bisher, aber daran ist überhaupt nicht zu denken. Sie kann im Gegenteil vier Planstellen nicht

Die Aerzener „Scheune" des Julis Münchhausen (1561), das spätere Ausstellungs- Verwaltungs- und Magazingebäude am neuen Eingang des Cloppenburger Freilichtmuseums. *Foto: Archiv Museumsdorf*

Landesbibliothek Oldenburg

„Dachgeschoß" der Aerzener „Scheune", der spätere Ausstellungstrakt nach dem Wiederaufbau am Eingang des Freilichtmuseums. *Foto: Archiv Museumsdorf*

geschieht bei 200 000 Besuchern im Jahr, wie sie kein anderes kulturhistorisches Museum in Niedersachsen erreicht. Sogar das ärmere Nachbarland Schleswig-Holstein tut wesentlich mehr. Wir setzen uns mit allem Nachdruck für eine schnelle, wirksame Förderung dieses wertvollen und wichtigen Instituts ein."

Landesbibliothek Oldenburg

Diese von der Festversammlung in Uelzen mit starkem Beifall quittierten Feststellungen und Bitten um stärkere staatliche Förderung, wurden von Herrn Staatssekrtär Wedemeyer — in Stellvertretung des Niedersächsischen Kultusministers — wie folgt beantwortet:

. . . . „Ihre Sorge gilt auch dem Museumsdorf in Cloppenburg. Jeder, der einmal dort gewesen ist, weiß von der großen Bedeutung dieser einmaligen Einrichtung. Das Land Niedersachsen hat das vor einem Jahrzehnt dadurch anerkannt, daß es das Museumsdorf in eine rechtsfähige Stiftung einbrachte und ihm einen festen Jahreszuschuß zusagte. Die ungünstige finanzielle Lage hat eine Aufstockung dieses Zuschusses immer wieder verhindert; jedoch hat das Land Niedersachsen in diesem Jahr zum ersten Male außer der Garantiesumme einen Zuschlag von 30 000,— DM an die Stiftung ausgezahlt. Wir wissen, daß auch diese Summe noch zu gering ist. Ich darf aber darauf hinweisen, daß das Museumsdorf in den letzten Jahren mehrfach Zuschüsse (zweimal aus Sondermitteln aus dem niedersächsischen Vorab der VW-Stiftung) erhalten hat, z. B. für den Wiederaufbau des Friesen-Gulfhauses und für die Rettung der Wehlburg. Ich hoffe, daß solche Sondermittel auch in Zukunft gewährt werden können." . . .

Da nun durch die Niedersächsische Regierung selbst offiziell festgestellt wird, daß die bislang gewährte Summe hinsichtlich der großen Bedeutung dieser einmaligen Einrichtung noch zu gering ist, sollten wir auf schnelle und wirksame Förderung durch das Land Niedersachsen hoffen können.

Die mangelhafte und die Existenz bedrohende finanzielle Unterstützung dieses Museums vor allem durch das Land Niedersachsen veranlaßte auch die Deutsche Gesellschaft für Volkskunde zu einer gutachtlichen Stellungnahme zur Bedeutung dieses Freilichtmuseums und appellierte eindringlich an die Landesregierung in Würdigung der von diesem Museum bislang auch in Zukunft noch zu leistenden Aufgaben, wirkungsvolle und ausreichende Geldmittel zur Verfügung zu stellen. Der Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Universitäts-Professor Dr. Günther Wiegelmann, schreibt hierzu in seinem Schreiben vom 23. August 1971: „ . . . Mit großer Sorge hat der Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde zur Kenntnis genommen, daß das älteste und bedeutendste Freilichtmuseum Mitteleuropas, das von Ihnen geleitete Museumsdorf Cloppenburg, in eine Existenzkrise zu geraten droht.

Der Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde sieht darin eine verhängnisvolle Entwicklung, da die ungewöhnlich erfolgreiche Forschung und Dokumentation Ihres Museums in Nordwestdeutschland dadurch zum Stillstand kommen könnte. Ja, er fürchtet, dieser Zustand sei bereits erreicht, weil Sie die Stelle des wissenschaftlichen Mitarbeiters wegen der Finanznot momentan nicht neu besetzen können.

Diese Bedrohung trifft Ihr Museum in einer Zeit, in der es dringend geboten ist, die großen Museen gerade nach der wissenschaftlichen Seite hin wirkungsvoll auszubauen, wie die Deutsche Forschungsgemeinschaft kürzlich in ihrem Acht-Punkte-Plan zur „Notlage der Museen in der Bundesrepublik" eindringlich dargelegt hat. Das allgemeine Nachhinken der wissenschaftlichen Museumsarbeit in Deutschland — im Vergleich zu Skandinavien,

Landesbibliothek Oldenburg

Osteuropa, den Niederlanden und Dänemark — ist bei den Volkskunde-Museen in verschärftem Maße zu beobachten.

Zwar wurden durch großartige Initiativen Einzelner wichtige Sammlungen angelegt und — wie in Cloppenburg — international berühmte und anerkannte Museen gegründet. Aber die systematische wissenschaftliche Dokumentation und Forschung hinkte vielfach — wegen des Mangels an Stellen für wissenschaftliches Personal — beträchtlich nach. Dieser Mangel droht aber den Kern der Volkskundemuseen zu gefährden.

Da durch die rapide Industrialisierung und Verstädterung die überlieferte ländliche Kultur rasch aufgelöst wird, ist es gerade jetzt notwendig, die museale Dokumentation und Forschung entscheidend zu intensivieren. In den beiden nächsten Jahrzehnten muß die wissenschaftliche Kapazität der großen Volkskundemuseen unter allen Umständen wesentlich größer sein als bisher, wenn die dringendsten Aufgaben geleistet werden sollen. Die uns heute gestellten Aufgaben können nicht aufgeschoben werden.

Der dadurch notwendige rasche Ausbau der Freilichtmuseen bedarf der wissenschaftlichen Fundierung, wie sie in anderen Ländern selbstverständlich ist. — Am Nordischen Museum in Stockholm arbeiten über dreißig hauptamtliche Wissenschaftler. — Die kontinuierliche Dokumentation und Forschung bildet die Basis jeder Museumsarbeit. Nur auf dieser Grundlage können die großen Aufgaben der Öffentlichkeitsarbeit, der Volksbildung und des akademischen Unterrichts gemeistert werden. Dem Freilichtmuseum in Cloppenburg kommt dabei eine bedeutende Aufgabe zu, da es den weiten Bereich Nordwestdeutschlands als volkskundliches Landesmuseum zu dokumentieren und zu erforschen hat. In vieler Hinsicht hat es gar Forschungsaufgaben zu erfüllen, die sonst von nahen Universitäten mitgetragen werden können.

Daher ist es dringend geboten, daß dem Freilichtmuseum in Cloppenburg bald ausreichend Stellen für wissenschaftliche Mitarbeiter zur Verfügung stehen. Gemessen an der Größe der Aufgabe und dem in anderen Ländern Vorhandenen hält der Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde die Einrichtung von drei wissenschaftlichen Planstellen für unbedingt notwendig.

Hiermit richten wir den dringenden Appell an die verantwortlichen Stellen, insbesondere an das Kultusministerium des Landes Niedersachsen, das Notwendige ohne Zögern zu verwirklichen."

Der große Wunsch dieses Freilichtmuseums im Jahre seines 50. Bestehens ist, daß der geplante Ausbau und damit die Vollendung dieses Museums trotz aller Schwierigkeiten und Nöte in nicht allzu ferner Zukunft Wirklichkeit werden möge und dieser Zeitraum der endgültigen Gestaltung nicht noch einmal die Spanne der ersten Aufbauphase benötigt.

In diesem Sinne hoffen wir auf die Hilfe von Staat, Kommunen, Gönnern und Freunden!

Anmerkungen:

[1]) Heinrich Ottenjann, Museumsdorf Cloppenburg, Oldenburg 1944, S. 13 ff.

[2]) Heinrich Ottenjann, Das Museumsdorf in Cloppenburg in: Zeitschrift „Niedersachsen", Heft 1, 1956, S. 8 ff.

Landesbibliothek Oldenburg

[3]) Weyens, Jozef, Freilichtmuseum Brokrijk, 1962

[4]) Heinrich Ottenjann, Das Museumsdorf in Cloppenburg in: Zeitschrift „Niedersachsen", Heft 1, 1956, S. 4

[5]) Heinrich Ottenjann, Wie stellt man den Altzustand eines Bauernhauses fest? Oldenburg 1944.

[6]) Helmut Ottenjann, Die Wehlburg aus dem Landkreis Bersenbrück, in: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland, 1970, Vechta 1970, S. 145 ff.

[7]) Heinrich Ottenjann, Museumsdorf Cloppenburg, Oldenburg 1944, S. 29 ff.

[8]) Heinrich Ottenjann, Der Quatmannshof im Museumsdorf Cloppenburg, Oldenburger Jahrbuch des Vereins für Landesgeschichte und Altertumskunde 1940, 1936
Heinrich Ottenjann, die Bokeler Mühle im Museumsdorf Cloppenburg, Oldenburger Jahrbuch, d. 44/45, 1940—1941

[9]) Heinrich Ottenjann, Das Museumsdorf in Cloppenburg, in Zeitschrift „Niedersachsen", Heft 1, 1956, S. 7

[11]) Heinrich Ottenjann, der Quatsmannshof, in Heimat und Volkstum, Bremer Beiträge zur Niederdeutschen Volkskunde 1959/60, S. 99

[12]) Heinrich Ottenjann, Der Quatmannshof, Heimat und Volkstum, a. a. O. 1959—1960, S. 104

[13]) Beschluß des Niedersächsischen Landesministeriums über die Errichtung einer Stiftung „Museumsdorf Cloppenburg", Hannover, 21. März 1961, Nds. MBl. Nr. 14/1961, S. 409

[14]) Satzung der „Stiftung Museumdorf" a. a. O. § 1 Abs. 2

[15]) Helmut Ottenjann, Führer durch das Museumsdorf und die „Burg" Arkenstede, Oldenburg 1971, S. 36 ff.

[16]) Helmut Ottenjann, Die Wehlburg im Landkreis Bersenbrück, a. a. O., S. 149

[17]) Helmut Ottenjann, Die Wehlburg im Landkreis Bersenbrück, a. a. O., S. 150 und S. 160

[18]) Kataloge: „Das tägliche Brot" 1967; „Frühes Christentum zwischen Weser und Ems", 1968; „Gemälde und Olskizzen der Bernhard-Winter-Stiftung", 1968; „Alte Trachten aus Niedersachsen und Westfalen", 1969; „Alte Fliesen, volkstümlicher Wandschmuck des 18. und 19. Jahrhunderts", 1970; „Von der Gotik bis zum Rokoko, aus der Sammlung des Museumsdorfes" 1971; „Willi Oltmanns Gemälde und Aquarelle", 1970; „Ringwall und Burg in der Archäologie West-Niedersachsens", 1971.

[19]) Heinrich Ottenjann, Alte deutsche Bauernmöbel, ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Oldenburger Münsterlandes, Uelzen-Hannover, 1954.

Landesbibliothek Oldenburg

Augen und Fluchten

Von Hans Pille

Von jeher habe ich die Menschen nach dem Blick ihrer Augen beurteilt und nicht darüber nachgedacht, ob ihnen damit Recht oder Unrecht geschah. Tante Bendine muß ich für diese unzulängliche Methode verantwortlich machen. Sie war die Schwester meines Vaters, eine kräftige, mittelgroße Frau mit dunklem Haar, einer scharf gebogenen Nase und herrisch blickenden Augen. Jedesmal, wenn ich über die große Tenne auf sie zuging, ihr gegenüberstand und endlich ihre kühle Hand spürte, erschauerte ich. Obwohl sie von einer herablassenden Freundlichkeit war, quälte mich auch an verborgenen Orten das unsichere Gefühl, daß sie hinter mir stehe. Wieviel Mut kostete es dann, mich umzudrehen, und wie atmete ich auf, wenn ich mir ihre Nähe nur eingebildet hatte.

Zur Zeit der Kartoffelernte durfte ich die Ferien auf ihrem großen Hof verleben. Gegen Abend stand eines der Pferde am Ackerrain angebunden. Ich löste die Zügel, sagte „hopp!", und das Pferd gehorchte. Ich kommandierte, hielt es an und ließ es wieder weitergehen. Aber dann lärmte ein Kiebitz nahe vor uns auf. Das Pferde erschrak und brach zur Seite aus. Ich versuchte, an den Zügeln zu zerren, stürzte jedoch, wurde über den Acker geschleift und blieb liegen. Halb bewußtlos hörte ich Geschrei und Rufe, näherkommende Schritte.

„Hast du was abgekriegt?" fragte jemand. Das Gesicht des älteren Vetters beugte sich über mich. Als ich den Kopf schüttelte, drohte er: „O, warte, wenn Tante Bendine das gewahr wird! . . . Jaja!" sagte er und ging weg. Drüben fuhren sie mit den hochbeladenen Wagen nach Haus. Anfeuernde Rufe, den Zugpferden zugedacht, erklangen in der Dämmerung merkwürdig fern und abgehackt. Gleich würde ich vor Tante Bendine meine Schuld bekennen müssen; denn es würde heißen: „Nun sag schon, was du verbrochen hast!"

Ja, das ist solch ein Ausdruck: Kinder haben nichts getan, sondern etwas „verbrochen". Dieses Wort belastet die Waage Gerechtigkeit, noch ehe der arme Schlucker darauf gewogen wird.

Auch mir klang es greulich in den Ohren. Da sprang ich auf und trabte dem Erlenwald zu. Plötzlich der Ruf nach mir, langgezogen, zweimal, dann tauchte ich ein zwischen die matt blinkenden Stämme, spürte das vom Abendtau feuchte Laub an den bloßen Füßen und dachte: Ich muß ihr den Rücken zukehren, dann sehe ich sie nicht mehr, die Augen.

Es war ein etwas wild gewachsener Wald, aber warm wie in einem Haus. Und voller Stille. Zwischen den Bäumen knisterte es; im Laub, in den Ästen eine feine, beklemmende Regsamkeit — der erste Anhauch einer Gefahr, die nirgendwo und überall zugleich war. Mein Herz klopfte wie eine kleine Faust in meiner Brust, und plötzlich wußte ich es: Ich war auf der Flucht! Das sagte ich halblaut vor mir hin: „Ich bin auf der Flucht." Es klang mir auf eine besondere Weise gruselig in den Ohren.

Landesbibliothek Oldenburg

Als ich aus dem Wald herauskam, lag das „Moor" dunstig-dunkel vor mir. Weidezäune wie aufgespannte Seile, ölig blinkende Gräben, ein verfallener Stall und der Wind, der mit rauhen Fingern über die Drähte strich. Immer wieder erschrak ich vor Gestalten, die formlos und lauernd dastanden, mich dennoch anzogen. Ich legte, atemlos bei ihnen angekommen, die Hand auf sie: fühlte Blätter, einen abgeknickten Baumstamm, eine verrostete Pumpe. Der Pfad, den ich vom Kiebitznester-Suchen kannte, hörte irgendwo auf, jedenfalls fand ich ihn nicht mehr. Nach einigem Umherirren stand ich unverhofft vor den Bahngleisen, da wußte ich wieder, wo ich war. In Olberdings Garten roch es nach kalter Asche vom Rankenfeuer. Ich umging das Haus, die Tür war schon verschlossen, aber es brannt noch Licht. Mutters Stimme: „Wer ist da?" — „Ich!"

„Junge!" Sie zog mich herein und drückte mich an sich. Ich sah ihre lieben, ein wenig besorgten Augen, und alle Bedrängnis war wie weggeblasen. Sie fragte mich, den verschmutzten Flüchtling, nicht sofort, warum ich zurückgekommen sei, sondern wusch mich und steckte mich ins Bett, und erst dort kam ich dazu, ihr zu berichten.

Als ich mich ausstreckte, fuhr ein leichter Wagen vor, dann näherten sich Schritte. Tante Bendine und der ältere Vetter waren gekommen.

„Ja, der ist hier", hörte ich Mutter sagen. „Er schläft schon."

Tante Bendine sagte vorwurfsvoll: „Hat er dir gesagt, was passiert ist?" —

„Ja, er hat mir alles erzählt."

„War ja nicht schlimm. Es hätte ihm doch niemand was getan."

„Natürlich nicht", entgegnete Mutter. „Aber so ist er eben."

„Ich hätte gern noch mit ihm gesprochen. Aber wenn er schläft . . . "

„Ja, wir wollen ihn schlafen lassen."

„Na, dann ist es ja gut, daß er . . . Ach so, seine Sachen habe ich bei mir. Er — kommt wohl nicht wieder." Es klang spitz.

„Nein", sagte Mutter. Sie ging mit ihnen hinaus. Nach kurzer Zeit fuhr der Wagen ab, und sie kam zurück.

„Hast du gehört?" — „Ja", sagte ich. Mehr sprachen wir nicht darüber.

Tante Bendine ist nun schon seit einigen Jahren tot. Ich hatte sie lange nicht mehr gesehen, aber ihre Augen, erzählte ein Verwandter, seien bis zum letzten Atem blank gewesen.

*

Beim zweitenmal, als ich mich vor Augen fürchtete, tauchten sie am frühen Morgen in einer Kontortür auf. Sie sahen durch einen Kneifer, dessen Gläser von einer fadendünnen goldenen Fassung umklammert wurden. Je nachdem wie der Mann den Kopf bewegte, bekamen die Augen einen seltsam glasigen Glanz: der spöttisch aussah, zornig oder geringschätzig. Hätte ich sie nur ein einziges Mal lachen sehen!

Er stand also in der Tür, groß, fast vierschrötig, etwas gebückt, das harte Haar schon gelichtet und die Kopfhaut rosig mit weißlichen Flecken. Die Nase war bleicher als das übrige Gesicht, und die dicken Lippen sahen immer feucht aus. Sein Blick überflog den Manufakturladen, dann blieb

Landesbibliothek Oldenburg

er auf meiner Hand haften, die das Staubtuch führte. In derselben Sekunde wurde sie ungelenk und stieß an die Glasvitrine mit den Spangen und Schnallen, den Knöpfen, den blechernen Rosen, daß es klirrte. Schon hörte ich seine Schritte. Nicht aufblicken! Weiterputzen. Dann der Geruch von Lilienseife, der asthmatische Atem, die Hand, die mir das Staubtuch wegriß, und die Stimme, die quengelig-verächtlich sagte: „Das macht man so!" Herr Busta war ein Meister des Staubputzens. Akkurat, zeitweilig aber auch fast elegant handhabte er das Tuch. Sogar seine Nase rötete sich dabei. Er hauchte Holz und Glas an, polierte es, bückte sich, legte den Kopf schief, daß der steife Kragen in seinen Hals schnitt und beäugte sein Werk. Es schien, als habe er sein Leben lang nichts anderes so andächtig geübt wie das Staubputzen und tue es noch immer mit verbissenem Vergnügen.

Er ließ das Tuch vor mir liegen und sagte im Ton einer Frage, die die Antwort vorwegnimmt: „Wie macht man das?"

„So wie Sie das machen, Herr Busta."

Ein geheimer Zwang befahl mir, ihn anzusehen. Als sögen seine Augen, die wie Fischaugen im Aquarium durch das Glas starrten, mich an und in sich auf — ich war nicht mehr ich selbst. Ich litt sehr und war zugleich unendlich traurig und hatte eine in der Kehle würgende Sehnsucht nach Augen, die nicht — die nicht so blickten.

Er zog seine gestrickte Weste glatt und sagte theaterhaft gekränkt: „Was machst du für ein Gesicht? Ich fresse dich nicht auf."

Ich fresse dich nicht auf . . . Aber warum hatte er solche Augen? Warum gab es in Menschenköpfen die Augen des Habichts, warum die eines Manufakturisten, deren Blick den Staub aufwirbelte und einen Jungen in Furcht und Traurigkeit stürzte?

Schon nach der ersten Woche hatte ich gemerkt, daß ich nicht für den Beruf des Manufakturisten geeignet war. Zwar wußte ich noch nicht, was ich wollte, aber das jähe Ende wurde herbeigeführt vom morgendlichen Exerzieren mit dem Staubtuch und dem folgenden unabwendbaren Blick in die Augen des Herrn Busta.

Nach der Staublektion ging ich eines Morgens nach oben, packte meinen Koffer und schlich die Treppe hinunter. Ich hoffte, ungesehen aus dem Haus zu kommen. Jedoch Herr Busta stand plötzlich im Korridor und starrte mich an. Mit seinen Augen stellte er sich meiner Flucht in den Weg. Er zeigte auf meinen Koffer, stumm und ahnungsvoll. Ich bemerkte, daß der riffelige, rauhe, rechteckige Fingernagel wieder stumpf abgeschnitten war — nur nicht ihn selber ansehen.

„Ich gehe weg!"

Er verhalten ungeduldig: „Du gehst weg? Am Morgen? Und — wohin?"

Es war still im Korridor. Der Atem pumpte rauher, und ich sah noch immer die Hand an, die jetzt an der Hose zitterte, an dem moorbraunen Kammgarn, das Meter zu 9,85 Mark.

Er dämpfte seine Stimme: „Du willst weglaufen? Dein Vater hat doch einen Vertrag unterschrieben!"

Mein Mund war ganz trocken. „Ich bleibe hier nicht!" sagte ich. Darauf drehte ich mich um und ging zur Tür. Und da erst, als ich sie schon öffnete,

Landesbibliothek Oldenburg

sah ich ihn an. Gebückter als sonst stand er da, ratlos wischte er mit der Hand über den Mund. Die Augen — im einfallenden Tageslicht erschienen sie wie aus Glas.

Der Zug befuhr eine Nebenstrecke. Ich saß in einem leeren Abteil und sprach leise erregt vor mich hin. Als es anfing zu dämmern, der Warnschrei der Lokomotive über die Heide strich und Dörfer aufschreckte, fiel mir ein: Ich bin auf der Flucht! Wie damals, als ich vor Tante Bendine davonlief.

Es war Nacht, als ich ankam. Das Haus schickte mir seine Wärme entgegen. Ich zögerte, bevor ich ans Fenster klopfte; auf das Heimweh war ein anderes wehes, leeres Gefühl gefolgt. Die erste Probe, erwachsen zu werden, hatte ich nicht bestanden, weil die Erwachsenen es mir zu schwer gemacht hatten und meine Träume so leicht verwundbar waren.

An der Tür wartete ich auf Mutter. Durch die Glasscheibe sah ich ihre Gestalt, das schmale, schon alternde Gesicht. Sie hielt die Kerze hoch.

„Ja, du? So spät. Und mit dem Koffer — du bist doch nicht . . . ?"

Ich nickte. Dann saß ich am Tisch, deckte die Hand über die Augen und begriff, daß diese Heimehr wehtat, ihr und mir.

„Heimweh?" — „Auch", sagte ich leise. Ich legte meine Stirn in ihre offene Hand, und sie sagte: „Das müssen wir nun durchstehen. Vater ist böse auf dich."

Vater ist böse auf dich . . . Mit meinem Herzen war ich immer viel weiter von ihm entfernt als von Mutter. Er liebte mich nicht oder vermochte es nicht zu zeigen; er war der Bruder von Tante Bendine. Seine Augen konnten im Zorn funkeln wie die ihren, obwohl ihnen der Glanz überlegenen Spotts, das lautlose Knistern, fehlte.

Im Laufe der Jahre habe ich Augen gesehen, für die das Gesicht nur eine halb überflüssige Zutat zu sein schien: verschlagene, hinterlistige, brutale, im Jähzorn explodierende Augen; die unzähligen alltäglichen, die nicht die geheimnisvolle Tiefe dunklen Wassers haben — aber auch solche weit von jeglicher Bosheit entfernte Augen wie die meiner Mutter, und ich bin noch oft auf der Flucht gewesen — von ihnen fort oder zu ihnen hin.

*

Zu ihnen hin . . . Viele Jahre später kam ein Telegramm in das kleine Mansardenzimmer: „Mutter schwer krank. Verlangt nach dir."

Immer war ich in der Nacht gekommen, jedesmal als ein Müder, halb Verzweifelnder — nun rief sie am Ende ihrer Kraft nach mir.

Es wurde Abend und wurde Nacht, und die letzte Strecke glich jener meiner Flucht vor Herrn Busta. Über H. stand ein gelblich fahler Himmel. Als ich ausstieg, kam mir alles kalt und eng und fremd vor.

„Sie wird wieder gesund werden", sagte ich schnell.

Im Hause brannte Licht. Ich ging, wie als Kind, zum Schlafzimmerfenster und klopfte. Am Gesicht meiner Schwester, die mir öffnete, sah ich, wie es um Mutter stand.

Mutter hob langsam die Hand. „Junge! Gut, daß du da bist!" Ihre Stimme klang schleppend. Während ich die wenigen Schritte zu ihr ging, empfand ich das Gefühl, daß ich jünger und kleiner wurde, und als ich am Bett

Landesbibliothek Oldenburg

sitzend ihre Hand auf meinem Gesicht verspürte, war ihr Junge nach der Flucht durchs Moor soeben hier angekommen.

Obwohl ihr Atem schwer und röchelnd ging, sagte ich: „Du wirst wieder gesund werden."

„Ja, das werde ich wohl", erwiderte sie.

Nein, sie hatte keine Hoffnung mehr, und sie wußte auch, daß ich es nicht glaubte. Sie lag mit halb erloschenen, wie entleerten Augen. Zuviel Liebe, Mitleid und Verständnis hatten in ihnen geglänzt. Aber meine Kindheit und Jugend sah ich dennoch unverlierbar in ihnen gespiegelt.

Fünfzehn Jahre . . . Manchmal sehe ich noch ihre Augen vor mir, wenn sie mir hilfreich neben schreckenden Augen erscheinen. Manchmal höre ich noch in ihrer Stimme die Laute früher Jahre tönen: Mahnung, Trost und den Widerklang meiner geheimen Furcht, der nur ihrem Ohr vernehmbar war.

Nävel

Von Elisabeth Reinke

Novemberdag, de Welt de is so sachte.
De Nävelkappe heff'n swor Gewicht.
De Dag, de wiest son drömerich Gesicht,
as wenn he ganz wat Unvermauts verwachte

Wat mag't dann wäsen, wat dat Weltgericht
us arme Menschen heimlick taubedachte?
Wenn ik den Weltspektakel so betrachte,
dann kummt mi nich väl Gaudes tau Bericht

Is Sönndag. — Ji, de alltied so bombastig
henrötert un hensuust, ji drövt nich mehr.
Nu denkt ees na, un fall't uk noch so lastig.

Hüt is de Dag, nu sett't jau nich tau Wehr.
Nu, as ji still wän möt un nich so hastig,
nu lustert tau, nu spreck de Hoge Heer.

Die große Vision

Von Constanz Vogel

Im hohen Gottesdome
schaust du sie dir wohl an,
die Wolken, die Phantome,
die im gekühlten Strome
die Feuchte formen kann?

Weißt du, daß das, was Erde
hier unten drall vollzieht,
im Luftraum, als Gebärde
aus Tau im Wind versprüht,
traumbildlich nachgeschieht?

Gönn drum die Zauberzeichen
der Wolken dir wie Lohn.
Erforsche, wem sie gleichen,
die hold verformt hinschweifen
als große Vision.

De Krakeeler

Von Heinz van der Wall

Dat was würkelk gaut up Wellmanns Hochtiet. De Sünne har schäänen, as de Brutlüe van de Karken kamen wassen; de Wien an'n Middagsdisk was jüst paß wäsen tau den Braden; den Kauken un Torten harn schmeckt as änners bloß tau Wiehnachten. Un nu was de Awend kamen; de Musik spälde un dat Beer schümmde in de Glöser, un de Lüe maakden sik ehr Plaseer. Wekker mügg nich up so eene moie Hochtiet wäsen?

De Stunnen löpen, un dat güng hoch her up Wellmanns Daal. Ik was midden tüsken den Rummel, un af un an müß ik mit de Fingers den Hemdkragen wieden, de mi bi de Hitte tau eng üm den Hals kneep.

Landesbibliothek Oldenburg

As de Musik uphörde, klüngen ut den Timpen, wor de lütke Theke was, lute Wöer un Larm. Foors stünd een Koppel Lüe üm de Theke tau. Ik was uk neeßgierig. De Brögam köm mi taumöttte, he stüürde up den Kapelle los un rööp: „Kramers Jop will Striet anfangen — spält gau wat!" De Musikers greepen in de Tasten un streeken över de Saiten; man nu hörde dor so recht kiener up. Nu was de Krakeeler de Baas. Ik drängelde mi dör den Menskendruwel, föhlde enkelde Wichterhaar' dör mien Gesicht kiddeln un hier un dor uk woll eene Fuust tüsken miene Ribben, de mi für mien Drieven un Stöten drauhde — — dann seeg ik üm: Een Mann van gaut veertig Jahr mit'n glöhnig Klöör up de Wangen un mit Schullern, de daalhüngen as de Flüttkes bi'n lahmen Vagel. He böögde sik 'n bäten vör'n över, schnippde mit de Fingers van eeine Hand un rööp: „Tack! — Tack!" Dat klüng, — off hörde ik't bloß so? — as wenn een Gewehr afschaaten werd.

Dor wassen wekke bi üm, de üm gaut tauschnackden. Wo licht kunn so eener as disse de heele Fier verdarven! De Krakeeler lööt sik aver up nix in. He braaskede wieder un fuchelde mit de Arms herüm.

„Wi mööt sehn, datt wi üm na Huus kriegt", sä een öllern Mann gägen mi, „dann is weer Fräe."

Har de Krakeeler wat höört? Miteens köm he liek up mi tau. Siene stieren Ogen luurden mi an. Ik güng kittig een bäten trügge.

„Ji willt — ji willt — dat ik na Huus gah!" gröhlde he. „Wekker bringt mi hen?" Ik höörde een paar Stimmen: „Los, Jop, wi gaht tausame!"

„Disse hier kummt mit mi!" rööp he. Ik begrepp nich glieeks, dat he mi meende. Ik kennde üm ja gar nich.

„He wahnt nich ganz wiet, kannst tau Faut hen", flüsterde mi eener tau. — Man ik wull mi dor ut wahren. Ik schuulde mi noch wieder trügge. Wat güng mi disse Krakeeler an? Ik was hier Gast, heel wietlöftig mit de Bruut verwandt. Eener van de Nahwers, mit den ik mi vanmorgen ünnerhollen har, nöhm mi bisiet: „Wat he will, dat will he! Dauh us den Gefallen! Dat is för us alle dat Beste!"

De Krakeeler was nich fallenduun, as dat eenen off ännern geiht, wenn he van de Luft binnen na buten kummt. He lähnde sik an mi; ik hüllt um, dat he liek gahn kunn. So pattkeden wi los. Dat was windstill; de Wulken stünden wiet baven. Ik kunn nich väl sehn; ik köm ut't Lecht.

„Du moßt mi seggen, wo wie gahn mööt!"

„Pack — mi orig an, dann — kaamt wi woll klar", staamerde de Krakeeler. He was nu sinniger worden. Aver man kann sükke Lüe nich taxeeren. An de Hand, an de ik üm tau faaten har, föhlde ik eenen Ring. Ik kunn mi nich helpen: Ik seeg een vergrellte Frau, de mit'n Bössenstääl achter de Husdöörn up us töffde. — Worüm lööt ik den duunen Kerl nich stahn un güng na Wellmanns Daal trügge? Ik hörde de Musik. Dor danzden se nu. „Dat kummt di woll een bäten raar an, dat du — du mit — — " stütterde he. „Glööv mi, ik — kann den Spriit nich mehr verdrägen. Dat — dat — was fröher änners — — aver siet doont — —."

„Vertell mi kiene Geschichten! Wi willt na Huus!"

Landesbibliothek Oldenburg

„Hest du kiene Tiet för disse Geschicht —? Eegens ist't gar kiene — se is wisse un wahr. — — Ik — — ik — — Kumm her!"

He lööt mi los. Wie güngen de heele Tiet all an'n Stratenrand; nu schöörde he up eene Eeke tau, hüllt sik an den Stamm fast un greep mit de Fingers in de ruge Boork. Dann packde he ümmerd deeper un bückte sik daal un lööt sik tauleßde in dat dröge Loof fallen, dat ünner üm knütterde. Wull he hier sien besapen Blaut utnöchtern? Man kann up sükke Lüe ja nich an . . . „Ik mott mi een Sett verpuußen — — Blief bi mi!" bädelde he. Dor leeg mi nix an. Aver ik har övernamen, üm na Hus tau bringen.

De Maand glämerde tüsken de Tööger van den Eekboom dör. Ik kunn nu bäter sehn. He reef sik mit den Jackenarmel vör den Mund langes un füng an tau vertellen. Dat würd eene lange un kruse Geschicht. — Ik verstünd dit un dat nich. Mannges höörde he midden in'n Woort up un sä: „So ist't wäsen!" off bläääkde sien „Tack — Tack!", dat ik all naaßen bi Wellmanns höört har. Dat klüng na'n afschaaten Gewehr, kottaf un leep. Un so schull't uk klingen. Mannges aver uk schweeg he lange, un ik wachtede dor meist up, dat he anfüng tau schnaarken as'n Teeken, dat he inschlaapen was.

So väl as ik dor achter köm, vertellde he van den Krieg in Rußland. He was'n jungen Suldaat wäsen un har siene Befähle krägen. In'n Krieg werd väle Mensken dootschaaten. Tack! Tack! Dat was nu an de twintig Jahr' her. Ik sä: „Wenn du mi hat vertellen wullt, dann moßt du't wat dütleker dauhn."

„Wat — — ?" He keek mi an un verstünd mi nich. „Büst du kien Suldaat wäsen?"

„Ja, lange naug", anterde ik un füng an tau driven, dat wi wieder kömen.

„Is gaut", sä he. „help mi man hoch! Wenn — wenn ik erst weer beenig bün, sünd wi glieks dor."

Wi schluffkeden över den Patt un he hüllt sik weer an mi. Wi kömen dör een Dannenholt. De Musik van Wellmanns Daal was hier nicht mehr tau hören.

Dann kloppden wi an de Dören van een lüttket nee Huus. He wull mi noch verklören, dat he de Fensters verläden Sömmer sülvst insett't har, — „un wat meenst du, ik bün Müürker!" — do möök sik all eene Frau van binnen mit'n Schlödel tau dauhn. Ik seeg ehren Schatten dör dat Melkglas van de grote Schiven.

As se de Döörn apen möök, was se för'n Ogenschlag as bestött, sä dann aver drocke „Gauden Avend!"

Se haar eenen Mantel övertrocken. De Arms hüllt se vör de Bost stief över 'n änner krüüzt, as wenn ehr fröööß.

Kramers Jop wull us bekanntmaken:

„Anna, dat is — — , dat is — —" Aver he wüß ja nich mal mienen Namen. De Frau schööf üm sacht in't Huus. Ganz kort muckde he op, dann lööt he't sik gefallen. Ik höörde un seeg, wo in den Köken Lecht maakt würd.

Dann köm se weer vör de Huusdörn. Se sä: „Hefft he — vertellt?" Disse paar Wöer füllen ehr schwor; dat kunn eener marken.

Landesbibliothek Oldenburg

Ik anterde van „Ja" un sä dor foors achter an, dat ik dor man minn van verstahn har.

Se sä: „Is gaut!" Se bleef noch stahn: „He will mi nie mithebben up so een Fest, he — — "

Dat dö ehr woll leed, dat se dorvan anfangen was. Se schnackde nicht wieder. Ik wull up een änner Flach: „Wenn he 'n gauden Müürker is, dann hefft he ja väl tau daun in diesse Tiet."

Se anterde: „Ja, Arbeit hefft he naug."

„Un de Fensters hefft he sülven insett't", sä ik.

„Ja, ja, leßden Sömmer, so na Fieravend", anterde se, un dann bedankde se sik, un ik güng.

Worhen? Ik keek up miene Klock un seeg, dat was löter worden, as ik dacht har. Vällicht töffden se bi Wellmann noch up mi.

As ik anköm, was alles änners. De Musik spälde nich mehr. Off se noch heller fiert harn? Kien Wicht was mehr dor.

An de Theke in eenen Daaltimpen stünden twee Kerls vör halvfulle Beerglöser. Breet harn se erhe Arms över de Diskplaaten schaaven.

„Ah, du büst weer dor! Kumm een bäten her tau us!" rööp de eene, as he mi seeg. Ik kennde beide nich. „Hest du Kramers Jop gaut na Huus krägen?" frög he wieder. „Is'n däägten Kerl, de Jop; änners kannst du best mit üm küren un taurecht kamen — bloß up sükke Fiern mott he alltiet krakeelen — —."

„Dat is, wenn he tauväl saopen hefft", drüüselde de ännere tüsken siene Tähnen dör, „jüst so as wi nu!"

„Aver wi krakeelt nich dorüm! Dat kann up so een Fest doch nich angahn!" „Se seggt ja, weeßt woll, de Lüe seggt dat, he hefft so een Kommandant do achter de Front hatt, weeßt woll ——."

„Still!" füllt üm de erste in't Woort, „wekker weet, off't wahr is! Kannst du dor wat up gäven, wat eener in'n duunen Kopp vertellt — —? Un meenst du denn, dat wi alle, so as wi dor sünd, de Hannen schier rein hebbt — —?" As he so seggt har, fünnen wi Dree us dorbi, wo wi de Binnensieden van use Hannen na baven dreihden un se ankeeken, heel även bloß; dann lachde de ännere luutup, ballde eene Fuust un knallde se up den Thresen: „Aver dorüm krakeelt wi doch nich!"

He nöhm eenen Schluck van sien afstahn Beer.

„Du harst säker noch gern een bäten danzen wullt", sä he tau mi un plieröögde: „Een bäten danzen un dann een Wicht na Huus hen bringen . . . Dat is wat änners. Dor kannst du noch wat van hebben . . . Aver de Fraulüe sünd alle weg — —."

Sien Macker stuukde üm groff in'n Rüggen: „Schußt du so tau usen Fründ schnacken? Mi mööt üm danken, dat he mit Jop gahn is: Dat is faken eene Dunnerssake!"

De ännere langde na een Glas Beer, wat sietaf stünd:

„Dat was nich so meent, Kummraad", sä he, „drink man! Ik gääv't ut för di! He har „Kummrad" tau mi seggt: Dat was uk an den twintig Jahr her.

Landesbibliothek Oldenburg

He nödigte noch eenmal: „Kumm, drink doch! Mi dücht, du hest dat woll verdeent!"

Dat Glas, wat he mi noch dichter schööv, was all faken bruukt un har kienen Henkel mehr. Ik packde't mit de vullen Hand un föhlde, wo sik de Huut van miene Fingers an een paar Stäen van den utdrögten Schuum un dat överlopen Beer an een paar Stäen fastkläven dö. Ik wull mienen Hand nich schettrig kriegen un loslaten. Aver as ik dat versöchde, trück ik dat Glas mit un kippde 't üm. Dat bleeb heel un rullde een bäten henn un heer, un dat bruune Water lööp breet över den Thresen un spöölde Zigarettenaske, Kaukenkröömels un Köppe van anräten Schwävelsticken mit sik. Un alles tausamen drüppkede in dicke, schwore Draapens över den Diskrand up dat Plaaster van Wellmanns Daal. Se kreegen dör den Strahl van eene Stallüchten, üm de farwt Poppier wickelt was, up den Weg na ünnen mehr un mehr eene blautrode Klöör.

De Poggenflucht

Von Friedrich Wubbolt

In'n hogen Roggen
seten twei Poggen.
Hier löt't sik läben,
man brukde nich bäben
vör'n groten Stork,
dat äösige Lork.
Dei heite Sünnen
köm nich bet nao ünnen.
För ehr Geföül
wört't moje köül
un ok nich tau dröge,
so jüst nao ehr Mööge.

Sei lurden in'n Liggen
nao Fleigen un Müggen;
ok Sniggen un Spinnen
sünd naug hier tau finnen.
Nu wören sei satt,
de Buuk dick un glatt;
so füllen ehr gau
de Ogen tau. —

Mit'n Maol! — „Segg es bloß,
wat is der nur los?
Wat is dat vör'n Räötern,
Spektaokeln un Kläötern?
Dat dunset un tuffet
un stampet un puffet,
kump graod up us tau!
Nu man gau, nu man gau!
't werd höchste Tied,
weg, weg nao de Siet!"

Wat huppet de beide!
Wat ist dat 'ne Meite
so quer un krüs
dör all dat Gedrüs
van Halme un Krut!
Herut! Herut!

De Roggen werd lichter,
de Meiher kump dichter.
Sei sünd bi de Faor,
un glieks is hei daor.
Nu kumpet drup an!
Sei hollt sik dran.
Mit hogen Sprunk
und hellern Swunk
herin in de Weide!
Sei raok't noch beide.
Un nu in den Graoben
koppäöwer van baoben!

Dei klaore Flout,
wat deit de nu gout!
Sei duket nao 'n Grund,
wat is dat gesund!
Sei kieket herut,
de Welt sütt gout ut.
„Nu laot se man maihen,
wat käönt wi us freien!"

Landesbibliothek Oldenburg

Krieg

Von Hans Varnhorst

Dat Hart in'n Live lachde üm, wenn he den Weeten seeg, de dor van't Johr in'n Tauslag stünd. Een Holtstück, wor Eeken, Ellern, Barken un änner Struukwarks waßde, güng an de een'n Siete langs.
Faoken, meisttied s'aobends, mök Bur Groothoff sien Gang um dat Land. Dor wör he nich up verdacht: Seet dor up'n Dönnerdagmorgen so een dicken vullfräten Lüntk in'n Ellernbusk! Dat wör blot so'n Ball ut Feern. Een Aobend löter seeten dor een half Dutz söke Bälle. Dat füllt den Burn rech noch nich up. Een poor Daoge löter, dat wör'n Sööndag, güng he dor vörbi. Süh, dort flutterden ut den Weeten een Drummel Lüntke, kunnst gor nich tellen. Een Gedrüs möken se dor! Wörn de an't Schellen? Har he se stört?
„Teuf!" dachde Groothoff, „dat Ding is gaut! Meent gi, ik heff den Weeten för jau seiet?!"
So paßde he nu bäter up, un he seeg, de Lüntke wörden van Dag tau Dag mehr, un dat Larmen un Krakeelen wörd grötter un grötter.
„Dat geiht mien Daoge nich gaut", sä he tau sien Wief, „dat Aostüg frett us den heelen Weeten up, dort krieg wi rein nix van!"
He nöhm sien Flinten un schööt aover den Weeten, un de grote Tucht flutterde in den Luft. Dor seeten se dann in de Büske un tschilpden vör Iwer un Schreck.
Noch 'n poormaol ballerde he dor een henn, und dor füllen ok woll een poor söke Krakeelers an'e Grund, man wat dö dat?!
De ännern Daoge, wenn hei sie Flinten blot ut de Dörn drög, hörde he al van wieten, wo dat Volk upgerägt wörde, un wenn he dann an den Weeten köm, wör de Swarm al wäge, wiet in de Büske.
„Dor mott ik änners mit!" sä sich de Bur. He settde sik an fräuhen Morgen achter so'n Barkenstruuk un lurde. Man den bukden Bräters harn woll den Damp van sien Piepen raoken, un de lebännigen Feernbälle güngen an dat änner Enn van dat Stück daol. Wenn he dor köm, wörn se al weer wäge.
„Is doch mit'n Deuker!" sä de Bur. S'morgens drup sög he an de kolen Piepen un lurde un lurde. Un dann seeten sei in de dichten Büske, jüst ünner de tauwassen Täuger. So kunn he dr nich gaut tüskenballern.
So drömde he'n Tiedlang vör sik daol, und de Dickköppe baoben in de Böme tschilpden un schüllen lut un dütlik. Den Burn köm dat vör, as wör he in'n ännere Welt. He hörde, wat he s'lävedaoge noch nich hört har. Üm wörd wunnerlik! Verstünd he dat?!
De eene Dickbuuk hölte eene Räde!
„Tschilp, Tschilp!" röp he, so luut he kunn, dat schull woll heeten: Gi mööt uppassen! — „De Burns, de Burns, nix günnt se us, nix! — — Tschilp, dat sünd nietske Halsafsnieders, dat sünd! Dat is tau minn för us, tau minn! Mööt se al dat Köörn hemm? Dat kann nich, nie nich! Wi willt ehr dat lehrn, dat we'wi, dat we'wi!"
Meist werd dr seggt, in lütke Köppe sitt blot lütken Verstand. Man altied is dat nich jüst richtig. Mit de Lüntke wör dat so: Köm de Bur ut de Dörn, wör dor nich een mehr tau seehn. Verdreetlik keek he aover den Weeten

Landesbibliothek Oldenburg

un güng nao Huus. Un een . . . twe . . . dree hüng an jedet Weetenspier so'n lütken Feernball .. . Köm he mit'n Püster, leeg dat Flak as utstorben.
Man de Lüntke harn noch wat Bäteres funn'n.
Een poor Smätewiet hen leeg ok een Weetenflach. Dat hörde de Wittfrau Mewes. So güng dat Flutter van dat eene Flach nao dat annere, den heelen Dag.
„Den Weeten mööt wi maihen", säh de Bur tau sien Wief, „süß krieg wi dor nix van! He is ok ja meist riep."
De Dickbälge seeten in den Ellerntänger un plürden mit de Ogen, as de Trecker aover dat Flach brummde.
So güng de Weetenkrieg tau Enn, un de Naoberske Mewes sä löter: „Ik sei nien Weeten weer, use heff gor nich street."
„Dat hebbt de Lüntke doan'n" sä de Bur, „ik plant nächst Johr Kohl in'n Tauslag, dann is dat Stählen woll daon'n".
De Lüntke seeten in de Böme, de in'n Hoff stünden. Se keeken tau as de Bur an't Afdösken wör.
As de Döskemöhlen sweeg un de Bur in't Huus güng, stöben se up dat Kaff, stöben in de Schüern, un de Snöbelkes güngen un hackden. Se fünn'n, wat se brukden.
De grötste Dickkopp röp: „Tschilp, wie hebbt wunnen, wi hebbt wunnen!"
De Bur keek gor nich mehr nao ehr üm.

Dat Sönndaogsevangelium

Von Josef Nietfeld

Dei Mauder wör ant Reinemaoken,
Dat was jao Saoterdagnomdag,
Un morgen wull sei Soppen kaoken,
Dat Hauhn leg praot upn Dörschlag.
Bedröppelt frög Söhn Bernd ganz stille
Naot Tergeld för den Sönndag.
Dei Schien' leg'n in dei Handpostille,
Verschlaot'n int Kökenschrankfach.
Vant Geldutgäw'n wull Mam' nix wäten.
„Kriegs leck're Häuhnersoppen,
Dann hes tau drinken un tau äten,
Bruks nich in Kraug tau lopen."
„Wo het doch", frög nu Bernd bescheiden,
„Dat Sönndaogsevangelium?"
„Hier is dei Schläötel, mot noch breiden,
Blöh in dei Handpostille rum!
Tauers will ick noch Schwiene fauern,
Indes kiek di int Bauk recht um!
Nu muhl man nich, hör up mit Trauern,
Daor staht dat Evangelium!"
Jao —, beides hef Söhn Bernd daor funnen;
In Bauk blöhd' hei dei Geldschien' um. — --
Ganz stolt wör Mauder up ern Jungen
Un up sien Evangelium.

Riek un arm

Von Hans Varnhorst

Is't Droom, is't Spökeree?
De grote, bunte Welt
wiest al, wet se heff,
as in een Karmstespill.
Dat is nich mien!

Ik heff nien Plaug of Placken,
nien Huus un nien Fabrik!
Du seggst,
dat al is dien —

De Johre fleegt in'n Droom vörbi,
ik drink un drink,
mien Ogen drinkt:
dat Blatt, den Taug, de Blaumen,
den Busk, den Barg, dat Waoter,
de Farwen, Daak un Schien.
Ik pack dat in mien Hart,
een groten Spieker.
So is dat mien,
is mien!

So bün ik riek, so riek!
Segg, büst du rieker?

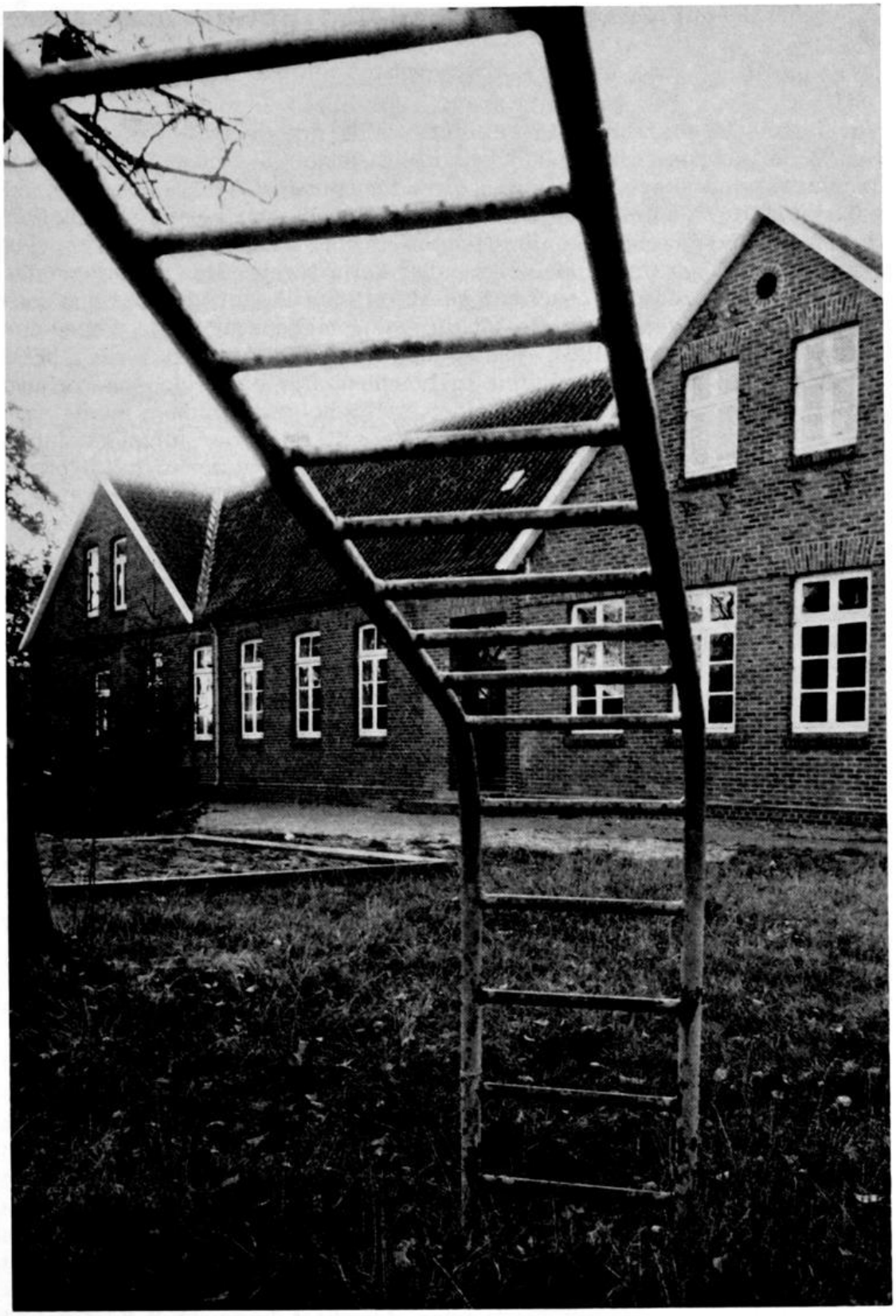
Landesbibliothek Oldenburg

Schule zu verkaufen

Von Erika Tauber

Wer hätte das je gedacht! — Wir lernen umdenken.
Hat man jemals gehört, daß eine gute Dorfschule verkauft werden soll? Heute wird sie an vielen Orten „angeboten".
Jahrein, jahraus sind die Kinder dort brav zur Schule gegangen. Zuerst war es noch der riesige Ofen, der im Winter die klammen Finger wärmte — und der noch tüchtig mit Torf geheizt werden mußte —; dann kam die Zentralheizung. Parkett ersetzte den abgewetzten Holzfußboden. So nach und nach wurde ja auch die kleine Dorfschule attraktiver; Mäuse konnten sich nicht mehr in den Dielenritzen verstecken. Bänke wurden durch kleine Stühle und hübsche Tische ersetzt. Das Lehrmaterial wurde reichhaltiger. Und als man dachte, nun sei die kleine Schule „gesellschaftsfähig" geworden, da kam die Zentralschule. Zuerst wehrten sich viele Eltern dagegen. Nicht, weil sie rückständig waren, sondern weil sie an die gefährlichen Schulwege ihrer Kinder dachten. Die Umschulung kam.
Die alte Schule — unsere Dorfschule — ist jetzt zum Verkauf angeboten worden. Es wird darüber gesprochen, daß dort ein Kindergarten errichtet werden soll. Das ist irgendwie ein tröstlicher Gedanke. Manche ausgediente Schule geht auch in „Privatbesitz" über. Mein Nachbar hat sich sogar ein Schulgebäude gekauft. Jetzt ist es ein hübsches Wohnhaus. Rein äußerlich ist der Schulbaustil nicht zu übersehen; doch die Räume sind wohnlich, groß und sonnig. Fast bedaure ich, daß wir nicht in der Lage sind, uns eine Schule zu kaufen. Mir würde es gefallen! Sehr sogar!
Auf dem Schulhof sind noch Reck und Turnstangen, — und sie bleiben auch dort. Der Obstgarten lockt mit Äpfeln und Pflaumen. Holunderbeerbusch und Haselstrauch lehnen sich an die Hauswand, Buchsbaum und Pfingstrose fehlen nicht.
Wenn ich jemals eine Schule kaufen könnte, würde ich sogar noch die Wandtafel aufstellen. Ich könnte mir auf ihr schnell Notizen machen, ohne in meiner Zettelwirtschaft zu kramen. Ach ja, unmerklich komme ich ins Träumen!
Meine Nachbarin wohnt jetzt gern in „ihrer Schule". Ich werde sie oft besuchen. Schulen sind für mich magische Anziehungspunkte. Viele sind jetzt zu verkaufen.
Wer wird wohl in ihnen wohnen? Vielleicht ein Lehrer? Ein Unternehmer? Eine kinderreiche Familie? Oder ein etwas sentimentaler Mensch wie ich. Er wird viel Räumlichkeit — innen und außen — miterwerben und ... ein bißchen Romantik. Daß man Schulen verkaufen würde, wer hatte früher jemals daran gedacht? Ja, und manchmal sind Schulen auch zum Abbruch bestimmt. Niemand will sie. Sie verschwinden, als wären sie nie gewesen und waren doch einstmals so wichtig.
Wir werden ins Museum gehen und die kleine Dorfschule besichtigen, die Schule von Anno dazumal. Schiefertafel und Schwamm, Kreide und Tintenfaß, wir sagen ade!
Im großen Buch der schulischen Begebenheiten ist das Kapitel der Dorfschule jetzt abgeschlossen. Ein neuer Abschnitt hat bereits begonnen.
Die alte Schule ist zu verkaufen.

Landesbibliothek Oldenburg



Schule Märschendorf, Stadtgemeinde Lohne *Foto: Zurborg, Vechta*

Landesbibliothek Oldenburg

Totenhochzeit und Totenkrone

Von Ernst-Helmut Segschneider

Vor mehr als 40 Jahren ist mit dem Atlas der deutschen Volkskunde (ADV)[1] teils schon zu spät, teils in wirklich letzter Stunde eine Arbeit begonnen worden, deren Ziel es war, Grundlagenmaterial für weiterführende volkskundliche Untersuchungen zu liefern. 243 Fragen gelangten auf fünf zeitlich einander folgenden Fragebögen in rund 20 000 Ortschaften des damals deutschsprachigen Gebietes außer der Schweiz. Die Gesamtheit der zurückgesandten, in der Regel gut beantworteten Fragebögen hat der wissenschaftlichen Volkskunde die Möglichkeit gegeben, mit Hilfe eines sehr nützlichen Erkenntnismittels — der geographischen Methode — zu breit untermauerten, neuen Resultaten zu kommen. Die bisherige Auswertung zerfällt in zwei Zeitabschnitte. In einer ersten Folge erschienen bis Kriegsende 120 nicht kommentierte Karten. Die seit Ende der fünfziger Jahre erscheinende Neue Folge wird nach ihrem Abschluß voraussichtlich ebenfalls 120 Karten umfassen, die dann allerdings in den Kommentaren und Beiheften zum ADV gründlich analysiert sein werden.

In den 243 Fragen ist in erster Linie die sogenannte ‚materielle Volkskunde' berücksichtigt worden, wobei auch innerhalb dieser Kategorie die Gewichte nach inzwischen überholten Ansichten verteilt wurden. So blieben beispielsweise unter dem Einfluß der psychologischen Richtung der zwanziger und dreißiger Jahre die Feldgeräte als nicht zum volkskundlichen Programm gehörig beiseite, während man zu Fragen aus dem Bereich des Volksglaubens detaillierteste Auskünfte haben wollte. Umfangreiches Material liegt auch zum Komplex des mit Jahres- und Lebenslauf verbundenen Brauchtums vor. In den letzten Jahren sind auf dieser Basis einige Aspekte des Totenbrauchtums untersucht worden, so die Grabbeigaben[2], Form und Bezeichnung des Sarges (unter Einbeziehung nicht vom ADV erfaßter Gebiete)[3] und die Totenkrone bzw. der Totenkranz als wichtigstes Attribut des Ledigenbegräbnisses[4]. Mit diesem letzteren Thema befassen sich die folgenden Ausführungen.

In kaum übersehbaren Abwandlungen war die Totenhochzeit weit, vermutlich auf der ganzen Erde verbreitet. Der Brauch beruht auf zwei Grundmotiven allgemein menschlichen Denkens in einer bestimmten Entwicklungsphase, nämlich der Totenfurcht und dem Totenrecht — vor dem Hintergrund des Glaubens an ein Weiterleben nach dem Tode. Die Furcht vor dem Toten veranlaßte eine möglichst sorgfältige Beachtung seiner Rechte, deren Geltung durch den Tod nicht beeinträchtigt war. Der Tod wurde, für unser Denken nur schwer nachvollziehbar, weder de facto noch de iure zur Kenntnis genommen. Im Vordergrund des Rechts, das man den Toten einräumte, stand das Recht auf sein gesamtes Eigentum, das er als Lebender besaß. Die nicht mehr rekonstruierbare Urform des Brauchs dürfte diese Vorstellung ganz konkret und in vollem Umfang realisiert haben. Zwischen dieser frühesten Phase und dem 'Zehrpfennig', den man z. B. in Sachsen noch um 1930 dem Toten mit den Worten „hier hast du deinen Zehrpfennig, laß mir den Nährpfennig" mitgab, liegt ein langer Entwicklungsgang, der konsequent vom ursprünglichen totum zum pars pro toto, zu bloßem Zere-

Landesbibliothek Oldenburg

moniell führte, das sich mit symbolischen Gegenständen und Handlungen begnügte.

Hinsichtlich der Rechte des Toten ist jedoch noch ein besonderer Aspekt zu beachten, den gerade das Motiv der Totenhochzeit deutlich macht: Der Tote hat nicht nur Anspruch auf alle Rechte, die er bereits als Lebender innehatte, sondern auch auf solche, die er bei einem normalen Verlauf seines Lebens mit Sicherheit erlangt hätte und die man ihm geben muß, damit er sein 'Dasein' nach Art der Lebenden fortsetzen kann. Er würde sich sonst sein Recht, sein Besitztum gewaltsam verschaffen. Zu den Rechten, die beispielsweise ein Mann, der als Junggeselle stirbt, im Leben nicht erlangt hat, gehört das 'Recht' — in einer archaischen Vorstellungswelt — auf Verehelichung und Nachkommenschaft. Die weite Verbreitung des Totenhochzeitsmotivs läßt den Schluß zu, daß gerade dieses Recht in alter Zeit besonders geachtet wurde.

Über die Totenhochzeit und ihre europäischen Entwicklungsstufen sind wir durch Forschungen Otto Schraders gut unterrichtet[5]. Von arabischen Kaufleuten verfaßte, glaubhafte Reiseberichte, die in die Zeit um 900 bis 1000 nach Chr. zurückdatieren, überliefern den Brauch in einer entwicklungsgeschichtlich relativ frühen Form. Zunächst ist festzuhalten, daß auch in den in die eigentlichen Schilderungen eingestreuten kommentierenden Texten die arabischen Termini für 'verheiraten' bzw. 'Heirat' vorkommen, daß mithin die Berichterstatter über den Sinn der von ihnen beobachteten Vorgänge richtig informiert waren. So heißt es bei Massudi über die Totenhochzeitsbräuche in der Ukraine: „Die Heiden . . . verbrennen ihre Toten, indem sie auf denselben Scheiterhaufen ihre Waffen, ihre Lasttiere und ihren Schmuck legen. Wenn einer stirbt, so wird sein Weib lebendig mit ihm verbrannt, wenn aber das Weib stirbt, unterzieht sich der Mann nicht solchem Los, wenn aber einer als Junggeselle stirbt, so verheiraten sie ihn nach seinem Tode"[6]. In einem anderen arabischen Text wird geschildert, wie eine solche Heirat vor sich ging. Ibn Fadhlan, der im ersten Drittel des 10. Jahrhunderts auf seinen Asienreisen mit den Wolga-Bulgaren in Berührung gekommen war, zählt die wesentlichen Punkte eines hochzeitlichen Zeremoniells auf, wie es in mehr oder weniger abgewandelter Form bis in jüngste Zeit in Osteuropa erhalten ist. a) Dem Mädchen, das freiwillig als zukünftige Gefährtin des Toten über sich verfügen ließ, wurden von seinen Dienerinnen die Füße gewaschen. Es handelt sich um das schon indogermanische und entsprechend weit verbreitete Brautbad. b) Vor einem türrahmenähnlichen Gestell wird das Mädchen „auf den flachen Händen einiger Männer dreimal emporgehoben und wieder herabgelassen". Dieser Handlung entspricht das bekannte, noch weithin übliche Heben der Braut über die Türschwelle des neuen Hauses. c) Das Mädchen wird mit Gewalt an die Seite seines zukünftigen Gatten gelegt. Auch dieser Vorgang kehrt in den Hochzeitssitten der europäischen Völker wieder. d) Das Mädchen singt teils fröhliche, teils traurige Lieder und teilt Geschenke aus, bevor es — und dieser letzte Akt der Handlung hat in neuerer Zeit freilich keine Parallelen — von seinen Verwandten und Freundinnen Abschied nimmt und getötet wird.

Im vierten Jahrhundert vor Chr. hat der gleiche Brauch in Griechenland dieses Frühstadium bereits weit hinter sich gelassen und ist inzwischen auf

Landesbibliothek Oldenburg

wenige symbolische Handlungen reduziert. So war die Lutrophore ('Wasserträger', ein Krug) das bezeichnendste Symbol der attischen Eheschließung. Am Abend vor dem Hochzeitstag oder am Hochzeitsmorgen brachte dem Brautpaar ein Knabe aus der Quelle Kallirhoe das Wasser zum Brautbad[7]. Es ist aber andererseits glaubwürdig überliefert, daß die Grabstelle eines Junggesellen durch Gefäße dieser Art gekennzeichnet war. Auch diese Lutrophoren selbst dienen als Beweismittel. Sie zeigen „teils Begräbnisszenen, teils Akte der feierlichen Eheschließung"[8]. „Die Darstellung einer Lutrophoros in Athen zeigt ein aufgebahrtes Mädchen, dessen Kopfschmuck aus einem Diadem mit hohen Blattspitzen besteht und gleich dem Kopfschmuck ist, den man sonst auf den Szenen der Brautschmückung als Brautkrone findet"[9].

Von den Frühformen der Totenhochzeit im deutschsprachigen Bereich wissen wir nichts. Die ältesten Belege reichen ins 13. und 14. Jahrhundert und zeigen den Brauch im großen und ganzen auf einer mit der oben skizzierten attischen vergleichbaren Stufe. Seine Formen wurden von christlichen Einflüssen nur unwesentlich verändert. Dagegen war die I d e e einer Totenhochzeit für die Kirche nicht akzeptabel. Auf der einen Seite war für den Brauch der Wunsch bestimmend, dem Toten das nachträglich zu gewähren, was er vorher nicht hatte erlangen können. Die Kirche aber belohnt den unberührt Gestorbenen mit der Krone des Sieges, um es mit den Worten des Johannes Chrysostomus zu sagen: „Deshalb werden dem Haupte Kränze aufgesetzt als Zeichen des Sieges, dafür, daß sie niemals unterlegen waren und so nun zur Vermählung schreiten, weil sie nicht von der Lust bezwungen wurden"[10]. Ein früher Beleg auf deutschem Boden zeigt als Motiv eindeutig diese christlich geprägte Version. Werner von Oberwesel, ein Knabe, den im April 1287 ein Bauer in der Nähe von Bacharach ermordet aufgefunden hatte, wurde drei Tage nach seinem Tode mit allen Ehren in der Bacharacher St. Kunibert-Kapelle beigesetzt. Im Jahre 1426 wurde sein Grab geöffnet, und der lateinische Text der Notariatsurkunde berichtet, daß Werners Kopf mit einer purpurroten Seidenbinde umwoben war, auf der silbervergoldete Rosen, Korallen und Margeriten zu erkennen waren. Außerdem war sein Haupt von einem seidenen Tuch umgeben. Eine im 14. Jahrhundert geschriebene Vita weiß noch von diesem Schmuck zu berichten: „. . . habens in capite sertum aureum seu vittam, pro signo suae v i r g i n i t a t i s, subtus cussinum sericeum violis repletum, et in capite peplum ex sericeo multiplicatum in suae i n n o c e n t i a e et s a n c t i t a t i s signum"[11]. Sachlich ist die rote, blumengeschmückte Kopfbinde mit dem seidenen Schleier ein bräutlicher Schmuck, der hier aber im kirchlichen Sinne interpretiert wird. Im Rituale Romanum sind Brauch und Interpretation in dieser Richtung fixiert und fanden im Bereich der katholischen Kirche als 'Empfehlung' entsprechende Anwendung, d. h. daß regionalen Varianten des Brauchs Spielraum gestattet war[12].

Bei einer Betrachtung der nachmittelalterlichen Verhältnisse wird der zum Teil gegensätzliche Einfluß der beiden Konfessionen deutlich. Während der Brauch im ländlich-katholischen Bereich bis etwa zur Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert eine im ganzen schleppendere, einheitlichere, in einfacheren Formen verharrende Entwicklung durchmachte, zeigte sich im protestantisch-bürgerlichen Bereich schon früh die Tendenz, einzelne Requisiten des

Landesbibliothek Oldenburg

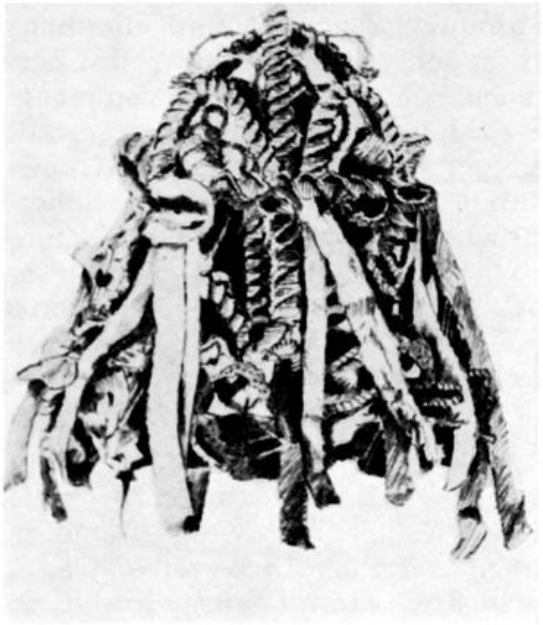


Abb. 1: Braut- bzw. Totenkrone aus dem Memelgebiet. Zeichnung d. Verf. nach Clasen, K. H., Deutsche Volkskunst — Ostpreußen. Weimar 1942. Abb. 205.

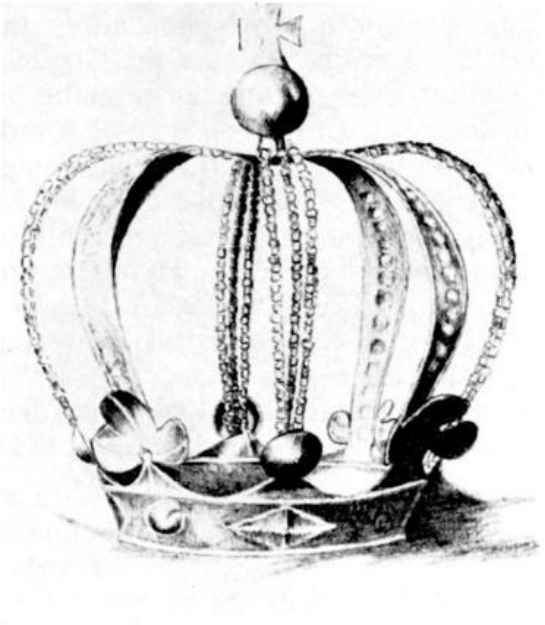


Abb. 2: Metallene Leihkrone aus Simmersbach/Biedenkopf. Zeichnung d. Verf. nach Rumpf, K., Deutsche Volkskunst — Hessen. Marburg 1951. Abb. 347.

Ledigenbegräbnisses, besonders die Braut- bzw. Totenkrone aus dem Begräbniszug herauszunehmen und damit auch aus dem ganzen Sinnzusammenhang herauszulösen. Aus der Kopfbedeckung wurde ein der Repräsentation dienendes Schaustück. Denn in seinen Anfängen war das, was erst in einem späteren Stadium — bei beiden Konfessionen — als Totenkrone bezeichnet werden kann, nichts anderes als der schlichte, aus Buchsbaum, Immergrün, später auch Myrte geflochtene Brautkranz, den die Ledigen beiderlei Geschlechts im Sarge trugen. Als seit Ende des 17. Jahrhunderts die Kronen dann kostbarer ausgestattet wurden, aus dem Kranz vielfach eine Bügelkrone wurde — zwei überkreuz auf einem Reifen ruhende Draht- oder Weidenbügel —, geschmückt mit Gold- und Silberflitter, Perlen, bunten Stoff- oder Papierblumen, Federn (Spiralen) und anderem mehr (Abb. 1, 4 und 5), ging man dazu über, die Krone nicht im Sarg zu lassen, sondern bereits im Begräbniszug, auf dem Sarg hochaufgetürmt oder hinterhergetragen, zu zeigen. Auch die Maße der Kronen änderten sich. Im Schnitt erreichten Höhe und Durchmesser 30 bis 35 cm. Schließlich nahm auch die Anzahl der von verschiedenen Seiten gestifteten Kronen zu. Es mußten Holzgestelle über den Särgen angebracht werden, damit alle Kronen auf dem Sarg Platz finden konnten. Für die Stifter — ursprünglich die Paten sowie die Burschen- und Mädchenschaftsmitglieder, auch die nächsten Nachbarn, später zunehmend die Angehörigen des Toten — war der Kauf oder die Herstellung solcher Kronen mit nicht geringen Opfern verbunden. So ist es erklärlich, daß mit den Auswüchsen des Brauchs behördliche Verbote

Landesbibliothek Oldenburg

und Einschränkungen in etwa parallel liefen. Wir verdanken diesen Verordnungen eine relativ gute Kenntnis vor allem der Zeit, aus der uns die Kronen selbst bis auf vereinzelte Ausnahmen nicht mehr überliefert sind. Eine Folge solcher Eingriffe besonders in absolutistischer Zeit sind allerdings auch die 'Leihkronen', die (im Gegensatz zu den von Paten usw. selbst hergestellten oder gekauften, einmalig verwendeten 'Eigenkronen') von einem Gürtler oder auch Feinschmied für die Kirche oder Gemeinde hergestellt und von diesen von Fall zu Fall gegen Entgelt ausgeliehen wurden. Kronen dieser Art mußten aus haltbarem Material gefertigt sein; Kupfer-Silberlegierungen waren häufig, wertvollere Stücke wurden vergoldet, einfachere waren aus Eisenblech geschmiedet und bunt bemalt. Die Haltbarkeit dieser Kronen hat dazu geführt, daß gerade dort, wo solche Verordnungen rigoros durchgesetzt wurden, so vor allem in Teilen Hessens und im preußisch regierten Territorium Ansbach, die Totenkrone noch heute beim Begräbnis Lediger verliehen wird, während der Brauch in dieser oder anderer Form im übrigen deutschsprachigen Raum fast überall vergessen ist (Abb. 2 und 3).

Wir stützen uns also hauptsächlich auf vier Quellenkategorien, 1. für die Zeit bis ca. 1800 auf Verordnungstexte, 2. für die Zeit seit 1800 auf in volkskundlich auswertbaren Monographien enthaltene Beschreibungen, 3. für den gleichen Zeitraum auf die Kronen bzw. Kränze selbst, soweit sie sich erhalten haben, und 4. für die Zeit seit frühestens 1870 auf das Befragungsergebnis des Atlas der deutschen Volkskunde. Das dichte Belegnetz des ADV vermittelt für die letzten fünfzig bis sechzig Jahre vor 1930 ein vergleichsweise geschlossenes — kartographisch darstellbares — Bild. Die konfessionell bedingten Gegensätze haben sich seit Mitte des 19. Jahrhunderts in mancher Hinsicht noch stärker herausgebildet. Während große Teile der protestantischen Bevölkerung bis ungefähr 1870/80 die Formen des 18. und frühen 19. Jahrhunderts fast unverändert weiterpflegten, dann aber, besonders in Ost- und Norddeutschland, in einer fast unverständlich abrupten Wendung den Brauch gänzlich aufgaben, erwiesen sich Teile der katholischen Bevölkerung insbesondere Süd- und Ostmitteldeutschlands als konservativer. In Nordböhmen und Schlesien wurde offenbar unter westslawischem Einfluß das Ledigenbegräbnis noch in allen Teilen seines Hergangs und bis zum kleinsten Detail seiner Ausstattung als Totenhochzeit 'gefeiert' und auch verstanden. Das gestorbene Mädchen liegt als Braut gekleidet im Sarg, den sechs Burschen tragen; ihm folgt ihr 'Bräutigam', ein Nachbarsjunge, der sich für diese Rolle freiwillig gemeldet hatte, mit der Brautkrone des Mädchens, einer schlichten mit Myrten, Buchsbaum udgl. umflochtenen Bügelkrone, die er auf einem weißseidenen, quadratisch geformten Kissen trägt. Ihn begleiten zwei weiß gekleidete Mädchen, andere folgen paarweise; es sind die 'Kranzmädchen', die 'Kränzeljungfern', die auch im Brautzug gefolgt wären. Blumenstreuende Kinder eilen dem Zug voran. Die in Oberschlesien gebliebenen Deutschen setzen den Brauch in dieser oder ähnlicher Form noch heute fort[13].

Westlich der Elbe hat sich der Brauch in zusammenhängenden Relikträumen nicht mehr halten können. Im Gebiet zwischen Donau, Iller und Lech, im Bayerischen Wald, in der Westeifel und Teilen des Rheinlandes kann man gelegentlich auf Kinderfriedhöfen noch einen grünen Kranz mit weißen Rosen, ans weiße Holzkreuz gehängt oder aufs Grab gelegt, sehen. Im

Landesbibliothek Oldenburg

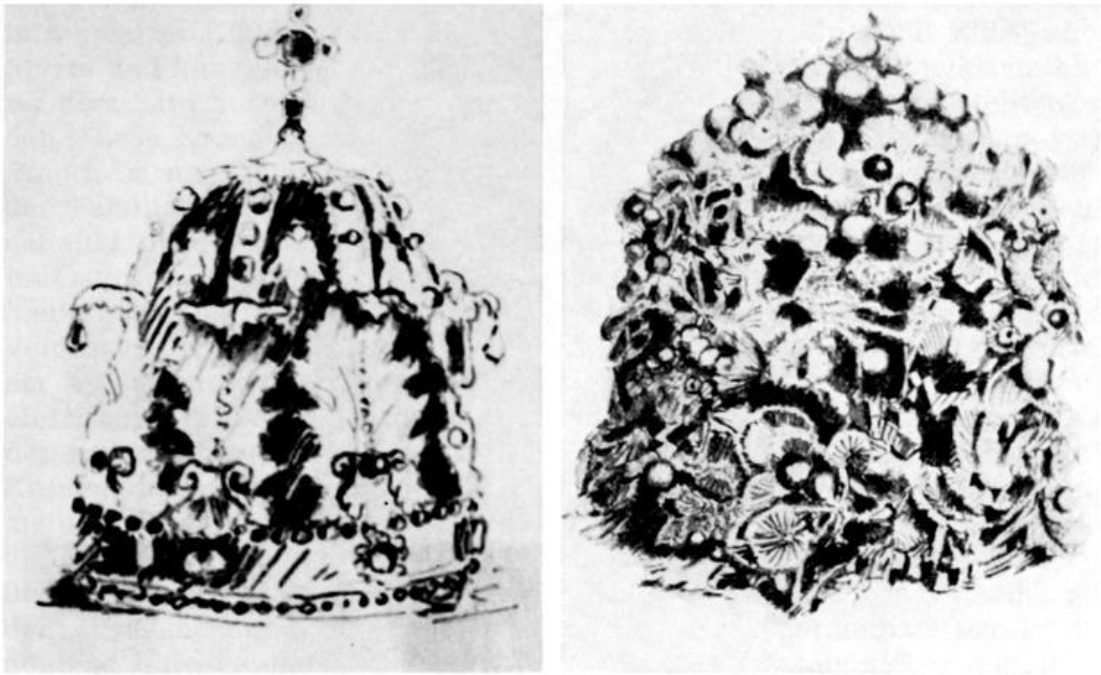


Abb. 3; Metallene Leihkrone Ansbacher Herkunft, 1. Hälfte 18. Jh. Zeichnung d. Verf. nach Funk, W., Totenkronen in Franken. In: Bayerischer Heimatschutz. Zeitschrift für Volkskunst und Volkskunde, Heimatschutz und Denkmalpflege, Bd. 27 (1931). Abb. 27 b. Abb. 4: Totenkrone aus Windsbach/Ansbach, Eigenkrone, 19. Jh. Zeichnung d. Verf. nach Funk, Abb. 32.

protestantischen Norden gehören Totenkronen allenfalls noch zum musealen Bestand. In den reformierten Gebieten wie Ostfriesland, Bentheim und Ravensberg war der Brauch schon bald nach der Reformation durch Verordnungen, später durch vom Pietismus getragene Säuberungen erfolgreich bekämpft worden. Katholische Gebiete zeichnen sich im Material des ADV durch eine 1930 noch geschlossene Anzeige des Kommunionkranzes als Kopfkranz für gestorbene Kinder aus. Der Kommunionkranz, dann besonders in seiner späteren stereotypen Erscheinung, hat, kirchlicherseits als Brautkranz verstanden, die Totenkrone nicht nur überdauert, sondern, seitdem sich die Krone gegen Ende des 19. Jahrhunderts zu einfachsten Formen, auch zu der des Kranzes, zurückentwickelt hatte, auch wohl mit der Dynamik einer Mode verdrängt. Die gleiche Rolle übernahm der Myrtenkranz als bräutlicher Kopfschmuck und Teil der Brautausstattung einer ledigen Toten, bei Protestanten wie Katholiken.

In Nordwest-Niedersachsen zeichnen sich Südoldenburg und die katholischen Teile des Bezirks Osnabrück im ADV-Material durch wiederholte Anzeige des Kommunionkranzes aus. Eine Handvoll anderslautender Texte beweist aber, daß auch in diesem Raum die Form der Bügelkrone als Totenkrone einst zum Ledigenbegräbnis gehörte. Eine Gewährsperson aus Langförden bei Vechta berichtet um 1930: „Früher aus Weiden und Buntpapier, in der Kirche aufbewahrt"[14]. Die Erwähnung von Weiden(ruten) weist deutlich, wie die Erfahrung nach Auswertung von mehr als hunderttausend

Landesbibliothek Oldenburg

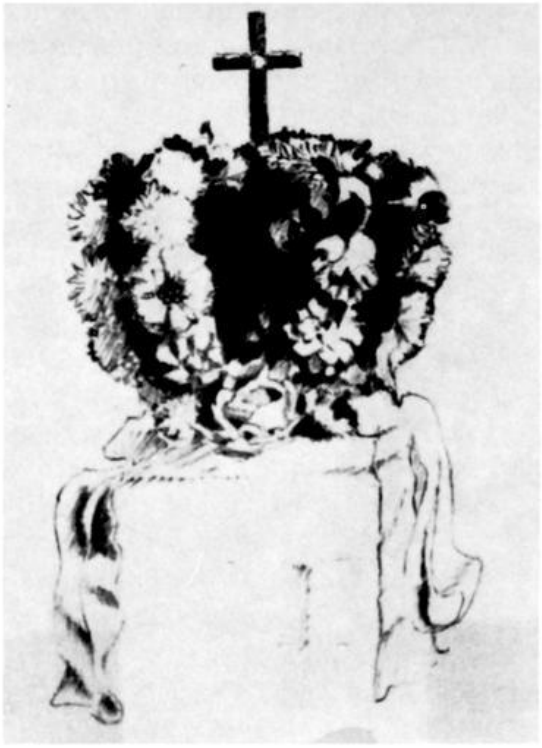


Abb. 5: Totenkrone aus Markt Erlbach/Neustadt a. d. Aisch. Eigenkrone, 1. Drittel 20. Jh. Zeichnung d. Verf. nach Funk, Abb. 33.

ADV-Texten lehrt, auf die Form der Bügelkrone. Eine Gewährsperson aus Elsten nahe bei Cloppenburg weist zunächst auf die 1930 herrschende Form hin: „Seit 50 bis 60 Jahren bekommen Jungfrauen weiße Kränze aufgesetzt." Dann fährt sie fort: „Bis vor 60 Jahren war es Sitte, daß Jungfrauen und Jünglinge Totenkronen auf den Sarg gelegt bekamen. Dieselben konnte man käuflich erwerben. Sie wurden, wenn der Sarg in die Erde gesenkt werden sollte, fortgenommen und in der Kirche unter das Bild der Gottesmutter oder des hl. Josef gehängt. Ostern wurden die Totenkronen im Osterfeuer verbrannt. Beschreibung der Totenkrone: ein Drahtgestell, ähnlich einem Pferdemaulkorb, wurde mit Blumen und Grün reichlich verziert"[15]. Hier in Elsten wurde also der alte Kronenbrauch um 1870 aufgegeben, in den Nachbarorten offenbar noch früher, weil entsprechende Angaben im ADV-Material sonst zu erwarten wären[16]. Der dritte Kronenbeleg in Südoldenburg stammt aus Bakum, Kreis Vechta: Die Krone war mit „künstlichen kleinen Blumen oder Rosen" geschmückt. „Bis vor 10 Jahren war es üblich, daß bei Kindern bis 14 Jahren ungefähr die Totenkrone vorangetragen und nach der Beerdigung in der Kirche aufgehängt wurde." Dem Text wurde eine Skizze beigegeben. Danach war eine einfache Bügelkrone aus Draht gemeint; ihr Durchmesser betrug 30 cm[17].

In diesen Tagen hatte ich Gelegenheit, den achtzigjährigen Schneidermeister Clemens Thole in Bakum nach dem Ledigenbegräbnis, wie es früher in diesem Orte gestaltet wurde, und speziell nach der Totenkrone zu befragen[18]. Seine Ausführungen stimmen mit dem ADV-Text aus dem Jahre 1930 fast wörtlich überein, ja sie gehen über diese Angaben in Einzelheiten

Landesbibliothek Oldenburg

sogar hinaus. Wenn ein Mädchen starb, für Burschen galt das gleiche, trugen Jünglinge aus der Nachbarschaft den geschlossenen Sarg. Ein Mädchen in schwarzer Kleidung trug die Totenkrone in Form einer mit künstlicher Myrte und künstlichen weißen Myrtenblüten beflochtenen Bügelkrone hinter dem Sarg her. Die Krone war von einer Putzmacherin hergestellt worden. Diese Krone wurde später — hier zeigt sich eine Abweichung vom Brauch im nahegelegenen Elsten — über der Kirchenbank („Privatbesitz") der Familie des Toten angebracht, und zwar mit Nägeln an die Wand geheftet, ohne Konsole oder Wandbrett. Wie in Elsten wurden diese Kronen im Osterfeuer verbrannt, hier aber erst, nachdem sie viele Jahre über der Bank gehangen hatten. Die Asche der Kronen zusammen mit der von verdorrten Friedhofskränzen diente dann später zur Zeichnung des Kreuzes am Aschermittwochmorgen. Thole hat noch selbst mehrere Kronen dieser einfachen Art über den Bänken in der alten Kirche gesehen, die dann 1906 der neuen Kirche wich. Auch in der neuen Kirche waren zunächst noch Kronen angebracht worden, nach Thole bis zum ersten Weltkrieg. Ich fragte meinen Gewährsmann auch nach der Bedeutung des Brauchs. Er erwiderte, daß die Krone ein Zeichen dafür sei, daß der Jüngling oder die Jungfrau unschuldig war. Hier also nur die kirchliche Interpretation. Als ich ihn auf den Zusammenhang des Kronenstiftens mit dem Totenhochzeitsmotiv andeutend hinwies, entsann er sich, von seiner Mutter ähnliches gehört zu haben. Die Mutter habe ihm „einmal" gesagt, daß diese Krone ja „eigentlich eine Brautkrone" sei.

In Bakum war also danach auch die ursprüngliche Bedeutung des Brauchs noch vergleichsweise lange bewußt. Das scheint die Voraussetzung dafür gewesen zu sein, daß dieser Ort einer der letzten in ganz Niedersachsen war, der den Brauch des Kronenstiftens noch ins 20. Jahrhundert herübernahm.

Anmerkungen:

[1]) Atlas der deutschen Volkskunde, hrsg. v. H. Harmjanz und E. Röhr (6 Lieferungen = 120 Kartenblätter), Leipzig 1937—1939. — Neue Folge hrsg. v. M. Zender, Marburg, Karten NF 1 ff., 1958 ff.; Erläuterungen Bd. I ff., 1959 ff.

[2]) Zender, M., Grabbeigaben. In: Atlas der deutschen Volkskunde NF, Erläuterungen Bd. I, 1959, zu den Karten 13—20 b.

[3]) Cox, H. L., Die Bezeichnungen des Sarges im Kontinental-Westgermanischen. Eine wortgeographisch-volkskundliche Untersuchung. Atlas der deutschen Volkskunde NF, Beiheft 2. Marburg: Elwert 1967.

[4]) Segschneider, E. H., Totenkrone und Totenkranz. Eine Untersuchung aufgrund der Erhebungen des Atlas der deutschen Volkskunde. Dissertation Bonn 1969 (noch nicht veröffentlicht).

[5]) Schrader, O., Totenhochzeit. Ein Vortrag. Gehalten in der Gesellschaft für Urgeschichte zu Jena. Jena 1904.

[6]) Schrader, O., Totenhochzeit, S. 19.

[7]) Schrader, O., Totenhochzeit, S. 21.

[8]) Schrader, O., Totenhochzeit, S. 6.

[9]) Baus, K., Der Kranz in Antike und Christentum. Eine religionsgeschichtliche Untersuchung mit besonderer Berücksichtigung Tertullians. Bonn 1940, S. 111 f.

[10]) Baus, K., Kranz, S. 101.

[11]) Pauly, F., Zur Vita des Werner von Oberwesel. Legende und Wirklichkeit. In: Archiv für Mittelrhein. Kirchengeschichte Bd. 16, 1964, S. 96.

Landesbibliothek Oldenburg

[12]) Hoyer, E., Kanonistisches zum Atlas der deutschen Volkskunde. Prag 1935, S. 26. Die Bestimmung im 'Ordo sepeliendi parvulos' des auf die Konstitution Papst Pauls V. 'Apostolicae Sedi' vom 17. Juni 1614 zurückgehende Rituale Romanum lautet: „Cum infans vel puer baptizatus defunctus fuerit ante usum rationis, induitur iuxta aetatem, et imponitur ei corona de floribus, seu de herbis aromaticis et odoriferis, in signum integritatis carnis et virginitatis".

[13]) Nach freundlicher Mitteilung von Herrn K. Hanisch, Bonn, Atlas der deutschen Volkskunde, 1969.

[14]) ADV-Ortsverzeichnis: 71—18—13 c (Langförden/Vechta).

[15]) ADV-Ortsverzeichnis: 71—17—17 b (Elsten/Cloppenburg).

[16]) Dieser Schluß ist allerdings nicht generell zulässig. Nach Aussagen meines Gewährsmannes Clemens Thole, Bakum (s. u.), waren um 1900 noch Totenkronen auf manchen Gräbern des katholischen Cloppenburger Friedhofs zu sehen. Da auf diesen Gräbern weiß gestrichene Holzkreuze standen, kann es sich nur um Kinder- bzw. Ledigengräber gehandelt haben.

[17]) ADV-Ortsverzeichnis: 71—18—21 c (Bakum/Vechta).

[18]) Durch freundliche Vermittlung von Herrn Dr. H. Ottenjann, Museumsdorf Cloppenburg, und Herrn Konrektor Kuper, Bakum.

St.-Vitus-Kirche Löningen

Die architektonisch-klassizistische Substanz der St.-Vitus-Kirche zu Löningen und deren geheimer revolutionsarchitektonischer Charakter

Von Wilhelm Gilly

Gleich zu Beginn der Untersuchung muß der verbreiteten, wenngleich „dokumentarisch" belegten Meinung, daß wohl niemand anders als der „münstersche" Baumeister „Schmidts" der Planer und Erbauer der St-Vitus-Pfarrkirche zu Löningen gewesen sei, im Hinblick auf die planerische Tätigkeit auf das Entschiedenste widersprochen werden, und dies umsomehr, als da sich nicht zuletzt im Oldenburger Münsterland bereits seit längerem die Erkenntnis Bahn gebrochen zu haben scheint, daß die architektonische Substanz der Löninger Kirche und deren Erscheinungsform mit ziemlicher Eindeutigkeit Einnerungen an die „Berliner Schule" wachzurufen vermag. Und in der Tat: Es sieht so aus, als dürfte dieser, soeben genannte Weg zur Erkenntnis getrost beschritten werden, nicht zuletzt deshalb, weil es nachgerade unwahrscheinlich ist, daß eine kaum existente Persönlichkeit wie „Schmidts" für die planerische Bewältigung des Löninger Projektes verantwortlich gemacht wird, zumal „Schmidts" keinesfalls mit den in Vorschlag gebrachten Architekten Friedrich Schmidt — 1825-1891, in Köln und Wien tätig — und Heinrich Schmidt — *1850, Sohn des Vorgenannten und tätig im Rhein-Mai-Gebiet, in der Pfalz und in München — identifiziert ist. Der einzige mit der Baukunst beschäftigte und zumindest zeitweilig im „preußischen" Westfalen lebende Architekt, der mit Löningen in Verbindung gebracht zu werden verdient, ist C. F. H. Schmidt, der sein Eingehen in die Kunstgeschichte weniger seiner Eigenleistung, als vielmehr seinem bedeutenden Lehrer, nämlich David Gilly, verdankt (vgl. Lammert, a. a. O., S. 181); solcher Meinung erwächst durch die von W. Kloppenburg (a. a. O.) gemachten Angaben kein Hindernis: Der zitierte jedoch nicht

Landesbibliothek Oldenburg

namentlich genannte „Zimmermannssohn" kannte, da er aus Westfalen kam, Werk und Werdegang des in Münster tätigen Architekten und Kanonikus Wilhelm Ferdinand Lipper sehr genau, war jener doch — zumindest seit 1777 als Oberbaudirektor — zur beherrschenden Architektenpersönlichkeit in der Hauptstadt des Fürstbistums (1733—1779 Innenausstattung des Schlaunschen Schloßbaues; 1773—1775 Theater; Fassaden- und Innengestaltung des Rombergschen Hofes (Zivil Club); 1788—1790 Ratsgymnasium; Entwurf zum Gymnasium Paulinum) geworden war. Auch dürfte ihm bekannt gewesen sein, daß Lipper zeitweilig als leitender Baumeister am Umbau des Deutschmeisterschlosses zu Mergentheim tätig und seit 1793 in Nürnberg ansässig war († 1800 daselbst), um die Deutschordenskirche (Elisabethkirche) zu Nürnberg zu errichten (vgl. Thieme-Becker, a. a. O., S. 267). Ob indessen auch bekannt gewesen sein dürfte, daß in Osnabrück ein Bruder († 1813) als Kanonikus und Architekt (1791 eigenes Wohnhaus in Osnabrück, Johannisstraße 8 und 1780 Entwurf zur bischöflichen Kanzlei) mit Namen: Clemens, gelebt hat, erscheint indessen höchst fraglich, da der bei Kloppenburg Ungenannte augenscheinlich beschlossen hatte, lediglich auf reputierliche, wenn auch nicht unbedingt existente Beziehungen zu verweisen.

Da die Merkwürdigkeiten bei Verpflichtung C. F. H. Schmidts, des Gilly-Schülers — um ihn hat es sich zweifelsfrei gehandelt — hinsichtlich Kautionsstellung seitens des Drosten von Schmiesing wie auch in Ansehung des Oberaufsichts-Vorbehalts seitens des eben Genannten vermuten lassen, daß Schmidts eigenkünstlerische Vorleistungen — sie hätten ihn möglicherweise in die Lage versetzt, den Gepflogenheiten der Zeit entsprechend, die Kautionssumme selbst zu erlegen — mehr als dürftig waren, muß, da die Errichtung eines solchen Gebäudes, wie es die Kirche zu Löningen darstellt, schlechterdings ohne angemessene Vorleistungen undenkbar ist, fast zwangsläufig gefolgert werden, daß der Plan zur Pfarrkirche St. Vitus keinesfalls der eigenkünstlerischen Intention und der selbständigen Invention des C. F. H. Schmidt angelastet werden kann. Infolgedessen darf bereits jetzt, zu diesem frühen Zeitpunkt und ohne dafür zunächst den eigentlichen Beweis erbracht zu haben, die an sich noch unbegründete Meinung geäußert werden, daß Schmidt, dessen Beteiligung an der Bauausführung nicht in Zweifel gezogen werden kann, allenfalls als Ideen-Vermittler denkbar ist, und zwar als Ideen-Vermittler, dem sowohl die Großzügigkeit und Unbedenklichkeit des ausgehenden 18. Jahrhunderts hinsichtlich der Urheberrechte, als auch die Wirren der Napoleonischen Epoche — 1808, bei Baubeginn, ist das Herzogtum Oldenburg gezwungen, dem Rheinbund beizutreten, um im Jahre 1810 (bis 1813) dann doch im Verband des Ersten Französischen Kaiserreichs aufzugehen — vortrefflich zustatten kamen, weil dadurch die Möglichkeit gegeben schien, die eigentliche, d. h. planerische Urheberschaft getrost im Dunkeln lassen zu können. Und deshalb darf, wenn auch mit einiger Zurückhaltung, die Möglichkeit in Betracht gezogen werden, daß Schmidt in Löningen einen Plan verwirklichte, der keinesfalls seinem eigenen Ingenium entstammte, sondern vielmehr jenem seines Lehrers David Gilly, dem er nicht nur in der Berliner Bauakademie „zu Füßen gesessen hatte", um sich dessen architektonische Vorstellungen zu eigen zu machen, sondern dem er auch größtmögliche

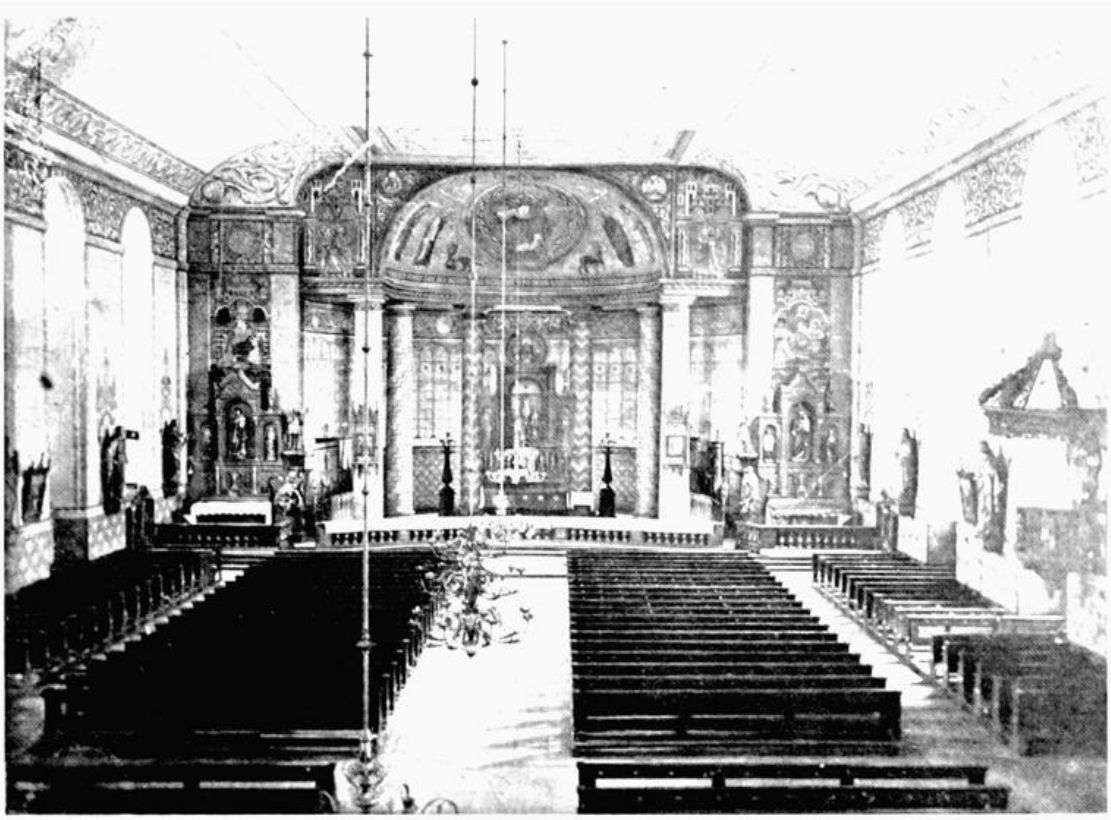
Landesbibliothek Oldenburg

Erfahrung auf dem Gebiet der „Landbaukunst" (vgl. Titel einer Gilly-Publikation, a. a. O.) — dergleichen Erfahrung spielt im Falle Löningens eine nicht unwesentliche Rolle — zuschreiben mußte, da David Gilly, ehe er als Geheimer Oberbaurat zu den „königlich-preußischen Bau-Dirigierungsgöttern" des Berliner Oberbaudepartements aufstieg, als Landbaumeister und Baudirektor in preußischen Diensten reiche Erfahrung auf allen Giebeten des ländlichen Bauens in der Mark Brandenburg, in Pommern, in Ost- und Westpreußen sowie in der Provinz Posen hatte sammeln können.

Wie die übrigen Baueleven, so dürfte auch C. F. H. Schmidt während seiner Studien im Sinne des Lehrplans verpflichtet gewesen sein, Einzel- und Gesamtpläne, Grundriß- und Aufrißzeichnungen, planimetrische und perspektivische Ansichten, die von seinen Lehrern als Muster pädagogischer Natur entworfen worden waren, zu wiederholen; diese geforderte „wiederholende" Tätigkeit verfolgte den Zweck, die jungen, im planerischen Bereich noch weitgehend unerfahrenen Bauschüler in die Wesenheit der architektonischen Materie, mit der sie sich zukünftig und mit einiger Ausschließlichkeit zu beschäftigen gedachten, einzuführen und Verständnis zu wecken für die baukünstlerischen Vorstellungen der Lehrenden, um schließlich zu erreichen, daß der vorausgesetzte Wille zu eigenkünstlerischem Schaffen sich gewissen Prinzipien und Maximen verpflichtet fühlte. Bei solcher, akademisch-zu-nennender Übung — diese wird unschwer ersichtlich — war es für Schmidt ein Leichtes und fast Selbstverständliches, Wiederholungen Gillyscher Schul-Entwürfe anzufertigen und aufzubewahren, zumal eben jene „wiederholenden" Schulentwürfe bei späteren Bewerbungen um ein Architektenamt immerhin einiges über das „handwerkliche" Geschick des Aspiranten auszusagen vermochten. Wird eine solche Verhaltensweise — und gäbe es an sich nichts, was einer solchen Annahme entgegenstünde — nicht zuletzt für den Fall „Löningen" in Betracht gezogen, so ergibt sich, daß hier die Umstände außergewöhnlich günstig waren, und zwar nicht nur wegen der bereits erwähnten Turbulenz des von Napoleon geprägten Geschichtsabschnitts, sondern nicht zuletzt auch deswegen, weil im Jahre des Baubeginns David Gilly (1748—1808) starb und auch sein berühmter Sohn, Friedrich Gilly (1771—1800), nicht mehr unter den Lebenden weilte. Wenn auch die letztgenannten Tatsachen keinesfalls von der moralischen Verpflichtung entbanden, den — kopierten? — Gilly-Plan wenigstens geringfügig und im Sinne von Eigenleistung abzuwandeln, so scheint doch C. F. H. Schmidt von diesem, für ihn recht mühevollen Unterfangen abgesehen zu haben, und zwar nicht zuletzt in Ansehung seines fehlenden Talents wie im Hinblick darauf, daß die von ihm geübte und keinesfalls als korrekt zu bezeichnende Verhaltensweise — jedenfalls zu eigenen Lebzeiten — wohl kaum offenbar werden würde. Daß das Schmidtsche Verhalten bei ihm selbst auch nur die geringsten moralisch-ethischen Bedenken ausgelöst hätte, ist mehr als unwahrscheinlich, und zwar nicht zuletzt in Anbetracht seines „beurkundeten" zweifelhaften Lebenswandels, dem er sich im Oldenburger Münsterland hingab.

Der Beweis dafür, daß der Plan zur Pfarrkirche St. Vitus von David Gilly entworfen wurde, kann jedoch nicht nur die soeben angestellten Überlegungen introduzierenden Charakters, sondern auch — und dies ist ungleich gewichtiger — durch stilkritische Untersuchungen erbracht werden.

Landesbibliothek Oldenburg



Kath. Pfarrkirche Löningen um 1914 *Foto: Anton Kramer, Löningen*

Solcherart stilkritische Untersuchungen fordern indessen, selbst im Rahmen eines enge Grenzen ziehenden Aufsatzes, daß entsprechendes Material in ausreichender Fülle dargeboten wird. Allein, der vorligende Fall bietet die glückliche Möglichkeit, auf die von Marlies Lammert (a. a. O.) bereits minutiös ausgebreiteten Beispiele zurückgreifen zu können, indem nämlich auf Entsprechungen verwiesen wird, zumal die Lammertsche Gilly-Monographie nicht versäumt, die von David Gilly geplanten Kirchen von Dorphagen (1777), von Nemitz (1780) und von Paretz (1797) zu erwähnen. Da in vorerwähnter Veröffentlichung nicht zuletzt dem Leben und Wirken David Gillys einige Aufmerksamkeit gewidmet wird, fühlen wir uns der Verpflichtung enthoben, hier und an dieser Stelle die Vita des „Preußen" David Gilly, dessen Großvater, aus dem südfranzösischen Calvisson im Nieder-Languedoc stammend, als Glaubensflüchtling in das Territorium „Seiner Churfürstlichen Gnaden von Brandenburg" eingewandert war, nochmals ausbreiten zu müssen; man begnüge sich mit dem — außerdem gegebenen — Hinweis, daß der „preußische" Franzose David, dessen Voreltern ausnahmslos dem französischen Volkstum zugehörig waren, ein wahrhaft frommer Christ calvinistischer Prägung gewesen ist.

Die soeben ausgebreiteten Fakten erlauben den unmittelbaren Eintritt in die eigentlichen und stilkritisch-gemeinten Untersuchungen: Die Raumkonzeption, von der Löningen in unnachahmlicher Weise bestimmt wird — diese vollzieht jeder Besucher der Kirche nach, betritt er das Kircheninnere — trägt eindeutig Gillyschen Charakter, und zwar deshalb, weil sich hier unter klassisch-klassizistischer Oberfläche ebenjene Raumvor-

Landesbibliothek Oldenburg

stellung ausspricht, die mit ziemlicher Entschiedenheit in Richtung „Revolutionsarchitektur" — dieser Begriff wurde von Emil Kauffmann (a. a. O.) geprägt und seine Anwendungsmöglichkeit auf Gilly-Architekturen klingt auch bei Marlies Lammert (a. a. O., S. 12) an — weist, um dadurch letztlich in einen baukünstlerischen Bereich einzutreten, in dem die Bewältigung architektonisch-kubischer Massen im Sinne der Boulée, Ledoux und Lequeu gleichsam zwangsläufig zu erfolgen hat. Das Bewältigungsproblem stellt sich am Löninger Beispiel folgendermaßen dar: Die Länge des Kirchenraumes (ohne Chor) beträgt nach Maria Busch (a. a. O.) 43 m, die Breite 21,50 m und die Höhe (bis zum Ansatz der Dachzone) 13,50 m; die Außenmaße (unter Einschluß des ungefähr 1,80 m starken Gewändes) ergeben das Maßverhältnis von 46,60:23,30:13,50. Diese Maße, die nur höchst unbeträchtlich abgerundet zu werden brauchen, ergeben einen rechtwinkligen Block, einen Block, dessen Höhe ungefähr ein Viertel der Länge, und dessen Breite ungefähr die Hälfte der Länge ausmacht (Fig. 1). Wird dieser, de-facto-vorhandene Block durch einen weiteren, in seiner Substanz indessen lediglich gedachten Block in ebendenselben Abmessungen ergänzt (Fig. 2), und zwar derartig, daß die Dachfirst-Linie an dessen Oberseitenmitte verläuft, so ist das Ergebnis nicht allein ein verdoppelter Block, sondern auch ein Kubus, der aus zwei Quadern (Fig. 3) besteht. Und eben jene letzterwähnte Quaderform, die in Löningen je nach An- und Einsicht in Verdoppelung oder Halbierung auftritt, führt auf eines der beherrschenden Grundmotive, auf den „Quader" der Revolutionsarchitektur. Zwar folgt in Löningen die Art der Grundmotiv-Anwendung grundsätzlich und wesentlich den Intentionen des französischen 18. Jahrhunderts (ab 1760 [sic]), jedoch erkennt man unschwer die Gillysche Eigenart im Umgang mit diesem revolutionsarchitektionischen Grundmotiv, eine Eigenart nämlich, die zunächst den Anschein weckt, als überlagere und verdecke nicht-mehr-unbedingt-funktionsgebundenes Klassizieren die eigentliche, d. h. substanzielle Wesenheit der Raumkonzeption geometrischer Natur. Um zu konkretisieren, was gemeint ist, sei auf die Tatsache verwiesen, daß das ungewöhnlich-voluminöse Dach eben nicht, wie man anzunehmen geneigt wäre, zur Verdeutlichung der lagernd-kubischen Massen des eigentlichen Kirchenraumes, lediglich das „Schiff" überdeckt, sondern daß es, entgegen den Gepflogenheiten, nach Osten, bis über den Chor hinausgeschoben wird, und zwar derartig, daß die Dachzone den seinerseits in den eigentlichen Kirchen-Innenraum, in das „Schiff", eingeschobenen Chor überdacht und einbezieht. (Fig. 4 und 5).

Der Chor, mit ungefähr 14 m äußerer Seitenlänge ein Viertel der Seitenfassadenlänge oder aber — mit geringfügiger Abweichung — gleiche Abmessung wie die Höhe des Dachansatzes beanspruchend, schließt — naturgemäß im Osten — „gerade", und die gerade Abschlußwand ist noch weniger aufwendig behandelt, als die Gewände von West- und Seitenfassaden; man könnte diese Chor-schließende Wand, würde man in Ansehung sentimentalischer Motivation urteilen, als „nüchtern-behandelt" abtun, dagegen, brächte man rationale Beweggründe mit ins Spiel, so käme man kaum umhin, eine bewundernswerte, jedoch selten-akzeptierte Clairtée feststellen zu müssen: Eine glatte Wandfläche, weder drängend noch schlaff, in ruhiger Ausgewogenheit und nur mäßig belebt durch Rustizierung des

Landesbibliothek Oldenburg

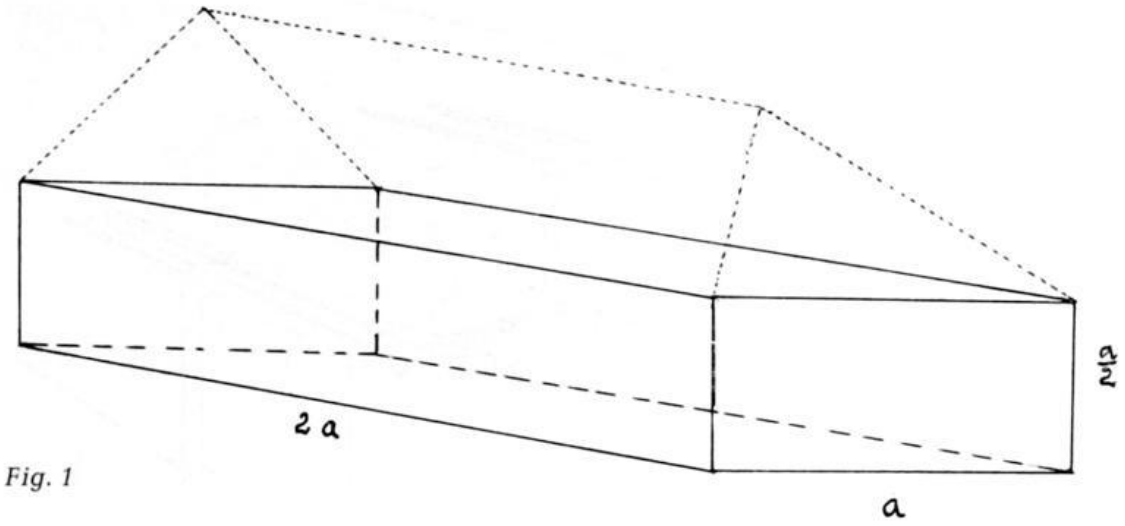


Fig. 1

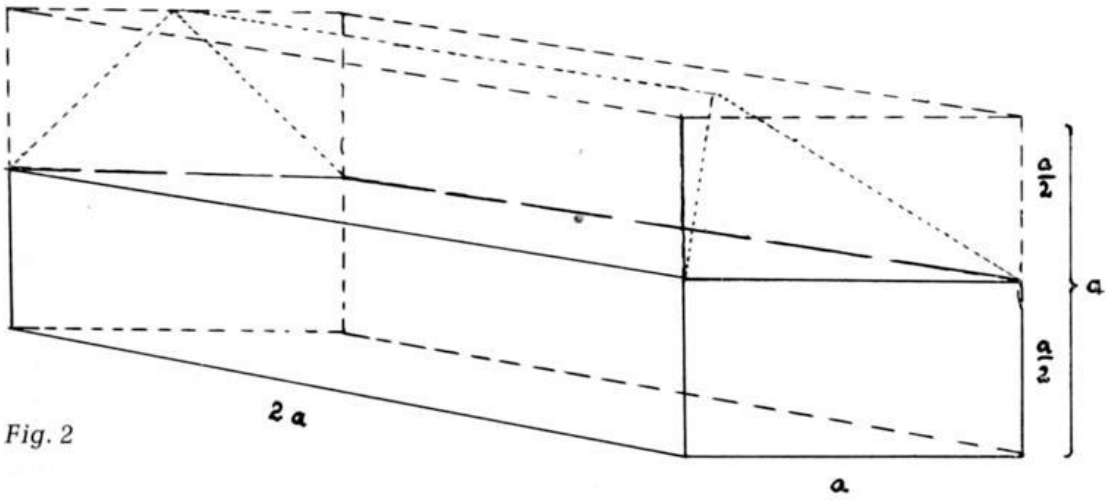


Fig. 2

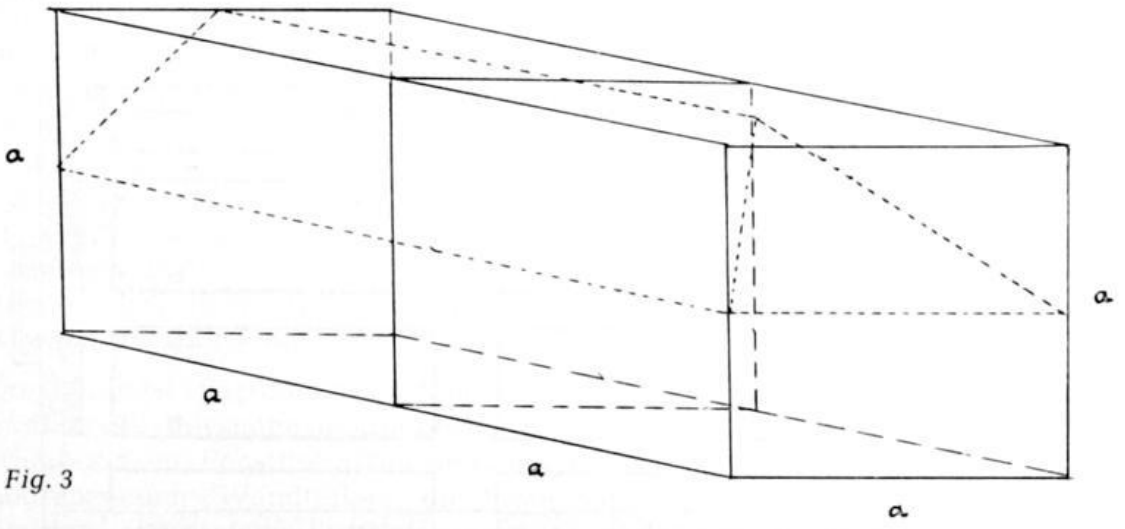


Fig. 3

Proportionen ohne Chor, nicht maßstäblich, Architektenperspektive

Landesbibliothek Oldenburg

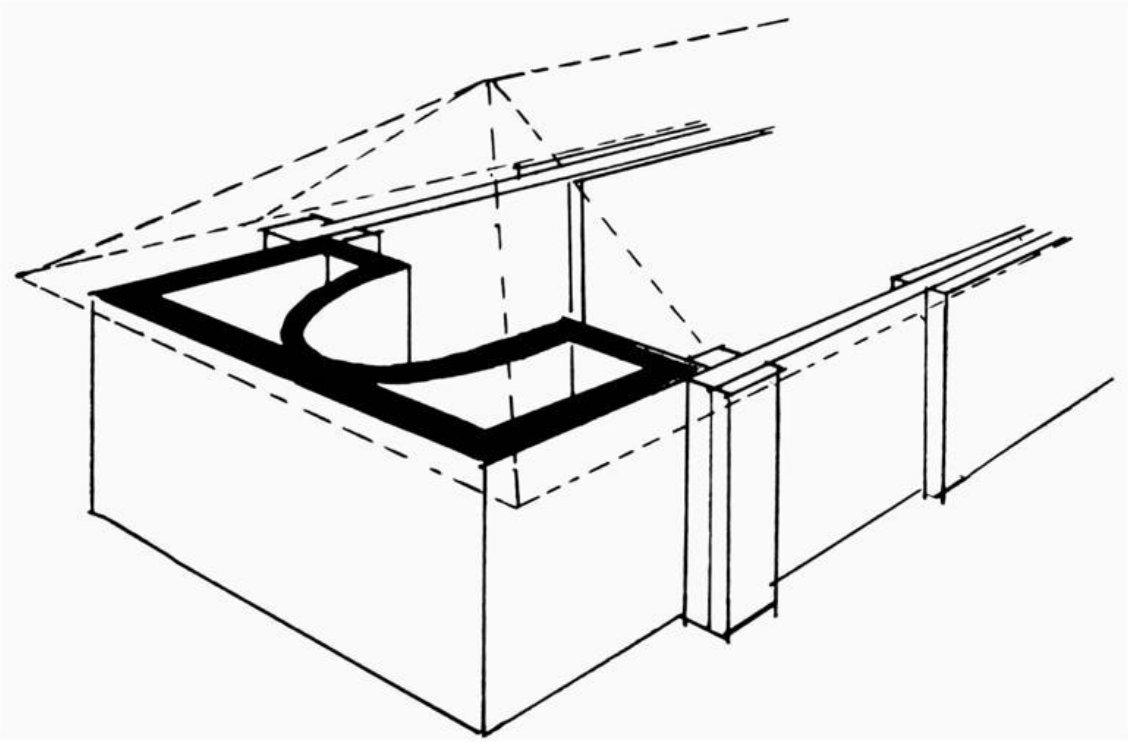


Fig. 4 Einschiebung des Chores, nicht maßstäblich, Malerperspektive

niedrigen Sockelgeschosses und der seitlichen Endungen wie durch eine schlichte, aber prägnant eingeschnittene Fensteröffnung.
Ebenjener in Rede stehende Chor wurde durch Einsturz des ursprünglichen Glockenturms im Jahre 1827 zerstört. Der zerstörte Chor wurde jedoch alsbald, und zwar schon in den Jahren 1829/1830, wiedererrichtet. Der Wiederaufbau — ihm hat mutmaßlich ein oldenburgischer Baumeister, entweder Slevog oder Strack, seine Hilfe angedeihen lassen — scheint an der Gillyschen Grundkonzeption nichts geändert zu haben. Diese mutmaßliche Beibehaltung der ursprünglichen Konzeption findet ihre Begründung wohl

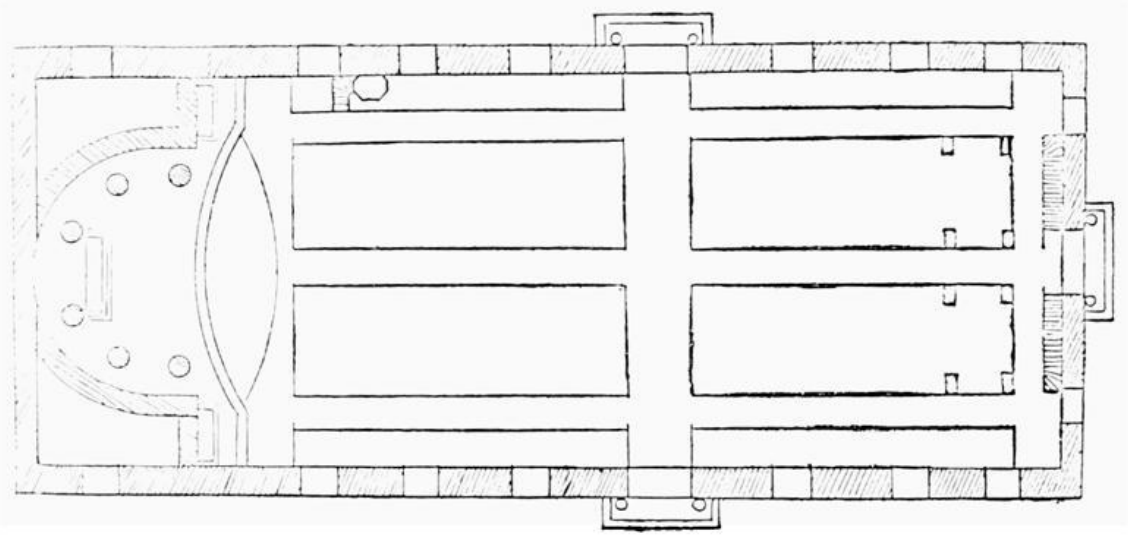


Fig. 5 Plan der Sankt-Vitus-Kirche zu Löningen

Landesbibliothek Oldenburg

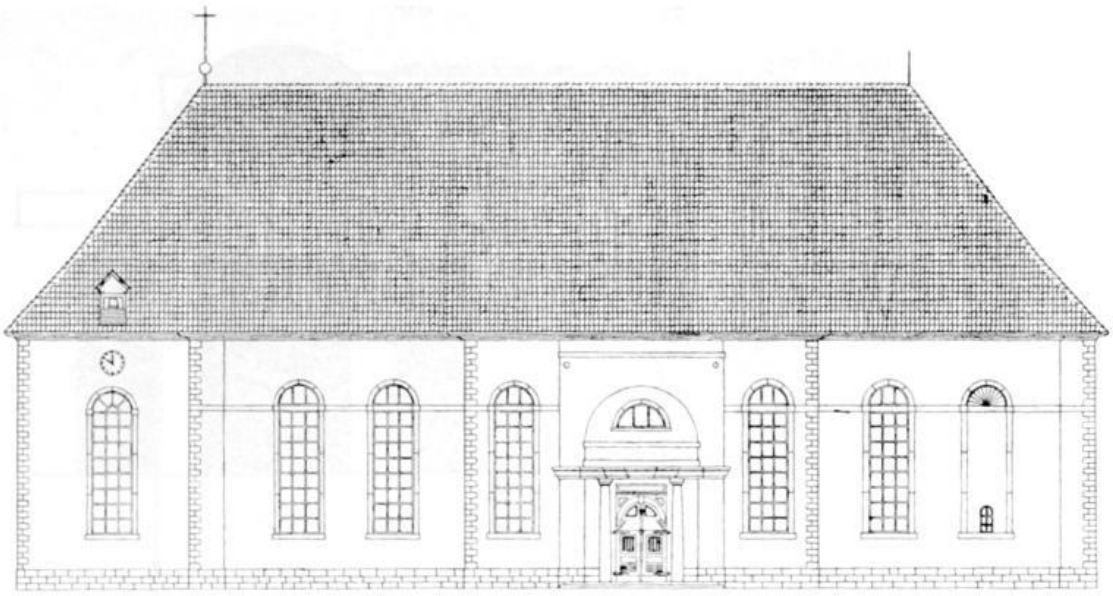


Fig. 6 Katholische Pfarrkirche zu Löningen, Bauaufnahme November 1950

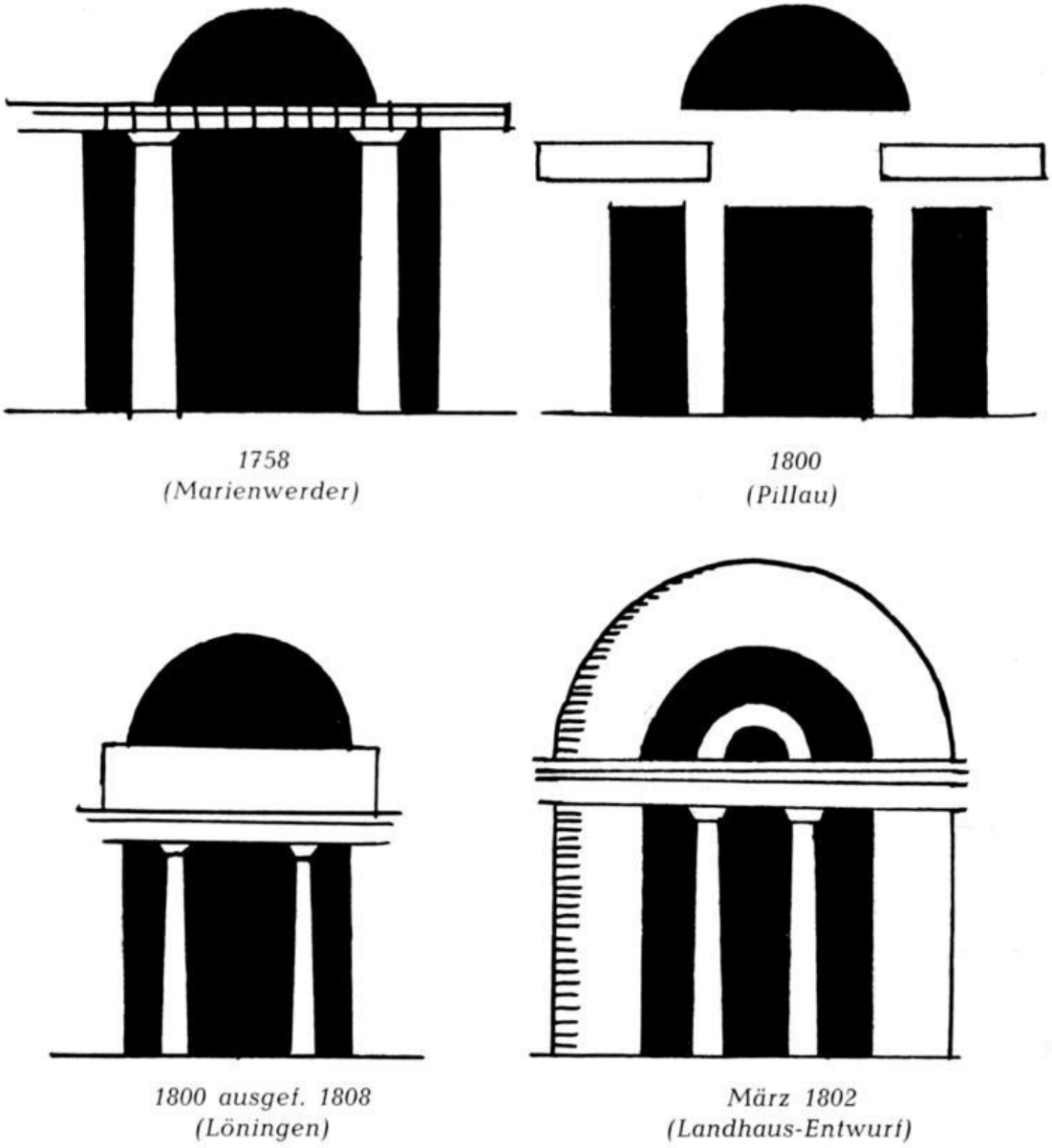
vornehmlich darin, daß das offensichtlich-gillysche Motiv der „Einschiebung" beibehalten wurde. Der um Mauerstärke in der Breite verminderte Chor (Fig. 4) wird, gleichsam in Kontakt zum Gewände der Seitenfassaden, in den Kircheninnenraum, d. h. in das „Schiff", eingeschoben, und zwar in jener Tiefe, die wiederum der Mauerstärke entspricht (vgl. Kirche zu Paretz, Abb. 63, 64 und 65 bei M. Lammert, a. a. O., S. 106 ff). Den auf diese Weise entstandenen, sichtbaren Absatz" zwischen Seitenfassaden und seitlichem Chorgewände verdeutlicht zwar der bei M. Busch gegebene Grundriß (Fig. 5) nicht, dafür wird er aber im Aufriß der nördlichen Seitenfassade — hier handelt es sich (Fig. 6) um eine dankenswerterweise von der Staatlichen Ingenieur-Akademie Oldenburg (OBR Asche) zur Verfügung gestellte Bau-Aufnahme — um so deutlicher.

Bei Gelegenheit der Seitenfassaden-Erwähnung fühlt man sich gedrängt, zumal der „Aufriß" der Nordwand vorliegt, die architektonische Gestaltung ebenjener, zweifellos das Hauptaugenmerk beanspruchenden „siebenachsigen" Seitenfassaden abzuhandeln, und zwar mit dem nicht unwesentlichen Bemerken, daß die „gleichbehandelte" Westfassade, die eigentliche Hauptschauseiten im überlieferten Sinne zu sein hätte, in ihrer gleichbehandelten Dreiachsigkeit weit hinter den Seitenfassaden zurückbleibt, um damit ein weiteres Indiz für die Gillysche Urheberschaft zu liefern (vgl. Kirchen-Entwurf, gegen 1802, Abb. 105 bei M. Lammert, a. a. O., S. 154).

Die Löninger Fassadengestaltung rechnet im Falle der West-, Nord- und Südfassade mit nahezu-schmucklosen, d. h. bis auf ein Einfassungsband schmucklosen Fenstereinschnitten, ebenso schmucklosen, jedoch klar-sich-abgrenzenden Wandteilen, die gleichsam zu vorgelegten Wandteilen werden, sparsamsten Rustizierungen an niedrigem Sockelgeschoß wie an seitlichen Wandabschluß-Endungen und mit einem einzigen, die Segmente der rundbogigen Fenster abtrennenden, jedoch über die Wandfläche hin-

Landesbibliothek Oldenburg

Fig. 7 Palladio-Motiv an Gilly-Bauten



1758
(Marienwerder)

1800
(Pillau)

1800 ausgef. 1808
(Löningen)

März 1802
(Landhaus-Entwurf)

weggeführten schlichten Simsband (Herrenhaus Kleinmachnow, Abb. 71 u. 72 bei M. Lammert a. a. O., S. 115 f); sie ist demzufolge höchst eindringlich, höchst entschieden und klar. Diese eindringliche und entschiedene Klarheit kommt nicht zuletzt dem in ruhiger Ausgewogenheit konzipierten, dreiachsigen Wandmittelteil — in Wahrheit: vorgelegtes Gewände — zugute, einem Wandteil, dessen Zentrum eingenommen wird von einem Lieblingsmotiv des Klassizismus, von einem (abgewandelten) „Palladio-Motiv", welches seinerseits wieder in untrennbarem Zusammenhang mit einem nochmals vorgelegten und bevorzugt-behandelten Mittelstreifen steht. Wendet man sich zunächst dem dreiachsigen, als mäßig-plastisch apostrophierten vorgelegten mittleren Wandabschnitt zu, so erkennt man alsbald, daß die Abmessungen des mäßig hervortretenden einachsigen Mittel-

Landesbibliothek Oldenburg

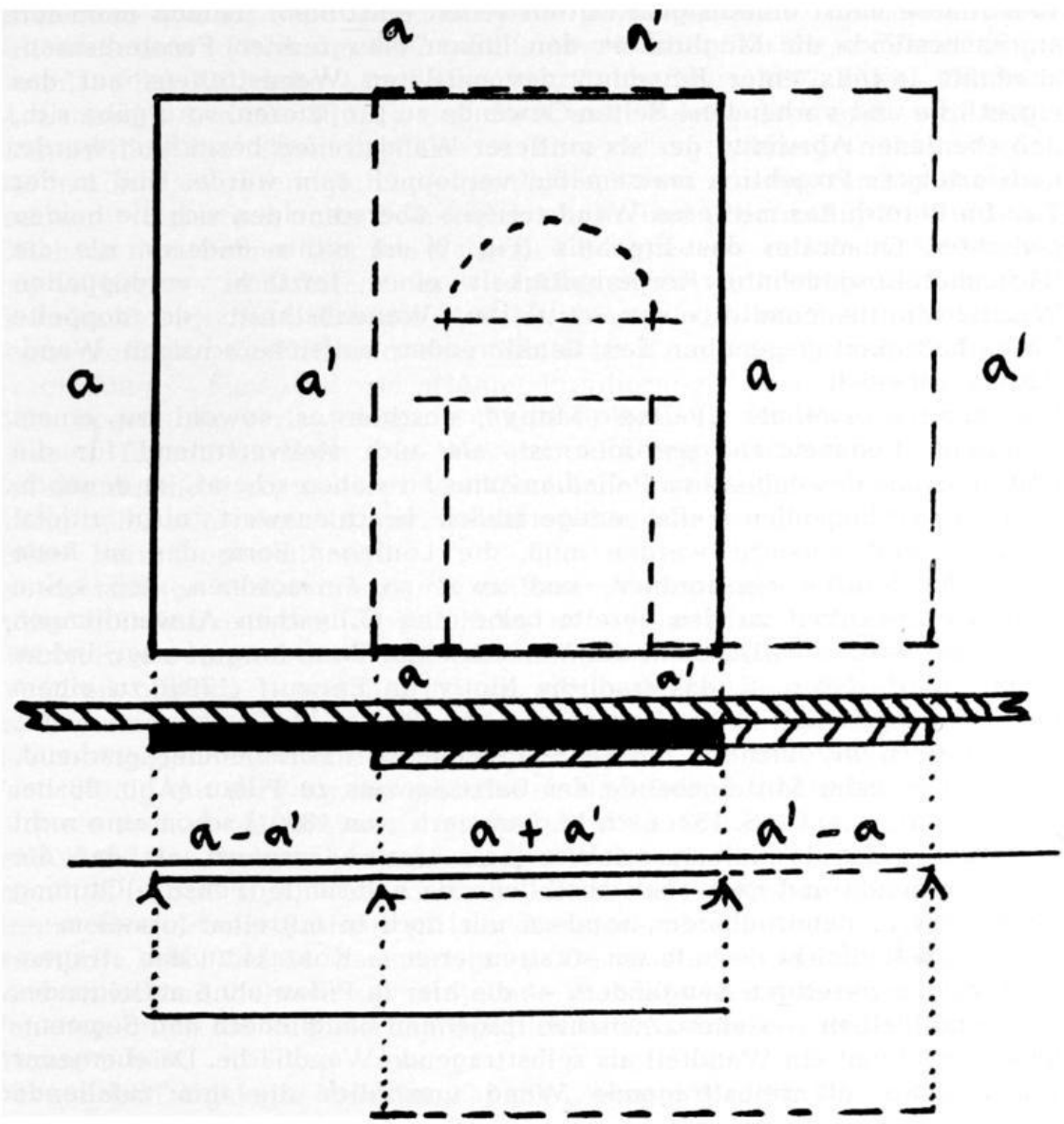


Fig. 8 Das Konstruktionsprinzip ist auch bzgl. der Seiten umkehrbar!

streifens trotz bevorzugter Behandlung in abhängigem Verhältnis zur umgebenden Wandfläche — mit je einer Fensterachse — stehen, und zwar zu ebenjener Wandfläche, die nach den Seiten durch rustizierte Streifen abgeschlossen und durch einen vorspringenden Absatz im Dachgesims deutlich von der eigentlichen, d. h. den Raumkubus abschließenden Wandfläche abgesetzt ist. Der Mittelstreifen, einachsig und mit „Palladio-Motiv" versehen, beansprucht in seiner Breitenabmessung — ungefähr 8,70 m — eine größere Ausdehnung, als die beiden flankierenden Wandflächen — ungefähr 5,00 m — mit je einer Fensterachse. Daraus ergibt sich, daß in dem dreiachsigen mittleren Wandabschnitt ein Ordnungsprinzip angewendet worden zu sein scheint, welches auf dem Quadrat, d. h. eigentlich auf zwei sich überschneidenden Quadraten, fußt, und zwar derart, daß die quadratische Form einmal die linke, zum andern Mal die rechte einfensterachsige

Landesbibliothek Oldenburg

Wandfläche nebst einachsigem Mittelstreifen einschließt. Nimmt man nun an, es bestünde die Möglichkeit, den linken oder rechten Fensterachsenabschnitt jeweils unter Einschluß des mittleren Wandstreifens auf das eigentliche und vorhandene Seiten-Gewände zu projizieren, so ergäbe sich, daß ebenjener Abschnitt, der als mittlerer Wandstreifen bezeichnet wurde, nach erfolgter Projektion massemäßig verdoppelt sein würde. Und in der Tat: Im Bereich des mittleren Wandstreifens überschneiden sich die beiden gedachten Quadrate; das Ergebnis (Fig. 8) ist nichts anderes, als die flächenhaft-ausgedehnte Körperhaftigkeit eines letztlich, verdoppelten Wandabschnitts, nämlich eines „mittleren" Wandabschnitts, der doppelte Körperhaftigkeit gegenüber den flankierenden einfensterachsigen Wandflächen aufweist.

Das bereits erwähnte „Palladio-Motiv", obschon es sowohl zu einem epochalen Kennzeichen geworden ist, als auch stellvertretend für die Einflußnahme des englischen Palladianismus zu stehen scheint, ist dennoch, auch im vorliegenden Falle, einigermaßen beachtenswert, nicht zuletzt deshalb, weil versucht werden muß, die Löninger Form des in Rede stehenden Motivs einzuordnen, und zwar so einzuordnen, daß keine Widersprüchlichkeit zu den bereits bekannten Gillyschen Abwandlungen ersichtlich wird. So wird denn der Versuch einer Einordung gewagt, indem erklärt wird, daß u. E. das fragliche Motiv im Entwurf (1798) zu einem Regieruungsgebäude in Marienwerder (Abb. 82 bei M. Lammert, a. a. O., S. 127) noch in durchaus antikisch-zu-nennender Formgebung erscheint, während es beim Mittelgebäude des Salzmagazins zu Pillau (Abb. 88 bei M. Lammert, a. a. O., S. 132; nach M. Lammert: „um 1800") schon eine recht bemerkenswerte Wandlung erfahren hat, nämlich insofern, als daß die motiv-krönende und nach oben abschließende halbrunde (Fenster-)Öffnung nicht mehr in unmittelbarem, sondern nur noch in mittelbar-formalem — wenn auch vielleicht deshalb um so strengeren — Kontakt zu den „tragenden", d. h. senkrechten Baugliedern — die hier in Pillau ohne aufliegendes Simsband bleiben — stehen. Zwischen tragenden Baugliedern und Segmentfenster erscheint ein Wandteil als selbsttragende Wandfläche. Da ebenjener Wandstreifen als selbsttragende Wand unmöglich die ihm zufallende Funktion eines „nur"-lastenden Baugliedes übernehmen kann, wird die Funktion des „Lastens" von zwei verhältnismäßig voluminösen, jedoch schmucklosen „schweren" und von den Seiten her über die „tragenden" Bauglieder in die selbsttragende Wandfläche eingreifenden Simsband-Teilen übernommen.

Die Löninger Lösung, obschon vielleicht auf den ersten Blick nur bedingt einsehbar, scheint die zuletzt beschriebene Pillauer Form aufzugreifen, um sie folgerichtig weiterzuentwickeln: Das in Pillau nicht vereinigte Simsband wird zu einem einzigen, in der Mitte zusammengezogenen Bauglied unter weiterhin nach oben hinausgeschobener halbrunder Öffnung vereinigt, zu einem Bauglied, das nun nicht mehr länger ohne Unterstützung durch ein mäßig-profiliertes Simsband, das seinerseits unmittelbaren Kontakt zu den tragenden Baugliedern aufweist, gelassen wird, sondern das außerdem auch noch den Vorzug besitzt, daß seine eigentümliche obere und untere wulstartige Profilierung die mutmaßliche Entstehung bis zu einem gewissen Grade offenkundig werden läßt.

Landesbibliothek Oldenburg

Es sieht so aus, als habe David Gilly die „Löninger Stufe" hinsichtlich des palladiadesken Motivs um 1802 bereits überwunden. Zu dieser Vermutung veranlaßt der Gillysche Landhausentwurf vom März 1802 (Abb. 102 bei M. Lammert, a. a. O., S. 151), und zwar nicht zuletzt deswegen, weil hier offensichtlich die eigenkünstlerische Entwicklung weitergetrieben wird: Das in Löningen vereinigte und eigentlich aus zwei Abschnitten bestehende „schwere" Simsstück unter Segmenteinschnitt und über mäßig-profiliertem Simsband unmittelbar über den tragenden Baugliedern, verliert an Volumen und verliert — an Substanz; es wird kleiner, es wird zerbrechlicher und es krümmt sich im Halbbogen, um im Fenster, das nunmehr die ganze Segmentöffnung ausfüllt und über sämtliche Bauglieder in unmittelbarer Verbindung — Simsband von mäßiger Profilierung — dehnt, die Funktion einer bogenartig verlaufenden, wenngleich gemauerten Sprosse zu übernehmen. Eigentümlichkeit wie Weiterentwicklung des Motivs verlangen, daß die nunmehr zu weiterer Vollkommenheit gewandelte Form in einer mäßig-tiefe, aber dennoch gleichwohl vorhandene rundbogige „übergreifende" Form eingestellt wird.

Die dreiachsige Wandvorlage mit mittlerer Vorlage nebst Palladio-Mittelmotiv in klassizistischer Abwandlung ist — und damit ergäbe sich der Eintritt in das Kapitel der Wandbehandlung wie von selbst — selbständiger Wandteil, obschon — und dies deutete sich bereits an — ebendieser Wandteil als autonome Wand vor der eigentlichen und umlaufend, den Raumkubus-umgebenden Wand gegeben wird. Solche, auf die Wand bezogene Feststellung gilt auch für die rustizierten flankierend-senkrechten Streifen; auch sie sind, ob an mittlerer dreiachsiger Wandvorlage oder an durchlaufender und den Raumkubus umgebender Wand oder gar am Chorgewände, Wandteile: Sie sind, ebensowenig wie beim Viehwegschen Haus in Braunschweig, beim Rathaus in Landsberg oder beim Amtshaus in Pyritz (sämtliche Abb. bei M. Lammert, a. a. O.) plastisch-tragende Bauglieder, sondern sie sind vielmehr selbsttragende Wandabschnitte, deren „tragende" Funktion durch die Rustizierung lediglich einen stärkeren, als den üblichen Akzent erhält.

Das soeben Dargelegte bedeutet, daß die Löninger Wand in ihrem Konstruktionsprinzip wie in ihrer Realisierung offensichtlich mit mehreren — auch die im Innenraum gewonnene Ansicht erklärt solches mit einiger Entschiedenheit — Wandschichten rechnet. Diese sichtbare und erkennbare Eigentümlichkeit weist geradewegs auf das Gillysche Bauwollen hin, denn M. Lammert (a. a. O., S. 180) erkennt bereits, daß ebenjenes Gillysche Bauwollen zur Zeit der Entstehung des Schlosses und Dorfes Paretz, des Herrenhauses Kleinmachnow, der Fronfeste Calvari und der Domänenkammer in Marienwerder (sämtlich, teilweise im Grundriß abgebildet bei M. Lammert, a. a. O.) bestimmt wird durch den „geschlossenen kubischen Körper mit glatten Wandflächen, die beherrschend in der Gestaltung sind und seit den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts teilweise" — wie in Löningen (sic) — „eine Schichtung erfahren im Sinne einer stärkeren Körperhaftigkeit". Zur Illustration und zum Beweise dessen, was hier gemeint ist, vergleiche man die Textabbildung (Fig. 9), eine Abbildung, die darum bemüht ist, die Wesenhaftigkeit der in Rede stehenden Vorstellungen am Löninger Beispiel darzubringen.

Landesbibliothek Oldenburg

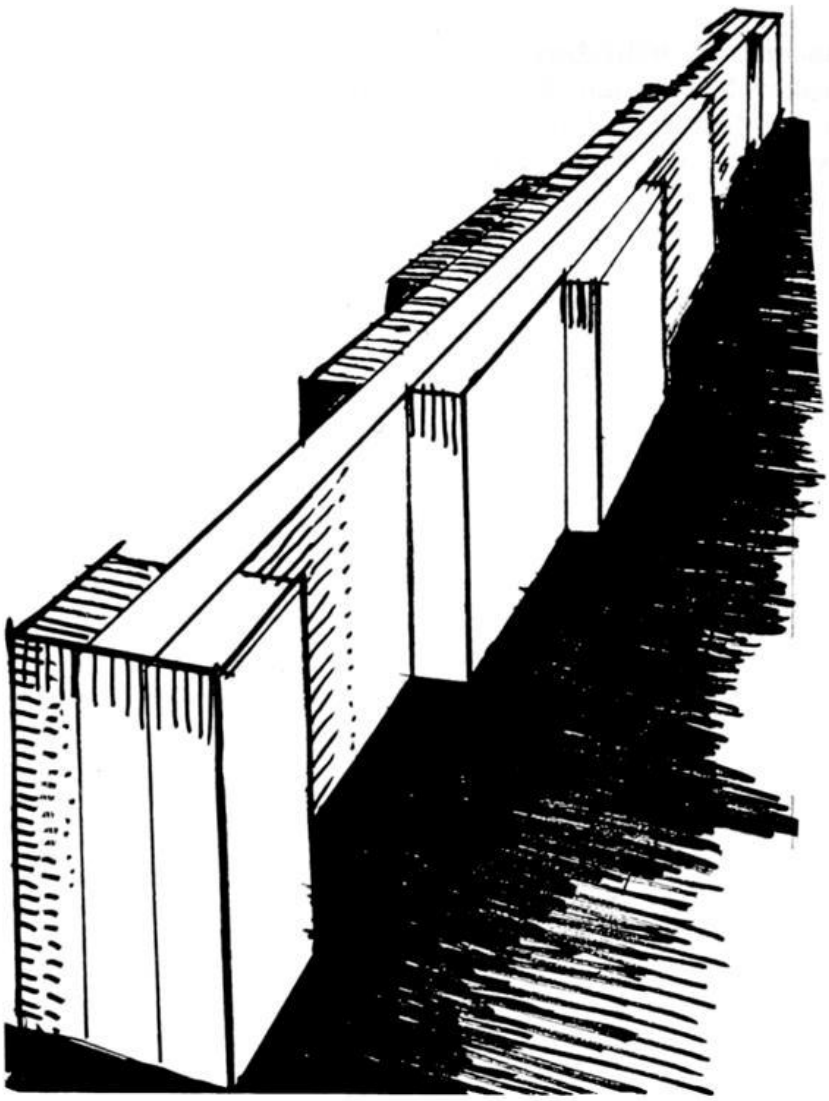


Fig. 9 „Wandschichten" perspektivisch, aber nicht konstruiert und nicht maßstäblich

Nachdem die Außenarchitektur, soweit sie gemauerte Substanz ist, einigermaßen hinreichend und mit einem gewissen Erkenntnisgewinn abgehandelt wurde, bleibt nur noch die Dachzone mit ihrem ungewöhnlich großen, aber deshalb um so charakteristischeren Walmdach hervorzuheben, ein Dach, dessen äußere Erscheinungsform nicht nur einigermaßen ungewöhnlich zu sein scheint, sondern dessen Ungewöhnlichkeit — und dies ist seit eh und je lobend angemerkt worden — vornehmlich in seiner Konstruktion zu suchen ist. Diese Ungewöhnlichkeit der Konstruktion wird alsbald deutlich, vergegenwärtigt man sich die Aufgabe, die sich dem planenden Architekten von Löningen stellte: Es mußte ein Raum — er braucht nicht noch einmal in seiner kubischen Eigenschaft beschrieben zu werden — von bemerkenswerter Breite überdacht werden, und zwar so überdacht werden, daß die kubische Masse des in sich ruhenden, breit-gelagerten Raums nicht durch Träger gestört wurde; die Verdachung hatte im Sinne des grundsätzlichen und grundlegenden Baugedankens demzufolge „trägerlos" zu erfolgen. Geht man von einer derartigen Voraussetzung aus, indem man nämlich noch die in Löningen ausgewiesene Tatsache eines „Bohlen-

Landesbibliothek Oldenburg

daches" hinzufügt, so kann man eigentlich kaum umhin, die Gillyschen Vorstellungen hinsichtlich dieser Art von Dachkonstruktion in Betracht zu ziehen, Vorstellungen, die dazu angetan waren, weite Räume mittels selbsttragender, zwar konstruktiv einigermaßen komplizierter, aber dennoch kostensparender Bohlendächer zu überspannen. Und in Löningen handelt es sich denn auch um nichts anderes, als um ein Gillysches Bohlendach, um ein Dach, dessen Konstruktionsprinzip — besonders im Hinblick auf die „ländliche Baukunst" (vgl. Literaturanhang) — von David Gilly nicht zuletzt durch Publikationen wieder und wieder nachdrücklichst und mit Erfolg — dies beweisen die bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts Gültigkeit besitzenden Gillyschen Anschauungen — vertreten wurde.
Eigentümlichkeit, Verbreitungsgrad und posthume Anwendung der Gillyschen Bohlendächer würden zumindest theoretisch die Möglichkeit eröffnen, feststellen zu können, daß es nicht unbedingt zwingend notwendig wäre, bei der Löninger Realisation der Dachkonstruktion David Gilly selbst bemühen zu müssen; indessen will es so scheinen, als sei von einer solchen Möglichkeit dennoch durchaus abzusehen: Die Löninger Konstruktion setzt allein wegen der ungewöhnlichen Abmessungen ein solches Maß an Erfahrung, und zwar an konstruktiver Erfahrung, voraus, die einem Manne wie C. F. H. Schmidt — aus den bereits anfänglich dargelegten Gründen — einfach fehlte. Aus diesem Grunde, der seinerseits indessen noch dadurch unterstützt wird durch die Schwierigkeiten, die Schmidt allein bei „Bauüberwachung und Bauausführung" erwuchsen, ist es mehr als unwahrscheinlich, einen anderen als David Gilly für die Löninger Dachkonstruktion verantwortlich zu machen, und es könnte — über diese Feststellung hinausgehend — außerdem die Vermutung geäußert werden, daß, hätte es noch eines Beweises der Gilly-Urheberschaft bedurft, die Löninger Dachkonstruktion ebendiesen Beweis mit einiger Ausschließlichkeit zu erbringen im Stande gewesen wäre.
Wendet man sich nunmehr dem Kircheninneren zu, so bliebe, da die Identifikation der Außenwandbehandlung mit der Innenwandbehandlung bereist erfolgte, nur noch, die Aufmerksamkeit auf den Chorraum — über seine Eigentümlichkeit wurde schon im allgemeinarchitektonischen Sinne gehandelt — zu lenken, und zwar insofern, als daß seine „innere" Gestaltung zu würdigen wäre. Es konnte im Zuge der ersten, auf den Chor gerichteten Einlassungen bereits festgestellt werden, daß Löningen mit einem „geraden Chorabschluß" rechnet, und zwar in der Außenarchitektur; die Innenarchitektur dagegen — und dies ist kein Widerspruch, sondern nur das Ergebnis revolutionsarchitektonisch gerichteter Überlegungen, die dem Rechteck, dem (Halb-)Kreis und dem Quadrat den Primat einräumen — bemüht sich um einen „halbrunden Abschluß", und zwar mit einigem Erfolg, da die Wirkung, die durch das Schlußmotiv eines absidialen Halbrunds mit sechs vorgestellten — toskanischen — Säulen erzielt wird, schlechterdings großartig zu nennen ist, und zwar ebenso „großartig" im Sinne von „unerbittlicher Strenge" wie von „römischer Gravitas". Man ist geneigt, hier bei diesem Halbrund mit vorgelegtem Säulen-Umgang an Anregungen zu denken, die von Friedrich Gilly, dem Sohn David Gillys, ausgegangen sind, und von denen man weiß, daß sie nicht nur höchst intensiv auf die Berliner Klassizisten eingewirkt haben, sondern daß sich

Landesbibliothek Oldenburg

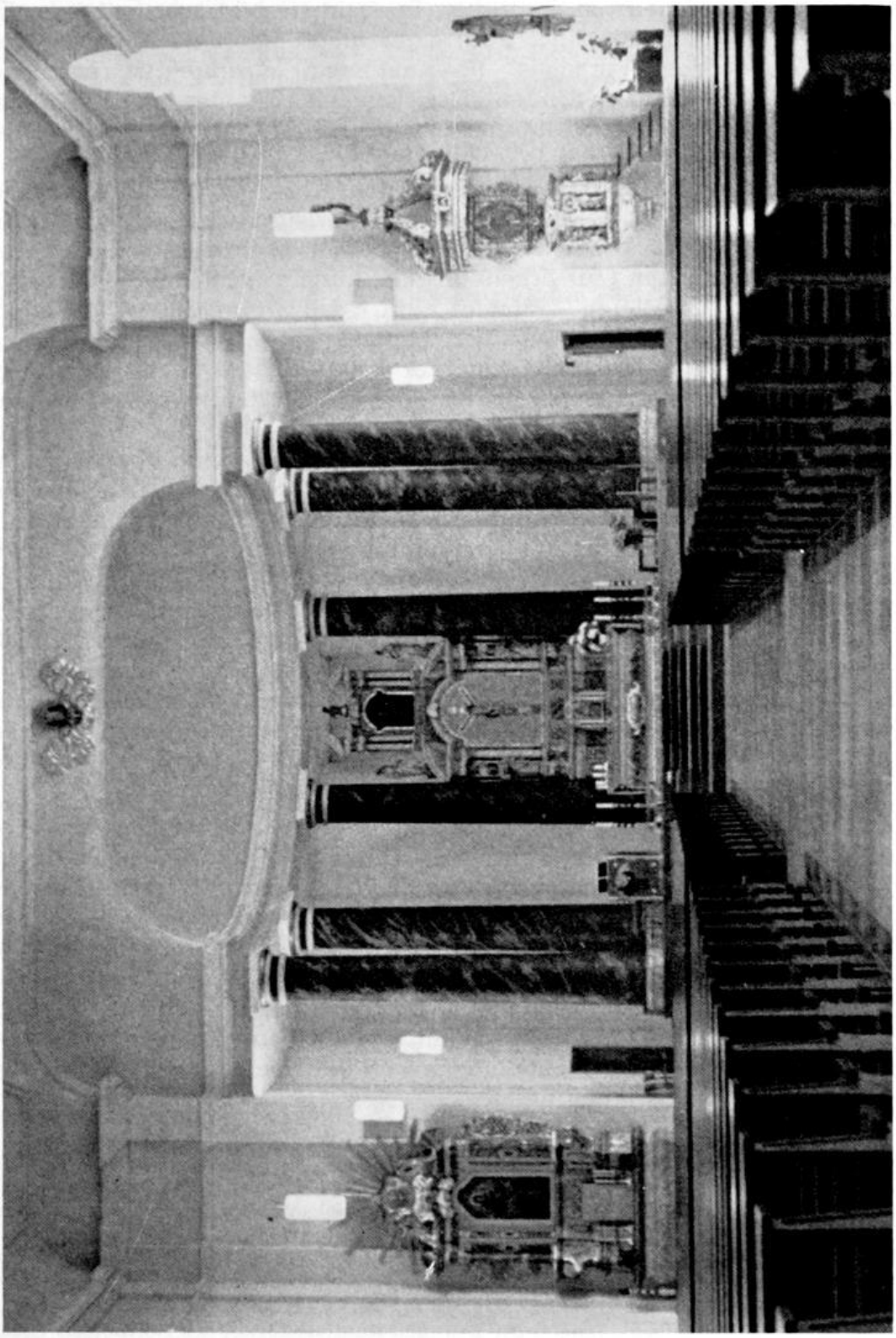
auch David Gilly, der Vater, ebenjenen Anregungen nicht hat entziehen können. Obschon der Gedanke naheliegt, daß sich an diesem innenarchitektonischen Bauglied der Wiederaufbau nicht unbedingt der ansonsten-üblichen „Werktreue" befleißigte — zu dieser Vermutung gibt nicht zuletzt die „weiche" Behandlung der voluminös-gemeinten Säulen Anlaß — ist dennoch festzustellen, daß die Abweichungen — wenn es überhaupt solche geben sollte — äußerst geringfügig sind, so geringfügig, daß sie auf den Gesamteindruck keinen oder doch nur höchst geringen Einfluß nehmen konnten. Wenngleich bereits an dieser Stelle angefügt zu werden verdient, daß der Restaurierungsversuch der jüngsten Vergangenheit durch drükkende und abflachende Veränderung der Rundbogenform, die dem zum Chor überleitenden Paladiummotiv angehört, ebenjenes Paladiummotiv, auf dessen Importanz hinlänglich durch die zwar in minderen Abmessungen erscheinenden, aber dennoch formal-gleichen Portalmotive vorbereitend verwiesen wird, de facto zerstört hat.

Abschließend darf also festgestellt werden, daß die klassizistische Bausubstanz der Pfarrkirche St. Vitus zu Löningen mit den baukünstlerischen Intentionen David Gillys so weitgehend übereinstimmt, daß man sich fast zwingend in die Lage versetzt sieht, die Urheberschaft an dieser Kostbarkeit ländlicher Baukunft David Gilly zuzuschreiben; solches Verhalten würde notwendigerweise dazu führen, den Anteil des C. F. H. Schmidt auf Bauleitung und Überwachung zu beschränken, indem nämlich erkannt würde, daß sich Schmidt lediglich um Realisierung eines „Fremdplans" verdient gemacht hat. Würde der soeben geäußerten Meinung, die auf Urheberschaft David Gillys gerichtet ist, nicht widersprochen werden, so wäre die Kirche zu Löningen, d. h. eigentlich: der Entwurf des Planes zur Pfarrkirche St. Vitus zu Löningen, nicht zuletzt auch zeitlich dem Werke David Gillys zu- und einzuordnen. Im Hinblick auf die erfolgten Darlegungen soll für eine solche einordnende Zuweisung die Zeit „um 1800" in Vorschlag gebracht werden, und zwar mit dem Bemerken, daß dabei eher an eine frühere, als spätere Abweichung gedacht wird.

Nachdem die im Allgemeinen wie im Besonderen einzig auf die Löninger Architektur gerichteten Überlegungen einigen Erkenntnisgewinn erbracht haben, könnte nun immerhin erwartet werden, daß — da es sich bei der im Folgenden erwähnten Maßnahme um einen ebenso bemerkenswerten wie schwerwiegenden Eingriff in das (innere) Erscheinungsbild der Kirche gehandelt hat — nicht zuletzt auch der erst kürzlich abgeschlossenen Restaurierung sowohl eine (kunst-)historische, als auch (stil-)kritische Würdigung widerfährt.

Fraglos handelt es sich bei dem soeben näher bezeichneten Unternehmen um ein ebenso verdienstliches wie kostspieliges Unterfangen. Der Eifer und Aufwand, mit dem die Arbeiten betrieben wurden, verdient vollstes Lob. Es kann festgestellt werden, daß sich die stattgehabte Restauration schmeicheln darf, den richtigen zeitlichen, d. h. kunsthistorisch-korrekten Ansatz getroffen zu haben; sie verfällt nicht in den Fehler, dem Vorbilde des regional-benachbarten, jedoch zeitlich-divergierenden Oldenburger Spätklassizismus zu erliegen. Indessen bevorzugt sie — und hier setzt die unmißverständliche Kritik ein — in fast barock-gegenreformatisch-zunennendem Eifer eine Verhaltensweise, die auf Erstellung eines ursprüng-

Landesbibliothek Oldenburg



Kath. Pfarrkirche St. Vitus Löningen nach der Renovierung.
Foto: Anton Kramer, Löningen

Landesbibliothek Oldenburg

lich nicht-vorhandenen ganzheitlichen Erscheinungsbildes ästhetisierenden Charakters und damit letztlich auch eines ursprünglich ebensowenig vorhandenen „Barocken Verbands" (E. Kauffmann) gerichtet ist, und zwar ohne Berücksichtigung der intentiösen Baugedanken des planenden und entwerfenden Architekten, dessen Vorstellungen — wie gezeigt werden konnte — offensichtlich auf Erkenntnissen fußen, die als „das wichtigste Ergebnis des architektonischen Regenerationsprozesses vom Ausgang des 18. Jahrhunderts" von E. Kauffmann charakterisiert werden, nämlich auf der „Verselbständigung der Teile". Dieses „neue Prinzip" — und wir erlauben uns, Kauffmann (Zur Erkenntnis der Autonomen Architektur, a. a. O.) auch weiterhin zu zitieren — duldet nicht, „daß architektionische Gebilde von fremden, außerarchitektonischen Gesetzen beherrscht werden", denn „alles, was zum „malerischen" Eindruck beiträgt, verliert an Bedeutung" (sic). Dieserart Feststellungen sind zwar zunächst und ursprünglich ausschließlich „architektonisch" gemeint, gewinnen jedoch, im vorliegenden Falle sinngemäß auf die Innenarchitektur und Ausstattung übertragen, an schwerwiegender Bedeutung. Es kann demzufolge und in Ansehung des in Löningen angewandten revolutionsarchitektonischen Prinzips nicht darum gehen, mit unverkennbarer Anstrengung eine Harmonisierung in klassisch-antiker, d. h. noch-barocker Geschlossenheit und Ganzheitlichkeit zu erreichen, sondern, da sich die Löninger Bausubstanz einem solchen Versuch, wie unschwer der Augenschein lehrt, erfolgreich widersetzt, gilt es vielmehr — und dies hätte dem Löninger Restaurierungsversuch wohl angestanden — die „Idee" sichtbar werden zu lassen, die Idee, der „in erstarkendem architektonischem Fühlen" jedwede „Form zuwider" war, „die sich von der elementaren Geometrie" (nach E. Kauffmann, Zur Erkenntnis der Autonomen Architektur, a. a. O.) „entfernt".

Trotz der durch die teil-verfehlten Restaurierungsmaßnahmen hervorgerufenen Minderungen des Gesamt-Erscheinungsbilds, bleibt jedoch die St.-Vitus-Pfarrkirche zu Löningen eines der eindrucksvollsten Gotteshäuser im Oldenburger Münsterland und — darüberhinausgehend — in ganz Nordwestdeutschland, ein Gotteshaus, welches sich gleichsam als architektonische Kostbarkeit regionaler Gebundenheit entzieht, um anzudeuten, daß seine Architektur, wenngleich ländlichen und insofern durchaus angemessenen Charakters, wahrscheinlich jenen Bereichen zuzuweisen ist, in denen Gedanken und Vorstellungen von allgemeineuropäischer Gültigkeit vorgetragen zu werden pflegen.

Literaturangabe

(umfassendere Literaturangaben zu David Gilly bei M. Lammert, aaO.; zum Problem der Revolutionsarchitektur im Baden-Badener Katalog: Revolutionsarchitektur, aaO.)

Busch, Maria: Die katholische Kirche in Löningen, in: Heimatblätter der Münsterländischen Tageszeitung „Volkstum und Landschaft", Nr. 6, 10. Jg., 1950, S. 10 ff

—, Die Sankt-Vitus-Kirche zu Löningen. Geschichtliche Entwicklung von Löningen, in: Heimatblätter der Münsterländischen Tageszeitung „Volkstum und Landschaft", Nr. 34, 16. Jg., 1955, S. 53 ff

(Bucholtz, Oncken, Rauchheld, Tenge): Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Oldenburg. Bearbeitet im Auftrage des Großherzoglichen Staatsministeriums. III. Heft: Amt Cloppenburg und Amt Friesoythe, Oldenburg, 1903

Conrads, Ulrich, und Sperlich, Hans G.: Phantastische Architektur, Stuttgart, 1960

Gilly, David: Beschreibung einer vorteilhaften Bauart mit getrockneten Lehmziegeln, Berlin, 1790

Landesbibliothek Oldenburg

Gilly, David: Beschreibung der Feuer-abhaltenden Lehmschindeldächer nebst Nachrichten über die Bauart mit getrockneten Lehmziegeln, Berlin 1796
—, Über Erfindung, Construction und Vorteile der Bohlen-Dächer mit besonderer Rücksicht auf die Urschrift ihres Erfinders, Berlin, 1797
—, Handbuch der Land-Bau-Kunst vorzüglich in Rücksicht auf Construction der Wohn- und Wirtschaftsgebäude für angehende Cameral-Baumeister und Oeconomen, 1. Theil, Berlin, 1797, 2. Theil, Berlin, 1798; 2. Ausgabe in 2 Bänden: Braunschweig, 1800; Kupfer-Sammlung (3. Theil): Halle, 1811 (separat); 5. Auflage bearbeitet von F. Triest, Braunschweig, 1831 (3 Bde.); 6. Auflage herausgegeben von D. G. Friderici, Leipzig und Halle, 1836
—, Abriß für die Cameralbauwissenschaft zu Vorlesungen entworfen, Berlin, 1799
—, Anleitung zur Anwendung der Bohlen-Dächer bei ökonomischen Gebäuden und insonderheyt bey den Scheunen, Berlin, 1801
Kauffmann, Emil: Die Architekturtheorie der französischen Klassik und des Klassizismus, Repetitorium für Kunstwissenschaft XLIV (1923), S. 197 ff
—, Klassizismus als Tendenz und als Epoche, in: kritische Berichte zur kunstgeschichtlichen Literatur (1931/32), S. 201 ff
—, Von Ledoux bis Le Corbusier. Ursprung und Entwicklung der Autonomen Architektur, Wien und Leipzig, o. J. (1933)
—, Die Stadt des Architekten Ledoux. Zur Erkenntnis der Autonomen Architektur. Kunstwissenschaftliche Forschungen, II (1933) S. 131 ff
—, Etienne Louis Boullée. Art Bulletin XXI (1949), S. 130 ff
—, Three Revolutionary Architects: Boullée, Ledoux and Lequeu. Philadelphia by American Philosoplical Society, 1962
—, Architecture in the Age of Reason usw., Cambridge, Havard University Press, 1955; dasselbe französisch bei Juillard, Paris, 1963
Kloppenburg, Walter: Pastor Wolffs und der Löninger Kirchenbau 1790—1807, in: Münsterländische Tageszeitung Nr. 36 (1967)
Kohlhoff, W.: Ein Denkmal der Liebe und Verehrung. Ihrem verewigten Lehrer, Herrn David Gilly, gewidmet von den studierenden Mitgliedern der königlichen Bau-Akademie zu Berlin, Berlin, o. J. (1808)
Lammert, Marlies: David Gilly. Ein Baumeister des deutschen Klassizismus. Bd. 3 der Studien zur Architektur und Kunstwissenschaft, Berlin, 1964
Levezow, Karl: Denkschrift auf Friedrich Gilly, Berlin, 1801
Moeller van den Bruck: Der Preußische Stil, München, 1922
Oncken, Alste: Friedrich Gilly. Forschungen zur Dt. Kunstgeschichte, Bd. 5, Berlin, 1935
Reck, A.: Das ehemalige Amtshaus in Belgrad a. d. Persante — ein Werk David Gillys, Oppeln, 1931
Rietdorf, A.: Gilly — Wiedergeburt der Architektur, Berlin, 1940
Sammlung nützlicher Aufsätze und Nachrichten die Baukunst betreffend. Für angehende Baumeister und Freunde der Architektur. Herausgegeben von den Mitgliedern des Königlich-Preußischen Ober-Bau-Departements, 1.—5. Jg., 1797—1804 (10 Bde.), 6. Jg., herausgegeben von David Gilly, 1805/06 (2 Bde.)
Schmitz, H.: Die Baumeister David und Friedrich Gilly in ihren Beziehungen zu Pommern, in: Monatsblätter der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde, 23. Jg., 1909
—, Schloß Paretz — ein königlicher Landsitz um das Jahr 1800, Berlin, o. J. (1919)
—, Schloß Freienwalde, in: Kunst, 42. Jg. 1919/20
—, Schloß Freienwalde, Berlin, 1927
Thieme-Becker: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler usw., herausg. von Hans Vollmer, Bd. XXIII, Leipzig, 1929
Vogt, Adolf Max: Die französische Revolutionsarchitektur und der Newtonismus. Epochen Europäischer Kunst, Berlin, 1967
Vogel, A.: David Gillys Tätigkeit in Stargard, in: Unser Pommernland, Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat, 12. Jg. 1927
—, David Gillys Tätigkeit in Pommern, in: Denkmalpflege und Heimatschutz, 30. Jg., Berlin, 1928
—, Deutsche Baukunst des Klassizismus, Berlin, 1937
(Metken, Gallwitz): Revolutionsarchitektur. Boullée, Ledoux, Lequeu. Herausgegeben von der Staatlichen Kunsthalle Baden-Baden und der Gesellschaft der Freunde junger Kunst e. V. in Zusammenarbeit mit dem Institute for the Arts, Rice University, Houston. Redaktion G. Metken und K. Gallwitz, Baden-Baden 1970 (Kat.)

Landesbibliothek Oldenburg

Das Goldschmiedehandwerk

im Landkreis Cloppenburg

Von Theodor Kohlmann

Das Goldschmiedehandwerk gehört zu den Berufen, die die Masse der Käufer ihrer Erzeugnisse an entsprechende Industriezweige verloren haben. Silberne Bestecke und goldene Schmuckstücke werden heute zumeist fabrikationsmäßig produziert. Für das gesamte Weser-Ems-Gebiet besteht nur eine Goldschmiede-Innung mit dem Sitz in Bremen. Die dieser Innung zugehörigen Meister konzentrieren sich auf die größeren Städte. Vor hundert Jahren aber waren auch in den Kleinstädten und sogar in vielen Dörfern des Landes Goldschmiedemeister tätig. Im Verlauf der letzten hundert Jahre sind diese Goldschmiedewerkstätten fast ausschließlich eingegangen oder in Uhrmacherbetriebe mit angeschlossenem Schmuckwarengeschäft umgewandelt worden. Ein gutes Beispiel hierfür liefert die südoldenburgische Familie Diekstall mit Uhrmacher- bzw. Schmuckwarengeschäften in Cloppenburg, Essen, Visbek und Lohne. Stammvater dieser Familie war der 1811 geborene Dinklager Goldschmied Clemens August Diekstall.

In der Ackerbürgerstadt Cloppenburg blühte das handwerkliche Leben erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf[1]). Im 17. und 18. Jahrhundert sind Goldschmiede noch nicht nachzuweisen. Das ältere Silber-

Abb. 1: Die Langestraße in Cloppenburg um 1900 mit dem Haus der Firma „Becker & Co." *Foto: Archiv Museumsdorf*

Landesbibliothek Oldenburg

Abb. 2: Anhänger aus der Beckerschen „Bijouteriewarenfabrik", 2. Hälfte 19. Jh. Foto: Kohlmann

gerät der Kirchengemeinden des Oldenburger Münsterlandes wurde von Goldschmieden in Münster, Osnabrück, Augsburg usw. hergestellt[2]).

Aus einer statistischen Aufzählung der Cloppenburger Handwerker aus dem Jahre 1803[3]) wissen wir, daß damals zwei Silberschmiede tätig waren. Während der eine dieser beiden Meister namentlich noch unbekannt ist, handelt es sich bei dem zweiten um Michael Anton Drüding, geboren am 23. 9. 1777 als Sohn des Cloppenburger Bürgers Johann Arnold Drüding. Der Großvater Johann Bernhard Drüding war Ratsherr in Cloppenburg und mit Clara Angela Bothe aus der Cloppenburger Richter- und Kaufmannsfamilie verheiratet. Michael Anton Drüding selbst heiratete am 24. 1. 1805 Clara Francisca Hogertz, die Tochter des Procurators Friedrich Anton Hogertz. Das Goldschmiedehandwerk gehört offensichtlich zu den angesehenen Berufen und wurde auch von Söhnen aus Honoratioren-

Landesbibliothek Oldenburg

Abb. 3: Goldschmied Georg Becker, Cloppenburg (1839—1916) *Foto: Kohlmann*

familien erlernt. Ein Bruder von Michael Anton ließ sich in Löningen als Goldschmied nieder.

In der nächsten Generation finden wir den 1807 geborenen Anton Drüding im Besitz der väterlichen Werkstatt. Er heiratete am 13. 5. 1833 Dorothea Budde, die Tochter des Küsters Adolph Budde in Molbergen. 1839 ist er im „Landesadreßbuch für das Herzogthum Oldenburg" verzeichnet. Er wohnte in der Langen Straße Nr. 154. Ein Kelch der katholischen Kirchengemeinde Delmenhorst mit der Inschrift „Zur Guhlet (?) 1837 Drüding"[4]) stammt wahrscheinlich aus der Cloppenburger Werkstatt. Das Museumsdorf besitzt einen zierlich gearbeiteten Knäuelhalter, der früher zum Haushaltsgut des Vechtaer Professors Brägelmann gehörte. Das diesem Knäuelhalter eingeschlagene Meisterzeichen „A D" dürfte der Meisterstempelt für Anton Drüding sein.

Landesbibliothek Oldenburg

Auch in der Familie Becker war das Goldschmiedehandwerk in zwei Generationen vertreten. 1760 hatte sich der aus einer Färberfamilie in Wildeshausen stammenden Theodor Becker als erster Blaufärber in Cloppenburg niedergelassen und dieses Handwerk in mehreren Generationen auf seine Nachkommen vererbt. Sein Enkel, Johann Heinrich Becker, 1800 in Haselünne als Sohn von Johann Theodor Becker geboren, heiratete 1830 in Nordhorn Maria Anna Schrader und eröffnete in diesem Jahr oder kurz danach in Cloppenburg seine Goldschmiedewerkstatt. In dem erwähnten Landesadreßbuch von 1839 ist er mit der Adresse Lange Straße 190 verzeichnet (Abb. 1). Etwa von 1832 bis 1837 war sein Halbbruder, Theodor Jung, bei ihm in der Lehre.

Über die Beckersche Werkstatt existiert eine interessante Akte im Staatsarchiv Oldenburg[5]). 1846 stellten die Goldarbeiter Jung in Meppen und Becker in Krapendorf (Cloppenburg) einen Antrag an die oldenburgische Regierung wegen Aufnahme von Jung als Landesuntertan und Zulassung desselben als Meister in Krapendorf. Der Goldschmied Theodor Jung wollte als „Compagnon" in das Beckersche Geschäft eintreten, und beide wollten ihr Geschäft „mit Pressen wie eine Fabrik betreiben", wie sie ähnlich im Großherzogtum Baden, insbesondere in Pforzheim, aber auch in Berlin und in der Elberfelder Gegend bestünden. Jung hatte sich nach seiner Lehrzeit bei Becker während seiner Gesellenwanderung in solchen Fabriken umgesehen. Die beiden Goldschmiede gaben an, daß vor der „Etablierung" Beckers fast alle Goldwaren in Quakenbrück oder Vechta gekauft wurden, da sich der Goldschmied Drüding fast nur mit seiner Landwirtschaft beschäftige. Jetzt — also 1846 — hätten sich aber auch in der Umgebung mehrere Goldschmiede niedergelassen, und zwar in Friesoythe zwei, in Werlte zwei und in Löningen und Essen je einer. Um dieser Konkurrenz begegnen zu können, wollten sie den Schmuck fabrikationsmäßig herstellen (Abb. 2).

Die „Bijouteriewarenfabrik Becker & Co." hatte offensichtlich lokalen Erfolg. Zeitweise beschäftigte sie vierzehn Arbeiter. Betrieben wurde sie in dem Beckerschen Haus in der Langen Straße gegenüber dem heutigen Café Frerker (Abb. 1). Auf einer alten Postkarte ist das im letzten Krieg zerstörte

Abb. 4: Armband aus der Beckerschen „Fabrik"
Foto: Archiv Museumsdorf

Landesbibliothek Oldenburg

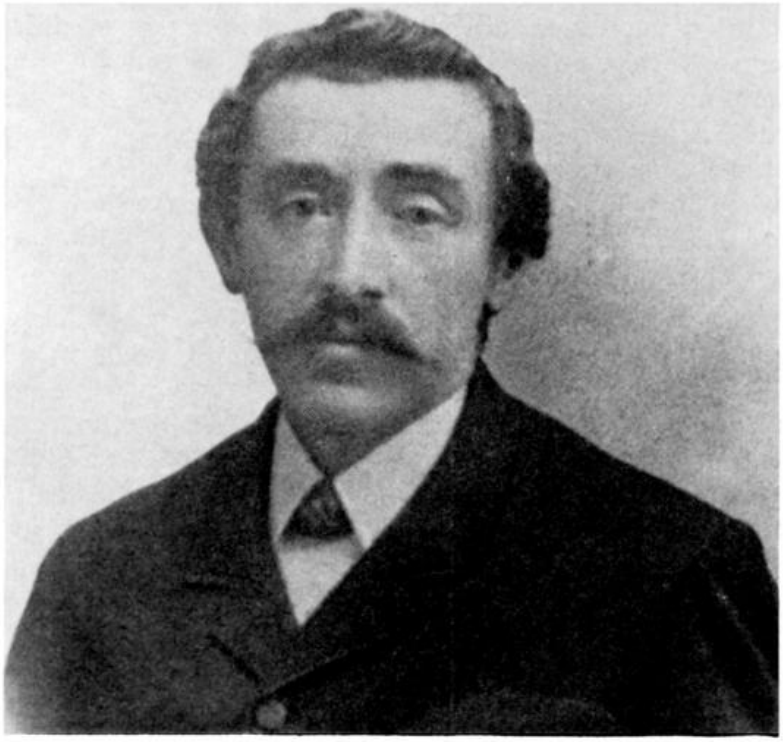
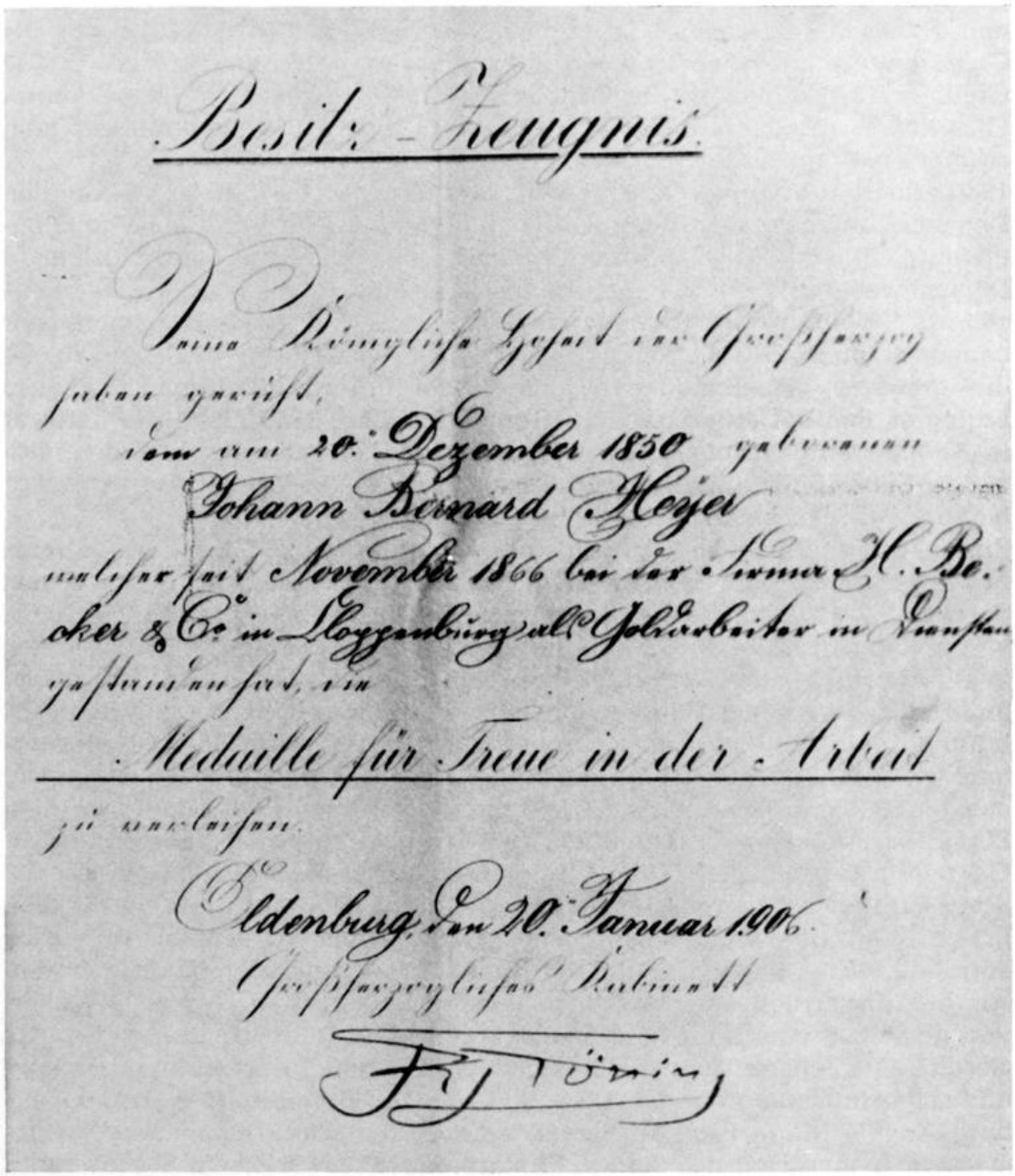


Abb. 5: Goldschmied Johann Bernard Heyer, Cloppenburg (1850—1935)
Foto: Kohlmann

Haus noch zu sehen. Nach dem Tode von Heinrich Becker am 22. 7. 1874 übernahm die Leitung der „Fabrik" sein Sohn Georg (Abb. 3), geboren am 2. 6. 1839 und gestorben am 10. 3. 1916. Von ihm ist noch bekannt, daß er mit einer Musterkollektion seiner Erzeugnisse im nordwestdeutschen Raum und im Rheinland herumreiste. Auf der 6. Gewerbeausstellung in Oldenburg im Jahre 1876 war die Schmuckwarenfabrik aus Cloppenburg mit einem Sortiment verschiedener Broschen, Ohrringe, Verloques, Medaillons und Mosaikgarnituren vertreten[6]). Das Museumsdorf besitzt in seiner reichhaltigen Schmucksammlung auch zahlreiche gepreßte Broschen und Anhänger, die aus der Cloppenburger Fertigung stammen könnten, die aber ebensogut Importstücke aus Pforzheim oder anderen Fabriken sein könnten. Eine Unterscheidung ist bisher nicht möglich. Im Gegensatz zu landschaftlich gebundenen Formen älteren Trachtenschmucks mit begrenztem Verbreitungsgebiet folgen die Muster und Formen des gepreßten Schmucks allgemeineren Modeströmungen. Gesichert ist die Herkunft aus der Beckerschen „Fabrik" nur bei einigen Stücken in Cloppenburger Privatbesitz (Abb. 4). Es handelt sich um mehrere Armbänder aus quadratischen Gliedern mit reliefierten Löwenköpfen und um verschiedene Anhänger, bei denen ein mit einem Goldsternchen verzierter schwarzer Glasstein mit einer Goldblechumrahmung versehen ist (Abb. 2). Für die Beliebtheit derartigen Schmuckes sind auch mehrere Porträtsbilder des Oldenburger Malers Bernhard Winter heranzuziehen, der ähnliche Schmuckstücke mit minutiöser Genauigkeit wiedergegeben hat.

Landesbibliothek Oldenburg

In der Beckerschen Fabrik arbeitete unter anderen Johann Bernhard Heyer (Abb. 5), geboren am 20. 12. 1850 in Stapelfeld und gestorben am 10. 8. 1935 in Cloppenburg. Er war seit 1866 als Goldarbeiter bei Becker & Co. beschäftigt. Das geht aus einer Urkunde hervor, die ihm mit einer „Medaille für Treue in der Arbeit" 1906 für vierzigjährige Tätigkeit bei der Firma Becker & Co. überreicht wurde (Abb. 6). Nach dem Tode Georg Beckers hatte er sich am Hofkamp selbst eine Werkstatt eingerichtet.
Bei Becker arbeitete auch der Goldschmied Joseph Willen (Abb. 7), geboren am 17. 4. 1875, nachdem er bei Becker eine fünfjährige Lehre absolviert


Besitz-Zeugnis.

Johann Bernard Heyer

Medaille für Treue in der Arbeit

Oldenburg, den 20. Januar 1906.

Abb. 6: Besitz-Zeugnis zur „Medaille für Treue in der Arbeit" für Johann Bernard Heyer, Cloppenburg *Foto: Kohlmann*

Landesbibliothek Oldenburg

hatte. 1904 ließ er sich als Goldschmied und später auch als Dentist in der Osterstraße nieder. Er arbeitete mehrere mit „J. W." gestempelte Stücke der Königskette des Cloppenburger Schützenverein (Abb. 8). Gestorben ist er am 27. 4. 1941. Seine Werkstatt wurde von seinem Sohn, dem Uhrmachermeister Hans Willen, übernommen.

Vielleicht war auch der 1841 geborene Johann Hinrich Brinkmann, der 1875 als Goldarbeiter in Cloppenburg starb, in der Beckerschen Fabrik beschäftigt. Heinrich Beckers Compagnon, Johann Georg Theodor Jung, war der Sohn eines Haselünner Färbers. Wie erwähnt, ging er fünf Jahre bei seinem Halbbruder Heinrich Becker in die Lehre. 1843 stellte er nach einer sechsjährigen Gesellenwanderung ein Gesuch um „Concession zum Gold- und Silber-Etablissement" in Meppen. Am 17. 8. 1844 heiratete er als Goldarbeiter in Meppen die Cloppenburger Kaufmannstochter Louise Günther. 1846 erhielt er die Erlaubnis zur Niederlassung in Cloppenburg. Hier ließ er in den Jahren 1848, 1851, 1853 und 1859 Kinder taufen. Dann scheint er Cloppenburg wieder verlassen zu haben.

1846 erhielt auch der Goldschmied Johann Georg Leiber aus der bekannten Dammer Kaufmannsfamilie eine Genehmigung zur Niederlassung in Cloppenburg. Er war 1818 als Sohn des Kaufmanns Johann Friedrich Leiber in Damme geboren worden. Nach seiner Lehrzeit und fünfjährigen Wanderzeit als Geselle, wollte er sich 1843 in Damme ansiedeln. Da in Damme aber damals schon zwei Goldschmiede tätig waren, verweigerte das Amt Damme die erbetene Genehmigung wegen „besorglicher Überfüllung". Ebenso erging es ihm mit einem zweiten Gesuch im Jahre 1845. Erst 1846 hatte er in Cloppenburg Erfolg [5]). In Cloppenburger Privatbesitz befinden sich einige Silberlöffel mit dem Meisterzeichen „G L", das auf Georg Leiber bezogen werden kann. Er starb am 28. 3. 1899.

Ein weiterer Cloppenburger Goldschmied der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist Gerhard Heinrich Lange (Abb. 9), geboren am 21. 2. 1851 als Sohn des Tischlermeisters Anton Lange und dessen Ehefrau Elisabeth geb. von Fricken. Am 2. 2. 1882 heiratete er in Oldenburg Josephine Dorothea Wulfers, eine Landwirtstochter aus Schmertheim. Gestorben ist er am 9. 2. 1904. Von seiner Hand stammen einige Silberschilde an der Cloppenburger Königskette aus den Jahren 1898 bis 1902 (Abb. 8). Die Meistermarke „G. H. LANGE" ist auf der Rückseite der Schilde eingeschlagen. Die meisten Silberschilde dieser Kette tragen allerdings kein Meisterzeichen. Einige Schilde aus den Jahren 1905 bis 1908 sind mit den Meisterinitialen C S oder S C gestempelt. Dieses Zeichen ist bisher nicht aufzulösen.

Schließlich ist als letzter Cloppenburger Goldschmied aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg noch Johann August Horstmann zu nennen. Er wurde am 30. 3. 1853 in Sögel als Sohn des Kaufmanns Joseph Horstmann geboren. Als Lehrling arbeitete er bei dem Sögeler Goldschmied Bernhard Weber, von dem 1888 eine noch bestehende Trauringfabrik gegründet wurde. Als Geselle kam Johann August Horstmann weit herum. Er arbeitete in Holland und sogar in Chikago in den USA. Am 16. 2. 1886 heiratete er in Cloppenburg Angela Maria Henrike Sieger, eine Tochter des Cloppenburger Uhrmachers Johann Heinrich Sieger. Er starb am 18. 3. 1911. Sein Sohn wandte sich — der allgemeinen Entwicklung folgend — dem Uhrmacherhandwerk zu.

Landesbibliothek Oldenburg

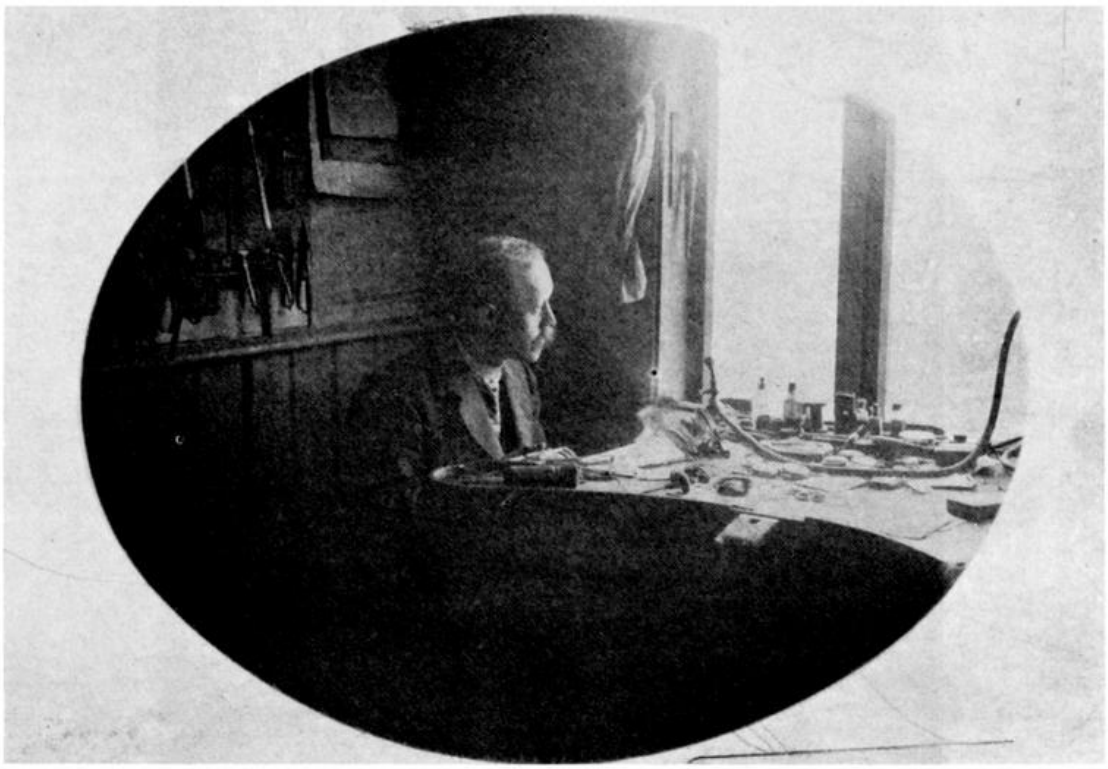


Abb. 7: Goldschmied Joseph Willen (1875—1941) in seiner Werkstatt
Foto: Kohlmann

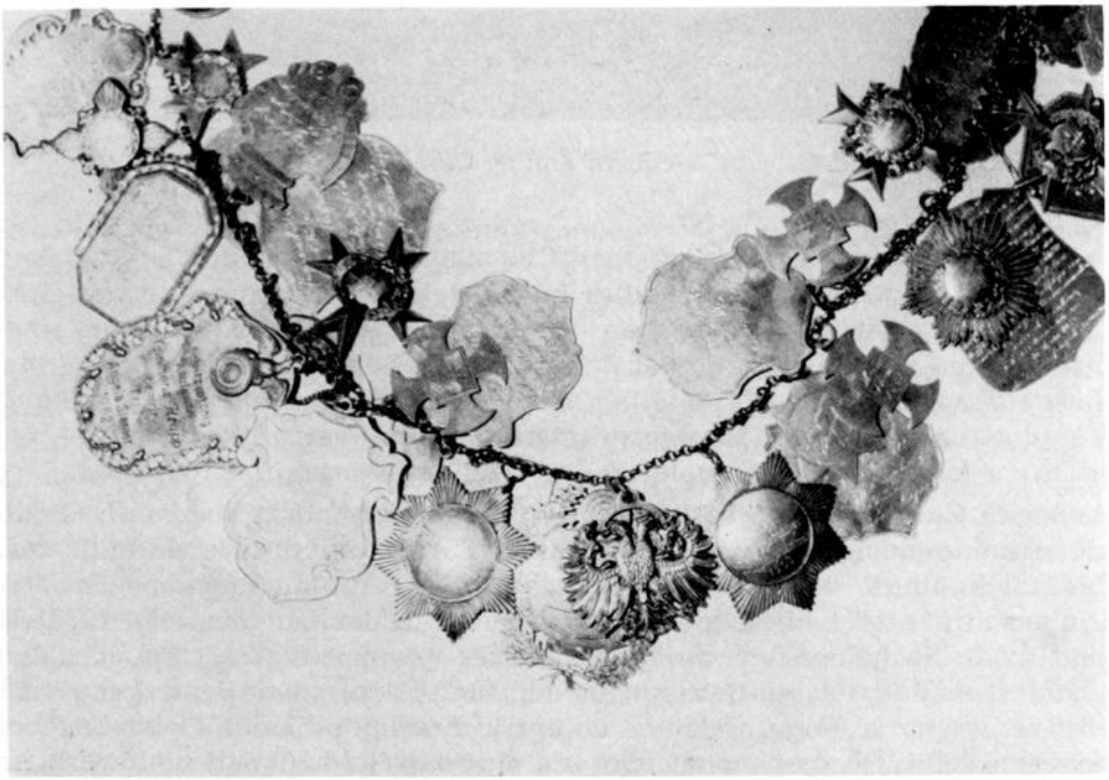


Abb. 8: Schilde an der Königskette des Cloppenburger Schützenvereins
Foto: Kohlmann

Landesbibliothek Oldenburg

Abb. 9: Goldschmied Gerhard Heinrich Lange, Cloppenburg (1851—1904)
Foto: Kohlmann

Die vorstehenden Nachrichten über Cloppenburger Goldschmiede zeigen, daß dieses Handwerk hier lediglich im 19. Jahrhundert eine Rolle spielte. Zeitweilig bestanden sogar vier Werkstätten gleichzeitig. Leider sind bisher kaum Schmuckstücke oder Silberbestecke bekannt geworden, die aus diesen Cloppenburger Werkstätten stammen. Vielleicht gibt dieser Artikel Veranlassung, einmal nach Meistermarken auf älteren Silberlöffeln Ausschau zu halten und eventuelle Funde dem Museumsdorf mitzuteilen.

Außer in Cloppenburg arbeiteten im vorigen Jahrhundert aber auch Goldschmiede in anderen Orten des Kreises. Für Friesoythe verzeichnet das Landesadreßbuch von 1839 die Goldschmiede Anton Adelmann in der Langen Straße 10 und Helmerich Wreesmann in der Langenstraße 12. Das sind wohl die beiden von Jung und Becker erwähnten Goldschmiede, die sich dort niedergelassen hatten. Aus der Jung-Beckerschen Bemerkung von 1846 ist weiter zu folgern, daß es vorher in Friesoythe keine Goldschmiede gegeben habe. Ob das stimmt und wie sich das Goldschmiedehandwerk in Friesoythe weiter entwickelte, muß späteren Untersuchungen vorbehalten bleiben.

Landesbibliothek Oldenburg

Abb. 10: Goldschmied Anton Framme, Lindern (1860—1945) *Foto: Kohlmann*

In Löningen wohnten 1839 die Goldschmiede Johann Heinrich Eckholt und Johann Heinrich Drüding. Letzterer war ein Bruder des Cloppenburger Goldschmieds Michael Anton Drüding. Am 24. 9. 1785 war er in Cloppenburg geboren. Er heiratete am 27. 1. 1818 in Löningen Christine Gertrude Antonette Klünner. Um 1818 wird er also in Löningen seine Werkstatt eröffnet haben. Weiterhin arbeitete in Löningen der Goldschmied Anton Hermann Eckholt, der am 31. 8. 1810 in Haselünne als Sohn des dortigen Zinngießers Gerhard Henrich Eckholt geboren wurde. Aus dieser Haselünner Zinngießerfamilie dürfte auch der 1839 erwähnte Johann Heinrich Eckholt stammen. Möglicherweise liegt aber auch im Landesadreßbuch ein Irrtum vor; denn auch Anton Hermann war schon 1839 tätig und Johann Henrich ist sonst in den Kirchenbüchern nicht nachzuweisen. Anton Hermann Eckholt heiratete am 24. 10. 1837 in Löningen die Catharina Bröker. 1839 wird er in einem Erbauseinandersetzungsvertrag der Familie Eckholt in Haselünne als Goldarbeiter in Löningen erwähnt. Am 19. 1. 1841 heiratete er in zweiter Ehe Maria Friederica Josephine Krogmann, eine Tochter des Federfabrikanten Johann Hermann Krogmann in Lohne. Auch seine zweite Frau starb nach dreijähriger Ehe am 15. 1. 1844. Anton Hermann Eckholt

Landesbibliothek Oldenburg

heiratete darauf in dritter Ehe am 19. 1. 1847 in Vechta Elisabeth Caroline Catharina Niermann, eine Tochter des Vechtaer Goldschmieds Lambert Wilhelm Niermann. Anton Hermann Eckholt starb nach 1886.

In Essen hatte sich nach Aussage von Becker und Jung in Cloppenburg kurz vor 1846 ebenfalls ein Goldschmied niedergelassen. Das kann aber noch nicht der in Essen nachweisbare Goldschmied Bernard Anton Diekhaus sein, da dieser erst 1825 in Essen als Sohn von Gerd Diekhaus und Bernardine Niermann geboren wurde. Die Hinwendung zum Goldschmiedehandwerk erfolgte wohl wegen der verwandtschaftlichen Beziehungen seiner Mutter zu den Vechtaer Goldschmieden Niermann. Bernard Anton Diekhaus heiratete am 5. 11. 1857 in Essen Bernardine Josephine Sickmann. Bei den Taufen seiner Kinder von 1858 bis 1869 wird als sein Beruf außer Goldarbeiter auch zweimal Heuermann angegeben. Das ist ein Hinweis darauf, daß die Handwerker in den kleinen Städten und in den Dörfern ihren Lebensunterhalt zumeist auch aus einer kleinen Landwirtschaft bestritten. Gestorben ist Bernhard Anton Diekhaus am 30. 3. 1895.

Schließlich ist noch ein Goldschmied aus Lindern bekannt. Es ist der am 5. 7. 1860 geborene Anton Framme (Abb. 10). Er wurde 1908 Kirchenprovisor in Lindern[7]) und starb hochbetagt im Jahre 1945.

Die Nachweise von Goldschmieden in einigen Kirchdörfern des Kreises Cloppenburg beweisen die Ausbreitung eines städtischen Gewerbes auf das „platte Land" im 19. Jahrhundert. Diese Entwicklung ist auch bei anderen Berufen wie Zinngießer, Uhrmacher, Blaufärber usw. aufzuweisen. Auslösendes Moment dieser Entwicklung war die Aufhebung des städtischen Zunftzwanges in der napoleonischen Zeit. Neue Beschränkungen brachte die oldenburgische Gewerbeordnung von 1830, bis die Einführung der Gewerbefreiheit im Jahre 1861 zur endgültigen Freizügigkeit bei der Niederlassung führte. In den Nachbarkeisen waren die Verhältnisse ähnlich, da es sich um Gebiete mit gleichen Wirtschaftsstrukturen handelt[8]). Während im Kreis Vechta um 1800 nur in Vechta selbst Goldschmiede arbeiteten, findet man im Laufe des 19. Jahrhunderts auch Werkstätten in Damme, Dinklage, Lohne und Holdorf. Hierüber soll ein späterer Beitrag berichten. Es muß also im 19. Jahrhundert auf dem Lande ein erheblicher Bedarf an Goldschmuck und Silberbesteck vorhanden gewesen sein, der nur zum Teil durch die beginnenden Industrie gedeckt werden konnte.

Anmerkungen:

[1]) Th. Kohlmann, Zur Geschichte des Handwerks im Oldenburger Münsterland, I. u. II. Teil, Jb. f. d. Old. Münsterland 1969, S. 34 ff. u. 1970, S. 98 ff.

[2]) G. Müller-Jürgens, Vasa Sacra Oldenburgica, Old. Jb. 55, 1955, S. 89 ff.

[3]) Ein Brief über Cloppenburg aus dem Jahre 1803, Volkstum und Landschaft, 1950, Nr. 6, S. 3 f.

[4]) G. Müller-Jürgens, Das Altargerät des 19. Jhs. und Beginn des 20. Jhs. in den Kirchen des Münsterlandes, Heimatbl. der Old. Volkszeitung 1950, Nr. 10, S. 6 f.

[5]) Staatsarchiv Oldenburg, Best. 31—13, Nr. 68—15

[6]) J. Ostendorf, Die 6 ersten Gewerbe-Ausstellungen in Oldenburg, Volkstum und Landschaft Nr. 55, 1962, S. 15 f.

[7]) Festschrift Sankt Katharina Lindern 1865—1965, S. 54

[8]) Th. Kohlmann, Von den Goldschmieden in den Kreisen Meppen und Aschendorf-Hümmling, Jb. d. Emsländ. Heimatbundes 16, 1969, S. 116 ff.;
ders., Zum oldenburgischen Goldschmiedehandwerk in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Old. Jb. 65, 1966, Teil 1, S. 191 ff.

Landesbibliothek Oldenburg

Die kirchlichen Verhältnisse in Vechta im Jahr 1669

Von Hans Klowat

Im Herbst des Jahres 1668 kamen die katholischen Pfarreien des Emslandes und des heutigen oldenburgischen Münsterlandes vom Bistum Osnabrück zum Bistum Münster. Somit war der Bischof von Münster jetzt auch der kirchliche Oberherr im Gebiet des sog. „Niederstiftes", dessen Ämter Meppen und Vechta schon seit 1252, das Amt Cloppenburg einschließlich Friesoythe seit 1400 zum weltlichen Herrschaftsbereich der Fürstbischöfe von Münster gehört hatten. Wie im Jahrbuch 1969 ausführlich geschildert[1]), war es der bekannte, reformeifrige Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen (1650—78), der damals nach langen Verhandlungen mit dem Domkapital zu Osnabrück und nach Zustimmung des Papstes Ende Oktober 1668 den Gläubigen und den Pfarrern im Dekanat Vechta mitteilen ließ, daß sie hinfort auch in kirchlicher Hinsicht ihm unterstellt seien.

Um nun einen genauen Überblick über die kirchlichen und seelsorglichen Verhältnisse in den neu zum Bistum gekommenen Gebieten zu erhalten, wurde der münstersche Generalvikar Johannes Alpen beauftragt, eine Visitation der Pfarreien im ganzen Niederstift vorzubereiten. Wie es damals üblich war, versandte der Generalvikar daraufhin an alle Pfarrer einen dreißig Punkte umfassenden Fragebogen unter der lateinischen Bezeichnung „Interrogatoria Visitationum". Den Pfarrern wurde unter Hinweis auf ihren Amtseid aufgegeben, diese Fragen nach bestem Wissen und Gewissen sorgfältig zu beantworten und alles binnen acht Tagen nach Münster zurückzusenden. Darüber hinaus wurde genau angeordnet, in welcher Form die Rückantwort erfolgen solle, nämlich in derselben Weise, wie es bei Gerichtsakten üblich sei. Der Generalvikar verwies noch darauf, daß diese Rückantworten nicht nur zur „immerwährenden Information" dienen sollten, sondern im Hinblick auf die geplante Visitation auch aufschlußreich sein würden für die Beurteilung des Diensteifers der einsendenden Pfarrer. Generalvikar Alpen ließ die eingegangenen Antworten aus dem ganzen Niederstift sammeln, fügte eine Abschrift der Dokumente über die Verhandlungen mit Osnabrück und der vom Papst erteilten Zustimmung hinzu und ließ alles sehr ordentlich und dauerhaft in einem dicken, in Schweinsleder gebundenen Folianten zusammen binden, der heute als Handschrift 148 im Bistumsarchiv Münster aufbewahrt wird.

Zwar haben mehrere Autoren schon früher aus dieser wertvollen Quelle geschöpft. Trotzdem dürfte die hier vorgelegte Antwort des Pfarrers von St. Georg in Vechta, datiert vom Oktober 1669, einen Abdruck im vollen Umfang gerechtfertigt erscheinen lassen, weil der Leser auf diese Weise einen überaus lebendigen Überblick erhält über die kirchlichen Verhältnisse in einer der seit altersher bedeutsamsten Pfarrgemeinden des Münsterlandes.

In dem bisher noch nicht veröffentlichten Bericht[2]) des damaligen Pfarrers von Vechta, Johannes Stockmann, heißt es:

„ . . . 1. Der Kirchenpatron von Vechta ist der Märtyrer St. Georg. Die Kirchweih wird gefeiert am Sonntag unmittelbar nach Maria Himmelfahrt. Die

Landesbibliothek Oldenburg

Kirche ist weder eine Mutter- noch eine Filialkirche. Das Gotteshaus faßt die Zahl der Gläubigen, es ist sauber, in gutem Zustande und nicht profaniert.

2. Das Tabernakel ist auf dem Hochaltar, es ist sauber, wohl verschlossen. Das Allerheiligste in ihm ist mit der Korporale bedeckt. Die eine Monstranz ist aus vergoldetem Silber, die andere aus vergoldetem Kupfer, das Ziborium ist aus Zinn. Die Gefäße für die hl. Öle sind aus Zinn. Zwei Kelche mit den Patenen sind vorhanden, sie sind geweiht und unversehrt. Eine Pyxis für die Aufnahme der hl. Hostien zum Krankenversehgang fehlt.

3. Eine Lampe ist vor dem Allerheiligsten und auch das ewige Licht. Der Küster sorgt für ihren Unterhalt, der aus den Kircheneinkünften bezahlt wird.

4. Das Baptisterium (= Taufbecken) ist aus Stein, hat im Innern einen Einsatz aus Kupfer, ist sauber, unversehrt und unter festem Verschluß, es wird von Zeit zu Zeit gereinigt. Den Schlüssel hat der Pfarrer in Verwahr genommen.

5. In (dieser) Kirche sind keine hl. Reliquien.

6. Auf dem Hochaltar ist eine Silberstatue der Allerseligsten Jungfrau und eine aus Holz hängt im Kirchenschiff, eine dritte, ebenfalls aus Holz und die Gottesmutter darstellend, befindet sich auf dem nördlichen Seitenaltar, eine vierte ist in der Nähe des alten Tabernakels. Sie alle sind nicht beschädigt oder verunziert, noch sind sie vom Alter angegriffen. Es sind auch keine törichten und unpassenden Gemälde vorhanden.

7. Es sind drei Altäre da; (davon) zwei Seitenaltäre, die mehr zur Zierde aufgestellt sind, sie haben auch keinen Weihetitel, sind auch (wohl) nicht zu weihen, sie sind dennoch geziemend geschmückt. Den Hochaltar (aber) hat der Hochwürdigste Weihbischof von Paderborn im Namen des Fürstbischofs von Osnabrück am 10. August 1652 geweiht.

8. Der Fußboden ist gänzlich sauber und eben ausgeführt, Fenster und Türen sind heil und sicher (verschließbar), die Sitze (Kirchenbänke) sind bequem, die Kanzel steht an günstiger stelle, und zwei Beichtstühle befinden sich ebenfalls am passenden Orte.

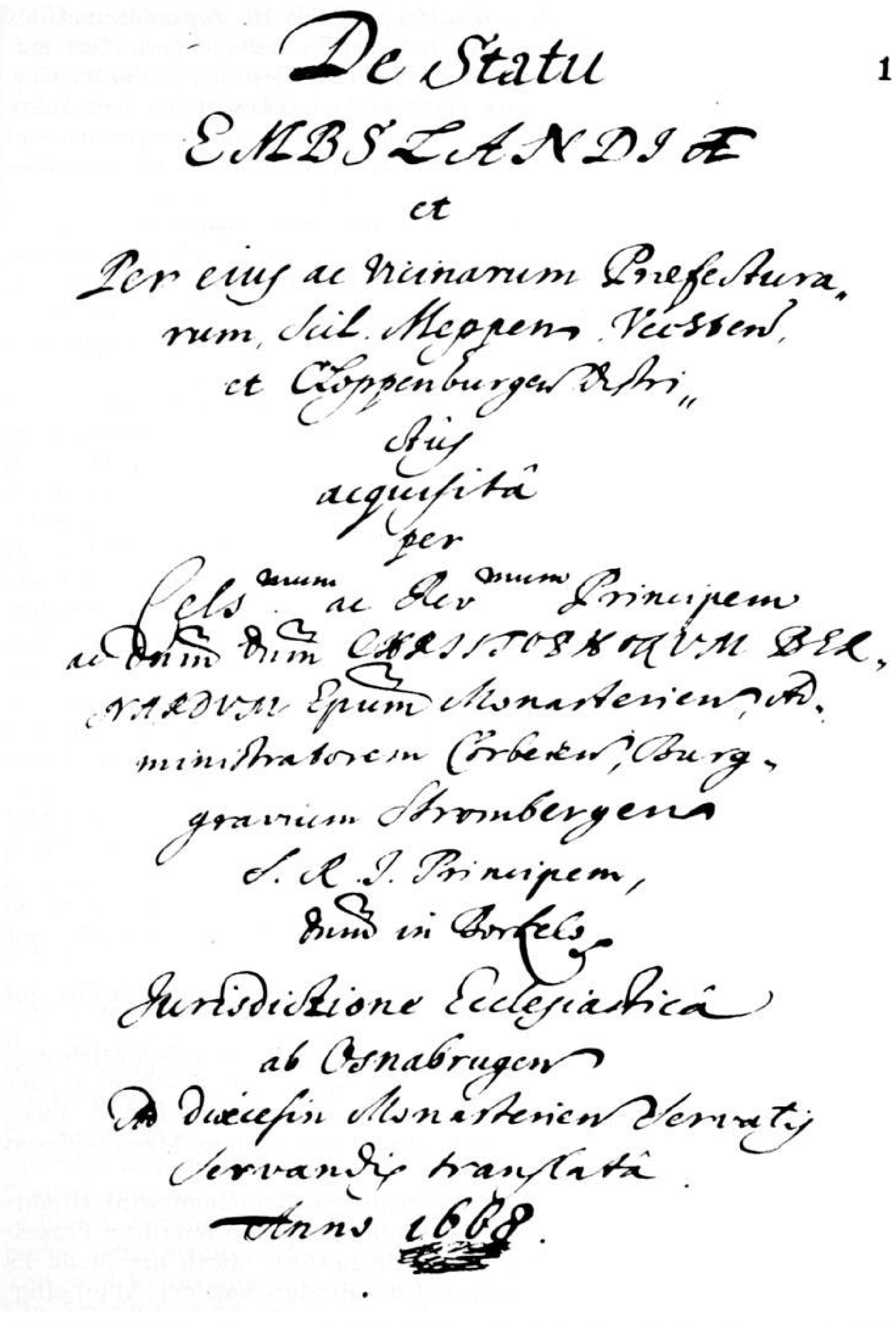
9. Die Sakristei ist fest (gut gebaut) und sicher abgeschlossen, (dort ist auch) die Waschgelegenheit mit dem Handtuch.

10. Ein Archiv, nach Abteilungen geordnet, ist vorhanden. In ihm werden die Briefe verwahrt, die das Pastorat und die Kirche betreffen. Dazu hat die Schlüssel der Pfarrer.

11. Das Mauerwerk, die Säulen, Wände, Dach, Turm, Fenster, Türen werden allmählich wieder, wie ich hoffe, in dem geziemenden baulichen Zustande anzutreffen sein; denn während des Krieges und der Besatzung war alles recht verfallen und zerstört.

12. Der Friedhof ist zwar eingefriedet, da jedoch in diesem Flechtwerk keinerlei Zugänge vorgesehen sind (also keine fest schließenden Pforten), sondern lediglich dort Faschinen sind, ist er von Viehzeug nicht immer frei, aber er ist nicht entweiht, und das Beinhaus ist im passenden Zustande. Ein besonderer Ort für die Beisetzung der Ungetauften ist nicht ausgewiesen, sie werden jedoch außerhalb des (eigentlichen) Friedhofs begraben.

Landesbibliothek Oldenburg


De Statu
EMBSLANDIÆ
et
Per eius ac vicinarum Praefectura-
rum, scil. Meppen. Vechten.
et Cloppenburgen. Distri-
ctus
acquisita
per
Cels.mum ac Rev.mum Principem
ac Dnum Dnum CHRISTOPHORUM BER-
NARDUM Epum Monasterien. Ad-
ministratorem Corbeien. Burg-
gravium Strombergen.
S. R. I. Principem,
Dnum in Borkelo
Jurisdictione Ecclesiastica
ab Osnabrugen.
in dioecesin Monasterien. Venatj
Servandis translata
Anno 1668.

1

„De Statu Embslandiae . . . et Jurisdictione Ecclesiastica ab Osnabrugensi ad dioecesin Monasteriensem . . . translata", so lautet der wesentliche Inhalt des langen, im Barock-Latein verfaßten Titels der Handschrift 148, in der alle Berichte über die kirchlichen Verhältnisse im Emsland zusammengefaßt sind, die nach der Übertragung der Jurisdiktion von Münster an Osnabrück von den Pfarrern im Niederstift eingesandt wurden.

Landesbibliothek Oldenburg

13. Ein Armenhaus ist vorhanden, das Hospital des Hl. Antonius und des Hl. Geistes. Dessen Einkünfte werden hier in der Beilage gesondert aufgeführt. Verwaltet wird es von (den Provisoren) Heinrich Sutholte, Gerhard Lappenbergh, Arnold Käeninck und Caspar Eickholt. Einmal im Jahre findet die Abrechnung um Weihnachten im Beisein von Ratsherren und Magistrat statt, ohne jedoch hierzu den Pfarrer einzuladen, wie sich dies geziemen würde.
14. Nennenswerte regelmäßige Spenden werden nicht gegeben.
15. Es sind (auch) keine Kapellen im Bereich dieser kleinen Pfarrei. In dieser Stadt ist ein Franziskaner-Konvent; in ihm werden zehn Personen gemeinsam verpflegt, noch haben sie kein eigentliches Kloster, sie wohnen vielmehr in Häusern, die vor etwa 30 Jahren mit der Genehmigung Ihro Durchlaucht von Osnabrück angekauft worden sind.
(432 v) 16. Der Pfarrer heißt Johannes Stockmann, ist 59 Jahre alt, hat in Münster studiert, dort hörte er drei Jahre und sechs Monate Theologie, im Jahre 1640 ist er Kaplan geworden in Ibbenbüren, ordiniert wurde er auf den Titel irgendeiner Vikarie zu Lengerke, die Priesterweihe hat er erhalten im Jahre 39 (1639) von dem Hochwürdigsten Weihbischof von Münster, Nicolartius; seit 27 Jahren ist er nun Pastor, im Jahre 43 (1643) ist er Pfarrer von Langförden geworden, nach dem Tode des (dortigen) Pfarrers Martin von Hörsten; danach, am 12. Oktober des Jahres 1646, ist er auf dem Tauschwege Pfarrer von Vechta geworden mit der Genehmigung Ihro Durchlaucht von Osnabrück, von der er ebenfalls approbiert worden ist, investiert jedoch wurde er vom Abt von Iburg, Jakob Thorwart. Die Ernennungs- und Bestallungsurkunden zum Pastorat von Langförden wie auch das Permutationsdokument (Urkunde über den Tausch) kann er beibringen. Die Weihedokumente dagegen sind beim Brand des Pastoratsgebäudes, den die Schweden bei der Belagerung Vechtas legten, vernichtet worden. Inhaber des Ernennungsrechtes für die Pfarrstelle ist der Allergnädigste Herr in Münster (= Fürstbischof von Münster).
Schon seit Menschengedenken sind die Hl.-Kreuz- und die St.-Antonius-Vikarie mit der Pfarrstelle vereint, ebenso das St.-Marien-Benefizium mit der Kaplanei; wer dies genehmigt hat, ist unbekannt.
Das Pfarrhaus ist heil, wird vom Pfarrer bewohnt und muß jeweils auf Kosten der Gemeinde repariert werden.
17. An den Sonn- und Feiertagen wird das Hl. Meßopfer feierlich zelebriert, und es wird dann auch gepredigt. An allen Sonntagen erteilt er (= der Pfarrer) den Katechismusunterricht am Nachmittag. Dann kommen außer den Schülern manchmal viele, zuweilen jedoch nur wenige. Messe gelesen wird an allen Tagen.
18. Anläßlich der Befreiung von der schwedischen Besatzung wird alljährlich am Himmelfahrtstage rund um die Wallgräben eine feierliche Prozession gehalten, außerdem eine am Fronleichnamsfeste durch die Stadt. Es gibt hier die Rosenkranzbruderschaft und die Bruderschaft der Allerheiligsten Dreifaltigkeit.
19. Zur Taufe pflegt man für gewöhnlich drei Paten zuzulassen, der dritte jedoch ist nur Zeuge. In der Stadt sind zwei Hebammen, sie sind katholisch, rechtschaffen und wohl unterrichtet. Sie haben den vorgeschriebenen Eid geleistet.

Landesbibliothek Oldenburg

20. Das Sakrament der Firmung ist zuletzt vor 18 Jahren in der Pfarrkirche von Vechta gespendet worden. Der Pfarrer hat (auch) des öfteren auf die Nützlichkeit (Notwendigkeit) dieses Sakramentes hingewiesen und die Pfarrkinder aufgefordert, dieses Sakrament mit der gebührenden Ehrfurcht zu empfangen.

21. Die hl. Kommunion wird im Rochett und mit der Laterne zum Kranken gebracht, gewöhnlich wird auch eine Messe für die Verstorbenen gelesen.

22. Die Ehekandidaten werden zuvor geprüft in den notwendigen Dingen der Glaubenswahrheiten, und zwar sowohl in bezug auf die Mittel als auch auf die Vorschriften.

23. Unter den Pfarreiangehörigen sind 16 Nichtkatholiken, diese gehören der lutherischen Sekte an. Der Pfarrer führt ein Buch mit den Namen der Gläubigen, in dem alle Pfarreiangehörige, Kinder, Jugendliche, Erwachsene, beiderlei Geschlechts, namentlich aufgeführt sind. Er hat außerdem ein Tauf-, Trau- und Totenbuch. Insgesamt sind in dieser Pfarrei 1300 Seelen, etwa 300 kommunizierten zu Ostern, einige haben auch bei den Patres kommuniziert. In diesem Jahre wurden 44 getauft, 36 sind verstorben, sieben Paare wurden getraut.
In der Pfarrei leben weder Wahrsager noch in offenkurndige Verbrechen verstrickte oder Ärgernis gebende Personen. Während des Gottesdienstes und während der Katechese vor allem sind die Wirtshäuser der Soldaten wegen offen. Der Vorschrift von jährlicher Beichte und Kommunion wird Folge geleistet. Unmöglich jedoch ist es mir festzustellen, ob die Fast- und Abstinenztage beachtet werden. Eheschließungen unter Verwandten oder auch nach unterlassener Verkündigung erfolgen nicht, es sei denn, daß Dispens erteilt wurde.

24. Der Pastor wird (demnächst auch) über einen Kaplan verfügen. Die Einkünfte (dafür) sind allerdings sehr gering, (so daß) der Pfarrer (von sich aus) wird beisteuern müssen. Ein Haus (für den Kaplan) ist nicht vorhanden.

25. Seit undenklichen Jahren gibt es hier keinen Vikar mehr, dennoch scheint einst hier (eine Vikariatsstelle) gewesen zu sein.

(433) 26. Der Kirchenprovisor ist Johannes Klemmeke, etwa 54 Jahre alt. Vom Pfarrer und den Ratsherren (gemeinsam) ist er eingesetzt, er ist katholisch, rechtschaffen, fleißig, jedoch nicht für immer (eingesetzt). Im Beisein von Pfarrer und Konsuln gibt er einmal im Jahre gegen Weihnachten die Rechnungsablage; er schafft auch das jeweils Nötige an.

27. Außer Pater Johannes Husmann, der die Infima unterrichtet, hält Melchior Rauschenberg, 40 Jahre alt, die Trivialschule. Er unterrichtet die Schüler und hält sie zum Glauben, zur Frömmigkeit, zu guten Sitten und zur rechten Lehre an. Er hat ungefähr 70 Schüler. Die ‚Lateiner' zahlen für das halbe Jahr einen halben Taler, die „Deutschen" (Volksschüler) einen Teil vom Reichstaler[3]).
Die Einkünfte sind unten gesondert aufgeführt. Ich sehe keine Möglichkeiten, wie man die Unterweisung der Jugend verbessern könnte. Lehrerinnen für die Unterweisung der Mädchen haben wir nicht.

28. Der Küster heißt Heinrich Georg Serries, 24 Jahre alt, er ist vor Jahresfrist vom Pfarrer und den Konsuln angestellt worden, hat vor seiner Zu-

Landesbibliothek Oldenburg

Sacra Supellex

Candelabra octo, quatuor ex ligno argento-obducta, et quatuor aerea.

Gradina sex, quatuor lintea, et duo holoserica rubra,

Antipendia quatuor, flavum, album, rubrum, quartum albo et violaceo colore distinctum.

Mappae Altarium sufficientes, integrae et benedictae.

Penes Ecclesiae ianuam ingredientibus aqua benedicta praesto est.

Vexilla sex, duo alba, duo rubea, duo flava, utimur tempore suo.

Crux est pro sepultura defunctorum, et pro hebdomada sancta.

Armaria pro ornamentis satis bona ac commoda ad utrumque latus summi Altaris.

Calices duo argentei, unius cuppa non inaurata, sine vitio, mundi et consecrati cum patenis convenientibus, sacculi linei in nostra Ecclesia non videntur necessarii.

Vela calicum sex temporibus convenientia

Theca corporalium seu Bursae tres, rubea, flava et alba.

Quatuor Corporalia, benedicta, munda et integra

Quatuor purificatoria, munda et sat magna, lavant a vidua defuncti custodis.

Tres pallae

Urceoli bini tantum ex stanno, literis distincti.

Non est patella.

Habet tintinnabulum pro communicantibus, scabellum, lintea duo, scyphus argenteus, thuribulum, navicula lignea, cochlear, et thus. Umbella.

Casulae octo cum stolis et manipulis, integrae, mundae et benedictae, flava, rubra albis floribus distincta, rubra cum cruce alba, viridis, violacea, alba, violacea aliis coloribus distincta.

Unum pluviale.

duae Dalmaticae.

Tres Albae cum amictu et cingulis, integrae, mundae, benedictae

Superpellicea tria a Pastore procurata integra et munda.

Ein Abschnitt aus dem Bericht von Pastor Stockmann. Die Schrift ist im Original ein wenig größer. Unter der Überschrift „Sacra supellex" berichtet er über die in der Vechtaer Kirche vorhandenen liturgischen Gerätschaften. Zum besseren Verständnis bringen wir auf der folgenden Seite den lateinischen Text in Druckbuchstaben. Die deutsche Übersetzung steht unter Punkt 29. „Das liturgische Gerät".

Landesbibliothek Oldenburg

Sacra supellex

Candelabra octo, quatuor ex ligno argenteo obducta, et quatuor aerea.
Gordinae sex, quatuor lineae et duae holosericae rubrae.
Antipendia quatuor, flavum, album, rubrum, quartum albo
et violaceo colore distinctum.
Mappae Altarium sufficientes, integrae et benedictae.
Penes Ecclesiae ianuam ingredientibus aqua benedicta praesto est.
Vexilla sex, duae albae, duae rubrae, duae flavae, utunter tempore suo.
Crux est pro sepultura defunctorum, et pro hebdomada sancta.
Armaria pro ornamentis satis bona ac commoda ad utrumque
latus summi altaris.
Calices duo argentei, unius cuppa non inaurata, sine vitio,
mundi et consecrati cum patenis convenientibus, sacculi linei
in nostra Ecclesia non videntur necessarii.
Vela calicum sex temporibus convenientia.
Theca corporalium seu bursae tres, rubra, flava et alba.
Quatuor corporalia, benedicta, munda et integra.
Quatuor purificatoria, munda et sat magna, lavantur a vidua
defuncti custodis.
Tres pallae.
Urceoli bini tantum ex stanno, literis distincti.
Non est patella.
Habetur tintinnabulum pro communicantibus, scabellum,
lintea duo, scyphus argenteus, thuribulum, navicula lignea,
cochlear, et thus. Umbella.
Casulae octo cum stolis et manipulis, integrae, mundae et benedictae,
ilava, rubra albis floribus distincta, rubra cum cruce alba,
virida, violacea, alba. violacea aliis coloribus distincta.
Unum pluviale.
duae Dalmaticae.
Tres Albae cum amictis et cingulis, integrae, mundae benedictae.
Superpellicea tria et Pastore procurata integra et munda.

---

lassung die erforderliche Kaution gestellt, er ist auf treue Pflichterfüllung vereidigt worden und hat das Glaubensbekenntnis feierlich abgelegt, seinen Amtspflichten kommt er fleißig nach, die Kirche und ihre Zierate hält er in gebührender Sauberkeit. Er hat ein Haus, das zum Küsteramte gehört, (aber) es ist recht klein und besechiden.

29. Das liturgische Gerät:

Acht Kandelaber (Kerzenleuchter), vier davon aus Holz, mit Silber überzogen, und vier aus Erz. Sechs Gardinen, davon vier aus Leinen und zwei in echtroter Seide. Vier Antependien, gelb, weiß, rot, das vierte gemischt in weißer und violetter Farbe. Altartücher sind ausreichend, sie sind unversehrt und geweiht. Am Kircheneingang ist für die Eintretenden das Weihwasser. Sechs Fahnen, zwei weiße, zwei rote, zwei gelbe; sie werden zu ihrer Zeit gebraucht. Ein Kruzifix ist vorhanden für Beerdigungen und für die Karwoche. Paramentenschränke (bzw. Truhen) für die (Aufbewahrung von Kirchen-) Zieraten sind vorhanden, sie sind in ganz gutem Zustande und an günstiger Stelle beiderseits des Hochaltars aufgestellt. Zwei Kelche aus Silber, bei dem einen ist die Kuppe jedoch nicht vergoldet; sie

Landesbibliothek Oldenburg

Diese „Strahlen-Madonna", eine Arbeit Augsburger Silberschmiede, schenkte Fürstbischof Christoph Bernhard zu Himmelfahrt 1655 der Vechtaer Kirche — sie dürfte wohl identisch sein mit der im Bericht unter Nr. 6 erwähnten „Silberstatue der Allerseligsten Jungfrau" auf dem Hauptaltar.

Landesbibliothek Oldenburg

sind fehlerlos, sauber und geweiht; die zugehörigen Patenen sind passend; die (zugehörigen) Leinentücher sind dem Anschein nach in unserer Kirche nicht vonnöten. Sechs Kelchhüllen, passend zu ihren Zeiten. Drei Behälter bzw. Bursen für das Korporale, rot, gelb und weiß. Vier Korporale, sie sind geweiht, sauber und heil. Vier Kelchtücher, sauber und groß genug, sie werden von der Witwe des verstorbenen Küsters gewaschen. Drei Pallen[4]). Zwei Krüge, allerdings nur aus Zinn, sie sind mit Buchstaben gekennzeichnet. Keine Patella[5]). Für die Kommunikanten ist hier eine Schelle, eine Kommunionbank, zwei Leinentücher, ein silberner Scyphus[6]), (weiter sind vorhanden:) Weihrauchfaß, ein Schiffchen aus Holz, (zugehöriger Weihrauch-) Löffel und Weihrauch, (außerdem) ein Baldachin.

Acht Meßgewänder mit (zugehörigen) Stolen und Manipeln, sie alle sind heil, sauber, benediziert, in den Farben gelb, rot mit weißen Blumen gesprenkelt, rot mit weißem Kreuz, grün, violett, weiß und violett mit anderen Farben untermischt. Ein Pluviale (Chormantel). Zwei Dalmatiken (für Diakone), Drei Alben mit Schultertuch und Zingulum, sie sind heil, sauber, geweiht. Drei Rochetts, die der Pastor angeschafft hat — sie sind sauber und heil.

(433 v) Betreffs der Bücher.

Zwei römische Meßbücher mit ihren Indices. Ein Graduale, es gehört dem Pfarrer. Die Antiphonarien, Psalterien, Prozessionalien sind recht alt und teilweise auch zerrissen, sie gehören dem Kapitel. Ein liturg. Directorium ist nicht vorhanden. (Hier ist nur die) Osnabrücker Agende. (Vorhanden sind auch das) Tauf-, Firm-, Trau-, Familien- bzw. Seelenbuch, das Totenbuch, sowie ein Verzeichnis der alljährlich fälligen Stiftungen.

(Die Kirche besitzt auch) vier Glocken, davon zwei große und zwei kleine[7]) . . . ."

Zum Schluß zählt Pfarrer Stockmann die Einkünfte der Kirche zu Vechta auf. Es würde zu weit führen, hier sämtliche Einnahmen zu erwähnen. Soviel ist festzustellen: den Pfarrbediensteten ging es im Jahre 1669 nicht besonders gut. Viele Bürger konnten der Kirche nichts abgeben, weil beim Bau der Zitadelle ihre Gärten „umbgraben und mitt ins neuwe Werck zu liggen" kamen[8]). Auch klagte der Pfarrer darüber, daß er „weder Holz noch Torfmoor" habe, er müsse „seinen Brant" kaufen[9]).

Anmerkungen:

[1]) H. Schlömer, 300 Jahre beim Bistum Münster. In: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1969, S. 195—208.

[2]) Diözesanarchiv Münster: GV Hs 148, fol. 432—455 v.

[3]) Hier ist der Zusatz ‚quartam' (gleich ¼ Rt.) vergessen worden.

[4]) palla = leinenbespannter Karton zum Abdecken des Kelches.

[5]) Patella = Schüssel.

[6]) Scyphus = kelchähnliches Trinkgefäß.

[7]) Auffallend ist, daß die Kirche zu Vechta im Jahre 1669 keine Turmuhr und keine Totenbahre besaß. Selbst in den kleineren Orten des Amtes Vechta finden wir diese vor. (Vgl. Dräger, Die kirchlichen Zustände des Amtes Vechta und des Niederstifts, in: Heimatblätter 1962, Nr. 1, S. 6, und vgl. Diözesan-Archiv Münster GV Hs 148, fol. 304 v.)

[8]) Vgl. Hs 148, fol. 435.

[9]) Vgl. Hs 148, fol. 437 v.

Landesbibliothek Oldenburg

Zeugenverhöre in Prozeßakten des 17. und 18. Jahrhunderts aus dem Gutsarchiv Füchtel

II. Teil

Von Harald Schieckel

5

1672—1673

Zeugenverhöre im Prozeß der Stadt Quakenbrück gegen den dortigen Burgmann von Rochow wegen der Fischerei im Stadtgraben[23]).

a

Quakenbrück, 20. 10. 1672

Der Richter Henrich Horn zu Quakenbrück, Badbergen und Menslage verhört mehrere Zeugen. Der Notar und Gerichtsschreiber Hermann Blackenfort faßt das Protokoll ab.

Der aus der Mark Brandenburg zugezogene Burgmann, Rittmeister Christian Sigismund von Rochow[24]), hatte offenbar in die Fischereirechte des Rates eingegriffen. Das vom Rat veranlaßte Verhör sollte beweisen, daß der Rat das Recht des Fischfangs hatte, den er durch seine Beauftragten (Lohnher oder Schäffer) durchführen ließ. Die Erträge wurden unter den zwei mitregierenden Burgmannen, sechs Ratsherren und dem Sekretär aufgeteilt.

Verhörte Zeugen

1) Johann Brunnert, Bürger in Quakenbrück, wurde am letzten Pfingstfest (= 5. 6.) 78 Jahre.
2) Brun Bru(e)nß sen., Bürger in Quakenbrück, etwa 80 Jahre.
3) Arend Schohencke, Bürger in Quakenbrück, etwa 60 Jahre.
4) Hermann Dinkgreve sen., Bürger in Quakenbrück, 83 Jahre.

Zeugen des Verhörs

Johann Nateler, Diener des Richters, Hermann Holthauß, Schneidergesell, Cordt Francke, Caspar Brunnert.

b

Quakenbrück, 8. 11. 1672

Der Notar Hermann Blanckenfordt verhört einen Zeugen in dessen Haus.

Dieses Verhör ließen der Rittmeister von Rochow und die Burgmannen von Quakenbrück veranstalten, also die Gegenpartei. Daraus sollten die rigorosen Maßnahmen der Stadt festgehalten werden, durch die das Fischen des Herrn von Rochow unterbunden werden sollte. Der Rat hatte nämlich dem Zeugen befohlen, zu melden, wenn der Rittmeister im großen Mühlenkolk fische. Als dieser das am vergangenen Donnerstag getan hatte, meldete das der Zeuge aber nicht und wurde deshalb vom Rat in seinem eigenen Haus arretiert und mit 12, später sechs Schillingen bestraft.

Verhörter Zeuge

1) Brun Bruns jun.

Landesbibliothek Oldenburg

c

Quakenbrück, 13. 2. 1673

Der Notar Hermann Blanckenfordt verhört drei Zeugen im Haus des ersten Zeugen.

Die Vernehmung wurde vom Rat erbeten, um das Verhalten von drei Ratsherren zu klären, die in Osnabrück angeblich dem Vizepräsidenten und Burgmann Voß einen gütlichen Vergleich angeboten haben sollten. Die Befragten verneinten dies, vielmehr habe Voß von sich aus den Vergleich vorgeschlagen, worauf sie erklärt hätten, keine Vollmacht zu haben.

Verhörte Zeugen

1) Johannes Hartz, Ratsherr.

2) Hermann Meyer, Ratsherr

3) Johann Ubbing, Ratsherr.

Zeugen des Verhörs

Jasper Heyen, Amelingk Brinckmeyer, Bürger in Quakenbrück.

6

14. 9. 1678

Der Richter des Desumgerichts, Caspar Bucholtz, verhört zwei Zeugen im Prozeß des Hermann Thöle gegen Arnold von Elmendorff wegen unberechtigter Dienstforderungen. Der Notar und Gerichtsschreiber Eberhard Molan stellt eine Abschrift des beglaubigten Protokollauszuges her[25]*).*

Die Stelle von Hermann Finck oder Thöle in Telbrake war am 21. 12. 1671 von Alexander Carl von Steding zu Huckelrieden an Johann Otto von Elmendorff verkauft worden. Des letzteren Sohn hatte von dem Stelleninhaber Hermann Thöle Spann- und Leibdienste verlangt, die dieser als unberechtigt ablehnte. Er hatte sich zunächst an den Freiherrn von Galen zu Dinklage mit der Bitte gewandt, dieser möge seinem Herrn verbieten, solche Dienste zu verlangen, zu denen er oder seine Eltern nie verpflichtet gewesen seien. Zum Beweis hatte er ihm einen Auszug aus Stedings „uraltem Lagerbuch" vorgelegt. Er habe lediglich freiwillig, wenn sein Gutsherr aus Bremen oder anderen Orten gekommen sei, ein Pferd zur Fahrt nach Hukkelrieden vorgespannt. Arnold von Elmendorff wies in einem undatierten Schreiben an von Galen, das wohl auf ein weiteres Rechtfertigungsschreiben Thöles Bezug nahm, dessen Gründe als unwahr zurück. Thöle habe vier Jahre Spann- und Leibdienste geleistet. Er besäße nicht nur eine Kate, wie er vorgibt, sondern nach dem Schatzregister von 1596 ein halbes Erbe, das nicht nur 18 Scheffel, sondern vier Molt umfasse. Auch sei Thöle nicht durch die Dienste arm geworden, sondern durch die Nachlässigkeit seiner Frau, und unerträgliche Dienste würden von ihm nicht verlangt. Als Beweis für die Angaben von Elmendorffs diente offenbar auch ein Verzeichnis der von Thöle vom 23. 1. 1672 bis zum 18. 2. 1678 geleisteten Dienste. Um seine Rechte zu beweisen, ließ der Kläger Thöle nun zwei Zeugen verhören. Beide sagten in seinem Sinne aus. Schon zu Lebzeiten von Thöles Vater hätten sie nie von der Verpflichtung zu Spann- und Leibdiensten gehört und nie erlebt, daß Thöle und seine Vorfahren jemals Pflugdienste, Wagen- oder

Landesbibliothek Oldenburg

Handdienste geleistet hätten. Für die Freiheit von diesen Leistungen habe Thöles Vater etwas Geld gegeben. Nur gelegentlich seien einmal im Jahre ein oder zwei Pferde für eine lange Reise nach Oldenburg gestellt worden. Ob dies aus Pflicht oder freiwillig geschah, sei unbekannt. Im übrigen besäße der Kläger nur eine geringe Stelle.

Verhörte Zeugen

1) Johann Nieman, aus Oythe, über 70 Jahre.
2) Berndt Frie, über 64 Jahre, hat vor etwa 40 Jahren beim Vater des Klägers etwa ein Jahr als Knecht gedient.

7

1718

Verhöre wegen der Jagdgerechtigkeit des Hauses Füchtel im Kirchspiel Damme[26]*).*

Im August 1718 war es zu einem schweren Zwischenfall gekommen, als der osnabrückische Schütze zu Damme, Johann Herm(an) mit anderen osnabrückischen Untertanen den Jäger des Herrn von Elmendorff und einen Diener bei Dümmerlohausen verhaftet und fünf Jagdhunde erschossen hatte. Die Verhöre sollten das Recht des Herrn von Elmendorff erweisen und die Umstände der Verhaftung und Gefangenschaft klären. Der Herr von Elmendorff hatte sich auch an seinen Landesherren, den Bischof von Münster, mit der Bitte um Unterstützung gewandt, der dem Rentmeister zu Vechta die Verfolgung der Sache befahl. Diese Ereignisse standen wohl im Zusammenhang mit einer schärferen Behauptung der Osnabrücker Rechte in dem mit Münster strittigen Grenzgebiet um Damme-Neuenkirchen[27]). Am 22. 9. 1718 erfolgte dann von Damme aus durch 800 Osnabrücker ein Überfall auf Steinfeld, das geplündert wurde[28]).

a

Vechta, 31. 8. 1718

Der Richter zu Vechta und Damme, Gerard Arnold Büsling, verhört vier Zeugen. Der Notar und Gerichtsschreiber Ernst Johann Müller setzt das Protokoll auf.

Die Zeugen berichteten übereinstimmend, daß der verhaftete Jäger wie auch der früher in Füchtel und jetzt in der Gegend von Neuenkirchen tätige Jäger Johann Berndt Wittfelt stets ungehindert zwei- bis viermal im Jahre im Kirchspiel Damme mit Flinten und Hunden gejagt und Hasen und Feldhühner erlegt, einmal auch ein grobes Wild angeschossen hätten, das aber entkommen sei. Sie hätten bei dem 1. Zeugen übernachtet. Die Beute sei jeweils von dem 2. und 4. Zeugen pflichtgemäß nach Füchtel gebracht worden. Vor 14—15 Jahren hätten Joachim Bulle und der damalige Ihorster Jäger Garlich (?) in der Brockwische vor dem Huntebrock ein Reh geschossen, das von den Ihorster Untertanen nach Ihorst gebracht wurde.

Verhörte Zeugen

1) Gerdt Ludtmarding zu Rüschendorf, etwa 44 Jahre, geboren und aufgewachsen auf Moermans Stelle in Kemphausen, heiratet vor etwa 14 Jahren auf Luttmardings Stelle.
2) Hermann Draheman zu Osterfeine, etwa 54 Jahre, geboren und aufgewachsen auf Jaspers Stelle zu Hüde, heiratet vor 24 Jahren auf Drahmans Stelle.

Landesbibliothek Oldenburg

3) Hermann Boemerschmidt zu Kemphausen, etwa 60 Jahre, wohnt seit etwa 50 Jahren in Rüschendorf oder Kemphausen, geboren in Steinfeld, hat einmal dem Jäger Bulle seine Flinte geborgt und dessen Flinte repariert.
4) Henrich Moerman, zu Kemphausen, etwa 40 Jahre, geboren und aufgewachsen in Dümmerlohausen, diente bei dem Meyer zu Rüschendorf und bei Ludtmarding, heiratet vor sieben Jahren auf Moermans Stelle.

Zeugen des Verhörs

Henrich Twenhoven und Johann Henrich Breuning, Bürger zu Vechta.

b

Vechta, 1. 9. 1718

Der Notar Johann Friedrich Brockmann verhört in seiner Schreibstube einen Zeugen.

Der Zeuge gab zu Protokoll, daß er mit dem früheren Füchteler Jäger Johann Berendt Wittefeldt, der jetzt im Dienst des Osnabrücker Domherrn von Dinklage steht, oft im Kirchspiel Damme gejagt habe. Der osnabrückische Jäger Johann Herman habe mehrfach Kenntnis davon gehabt und einmal sogar im Haus von Ortmann in Damme mit dem jetzt von ihm festgenommenen Jäger zusammen getrunken und die weitere Jagd besprochen.

Verhörter Zeuge

1) Ernst Johann Müller, Gerichtsschreiber des Amts Vechta.

Zeugen des Verhörs

Hermann Akaw aus Oythe, Henrich Bremer aus Vechta.

c

Vechta (?), 20. 9. 1718

Der Gerichtsschreiber des Amts Vechta, Ernst Johann Müller, protokolliert die Aussage von zwei Zeugen.

Nach der Entlassung aus ihrer Haft gaben die beiden Bedienten des Herrn von Elmendorff auf dessen Veranlassung zu Protokoll, was sich bei ihrer Verhaftung und in ihrer Gefangenschaft zugetragen hatte. Nach Angaben über Umfang und Erfolge der bisherigen Jagd, die sich mit den Aussagen der Zeugen vom 31. 8. decken, berichtete vor allem der 1. Zeuge, wie es zu ihrer Verhaftung gekommen war. Bei ihrer Ankunft in Dümmerlohausen hätte die von den Osnabrückern aufgebotene Mannschaft laut gerufen: „Schieset Hunde oder Kehrls". Daraufhin seien vier ihrer Hunde erschossen und sie gefangen nach Damme abgeführt worden. Dort wären sie bei dem Osnabrücker Untervogt Piper zwei Tage in Arrest gehalten und von sechs bewaffneten Schützen bewacht worden, ohne daß sie Essen und Trinken erhalten hätten. Offenbar mußten sie dieses aus eigener Tasche bezahlen. Dann seien sie nach Vörden zum Wirtshaus Tonis gebracht worden, wo sie unter gleich starker Bewachung etwa acht Tage zugebracht hätten und auch ohne Bezahlung durch den Wirt verpflegt worden seien. Im Amtshaus habe sie der Rentmeister verhört, wieso sie vor Bartholomäi (= 24. 8.) gejagt hätten. Im Osnabrücker Territorium war nämlich das Jagen vor diesem Tage verboten, was den beiden schon in Damme eröffnet worden war. Sie hätten darauf geantwortet, daß die Jagd im Stift Münster schon nach Ja-

Landesbibliothek Oldenburg

cobi (= 25. 7.) erlaubt sei. Weiterhin hätte man ihnen erklärt, der Herr von Füchtel sei im Kirchspiel nicht jagdberechtigt. Wenn sie versprächen, nicht wiederzukommen, würden sie entlassen werden. Nach einer Bedenkzeit hätten sie zunächst die gleiche Antwort wie zuvor gegeben. Darauf seien sie nach Engter ins Wirtshaus von Duncker gebracht worden, von wo sie nach acht Tagen wieder nach Vörden zu einem weiteren Verhör geschafft wurden. Als man ihnen mit einer Haftverschärfung gedroht habe, hätten sie einen Revers unterzeichnet, der ihnen vorgelesen worden sei. Sie hätten, da sie beide des Lesens unkundig seien, mit einem Kreuz signiert. Der 2. Zeuge erinnerte sich noch daran, daß in dem Revers gestanden habe, sie seien „Ihro konigliche Hoheit zu nahe kommen" [29]) und versprächen, nicht wieder jagen zu wollen.

Verhörte Zeugen

1) Joachim Bulle, Jäger, etwa 80 Jahre, seit 40 Jahren in Füchtel.
2) Johann Berndt Stuecke, etwa 27 Jahre, ist im zweiten Jahr im Dienst in Füchtel.

8

Daren, 31. 10. 1718

Der Notar Johann Hilmar Voß verhört in der Schreiberstube drei Zeugen wegen der Jagdgerechtigkeit des Hauses Daren im Kirchspiel Damme [30]).

Dem Herrn von Kobrinck zu Daren wurden offenbar die gleichen Schwierigkeiten wegen der Jagd im Kirchspiel Damme bereitet wie dem Herrn von Elmendorff. Denn kurz nach den in den vorigen Verhören geschilderten Ereignissen ließ Kaspar Herbordt von Kobrinck mehrere Zeugen über die Jagd des Hauses Daren in dem strittigen Gebiet vernehmen. Nach den Aussagen hat das Haus Daren stets ungehindert im Kirchspiel Damme gejagt und zwar bei Osterfeine, Rüschendorf, Haverbeck, Damme (am Krummenberg), Dalinghausen, am Dümmer und im Diepholzer oder Dammer Moor. Erlegt wurden Hasen und Hühner, auf dem Moor und in den Wiesen vor dem Huntebroke auch Rehe. Eingekehrt wurde in Drummen Haus zu Haverbeck. Die Jagdbeute wurde zu dem Eigenbehörigen Strothmeyer in Mühlen gebracht, der sie nach Daren liefern mußte. Außer den Herren von Kobrinck waren an den Jagden beteiligt der Herr von Schade (wohl zu Huntlosen) und dessen Kammerdiener Augustin sowie der verstorbene Domherr von Kobrinck und sein Kammerdiener Ernst Scheer. Als wichtiger Beweis für das früher von Osnabrück nie angefochtene Jagdrecht dürfte die Feststellung gegolten haben, daß auch der Landdrost Baer von Barenaue und der Diepholzer Wild- und Holzaufseher Schroer anwesend waren.

Verhörte Zeugen

1) Johann Barlage, etwa 80 Jahre, Jäger, lebt von Jugend an in Daren.
2) Otto Henrich Meyer, etwa 50 Jahre, Jäger in Daren und Welpe, zuletzt wieder in Daren.
3) Harmen Oldenhagen, etwa 50 Jahre, war vor 14, 16 oder 17 Jahren mehrmals an Darener Jagden in der Gegend von Damme beteiligt

Landesbibliothek Oldenburg

Zeugen des Verhörs

Joachim Soetfleisch, Schreiber zu Daren, Johann Hoppe, Kutscher.

9

Füchtel, 7. 7., und Vechta, 8. 7. 1730

Notar Bernhard Henrich Farvick verhört in Füchtel auf dem Saal (1,2) und in Vechta im Hause des Dr. Steinforth (3—5) fünf Zeugen wegen der Jagdgerechtigkeit des Herrn von Elmendorff und anderer adliger Herren im Rotepohl und in Gehölzen in den Kirchspielen Lutten und Visbek[31]*).*

Dieses auf Bitte des Franz Anton von Elmendorff veranstaltete Verhör gehört zu den Auseinandersetzungen der Jahre 1660—1688 zwischen den Burgmannen von Vechta und den dortigen Beamten wegen der Jagdgerechtigkeit. Teilweise ging es um ähnliche Fragen wie damals. Nach den Zeugenaussagen hatte vor 40 Jahren der damalige Schütze zu Füchtel, Joachim Boll, einen Hirsch im Rotepohl geschossen, den der 1. Zeuge nach Füchtel transportiert und der 2. Zeuge abgezogen hatte. Ein weiterer Hirsch wurde vor etwa 39 Jahren durch Boll zwischen dem Lutter und Goldenstedter Holz beim Nahmensforth im Brock bei Maeßhorn (oder Moeshorn) erlegt und auf einem Wagen ebenfalls nach Füchtel gebracht durch Langelandts Knecht Gerdt Theßing. Damals fand im Hause des 2. Zeugen eine Kindtaufe statt, und die Gäste liefen heraus, um die Jagdtrophäe anzusehen. Der 3. Zeuge war als Bruder des 2. Zeugen ebenfalls anwesend und erhielt das Fell. Ein Stück der Haut konnte er noch im Verhör vorweisen. Ein Einspruch gegen diese dem Hause Füchtel seit jeher zustehende Jagd auf grobes Wild sei nicht erfolgt, auch wären viele Zuschauer zugegen gewesen. In dem Gehölz im Kirchspiel, das den Herren von Daren, von Dorgelo und von Elmendorff, den Besitzern von Bakum, Daren und Südholz, dem Meyer zu Ellenstedt und dem Pastor zu Visbek gehörte und in Gemenglage mit dem Cammer- oder Herrenholz lag, sei kein fürstliches Gehege gewesen. Der 5. Zeuge hat dort ungehindert während seiner ganzen bisherigen Dienstzeit im Füchtel mit klingendem Horn[32]) und mit freilaufenden Hunden gejagt und auch Schnepfen geschossen.

Verhörte Zeugen

1) Henrich Kohl, etwa 80 Jahre, geboren in Oythe, Schmied.
2) Johann Wehborg, etwa 77 Jahre, geboren in Füchtel, Ackermann.
2) Hermann Wehborg, etwa 60 Jahre, geboren in Füchtel als Bruder des vorigen und Sohn eines dortigen Heuermanns, Fuhrmann.
4) Johann Varelman, etwa 60 Jahre, geboren in Oythe, Bauer, Inhaber eines Erbes.
5) Berndt Stucke (oder Stueke), etwa 40 Jahre, seit 18 Jahren Jäger in Füchtel.

Zeugen des Verhörs

(Beim 1. und 2. Zeugen in Füchtel): Henrich Zerhuesen, Johann Henrich Polcking aus Zerhusen.

(Beim 3.—5. Zeugen in Vechta): Dr. Michael Gottfried Steinforth, Arndt Wilcking.

Landesbibliothek Oldenburg

10

Füchtel, 13. 2. 1746

Der Richter zu Vechta und Damme, Gerard Arnold Bülsing, verhört vier Zeugen. über Fischdiebstähle in Füchtel und Arkenstedt. Der Notar Franz Wilhelm Molan fertigte einen beglaubigten Protokollauszug an[33]*).*

Anlaß des Verhörs waren Fischdiebstähle in den Fischteichen von Füchtel und Arkenstedt. Der Leutnant Caspar Franz von Elmendorff, der nach dem Tode seines Vaters Franz Anton Dietrich von Elmendorff (1744) das Gut Füchtel übernommen hatte, ließ seine Heuerleute und Bedienten vernehmen, was sie hiervon wußten. Allerdings ergaben die Verhöre nur, daß die Zeugen zwar von den Diebereien gehört hatten, aber keine Einzelheiten angeben konnten.

Verhörte Zeugen

1) Gerdt Lammers, Heuermann zu Füchtel
2) Johann Henrich Huntemann, Heuermann
3) Johann Berendt Langelandt, Heuermann.
4) Berendt Langelandt, Heuermann.
5) Otto Weborg, Heuermann.
6) Hermann Wempe, Knecht des vorigen.
7) Hermann Henrich Arendt Wilcking, Heuermann.
8) Berendt Akaw, Heuermann[34])
9) Caspar Anton Akaw, Sohn des vorigen.
10) Seger, Heuermann.
11) Berendt Apeler, Jäger
12) Johann Harckman, Kutscher
13) Dietrich Brockhagen, Diener des Leutnants von Elmendorff.
14) Franz Pundtsack, Diener zu Füchtel.

11

2. 4. 1751

Der Richter und Gograf auf dem Desum, Friedrich Christian Anton Spiegelberg, verhört einen Zeugen im Prozeß des Ober- und Landfiskus zu Münster gegen den Herrn von Elmendorff und seinen Eigenbehörigen Roenbeck wegen der Langfuhren[35]*).*

Im Jahre 1747 war von dem münsterschen Ober- und Landesfiskalgericht ein Prozeß eröffnet worden, der einen Eindruck von den ja oft nicht ungetrübten Beziehungen zwischen den Gutsherren und ihren Eigenbehörigen vermittelt. Der Herr von Elmendorff hatte zu einer Fahrt nach Münster seine Eigenbehörigen Meyer zu Schemde[36]) und Johann Henrich Roenbeck zu Holthausen[37]) mit sechs Pferden bestellt. Meyer war zu diesen Langfuhren verpflichtet, und zwar viermal mit zwei Pferden oder zweimal mit vier Pferden im Jahr. Ob und wie oft Roenbeck verpflichtet war, ergab das Verhör nicht[38]). In Damme hatte der Herr von Elmendorff zwei Pferde zurückgehen lassen. Roenbeck weigerte sich in Osnabrück, bis Münster weiterzufahren, weil das zu schwer für vier Pferde sei, und sagte seinem Herrn, er solle Postpferde nehmen. Auf die Antwort des Herrn von Elmendorff, dann

Landesbibliothek Oldenburg

solle Roenbeck das bezahlen, hielt dieser ihm seinen Beutel hin, woraufhin sein Herr ihn nach der eigenen Aussage vom 22. 3. 1747 „mit dem spani-Rohr corrigiret", wobei Roenbeck angeblich am Kopf verwundet wurde. Der Prozeß zog sich bis 1767 hin und endete mit einem Freispruch des Herrn von Elmendorff und des Johann Henrich Roenbeck jun., der nach dem Tode des Vaters (25. 5. 1765) den Prozeß weitergeführt hatte.

Verhörter Zeuge

1) Zeller Meyer zu Schemde, etwa 35 Jahre.

23) Best. 272 — 17, Nr. 433. — Weitere Differenzen zwischen Stadt und Burgmannen zu Quakenbrück s. Best. 272 — 3, Nr. 38, 42.

24) Uber diesen, 1895 abgerissenen Burgmannshof in Quakenbrück (Lange Str. 37, an der Stelle des späteren Amtsgerichts) s. Rudolf vom Bruch, Die Rittersitze des Fürstentums Osnabrück, Osnabrück 1930, S. 373.

25) Best. 272 — 17, Nr. 994.

26) Ebd., Nr. 1076 b.

27) Über Grenzirrungen im Raum Damme zwischen Osnabrück und Münster seit 1521 s. Fritz Strahlmann, Der Streit der Dammer Gerechtigkeiten (Heimatbl. 18, 1936, S. 159 f.).

28) C. L. Niemann, Uber die eigentümlichen Grenzverhältnisse in den Gemeinden Damme und Neuenkirchen bis 1817 (Mitt. d. Ver. f. Gesch. u. Land. v. Osnabrück 12, 1882), S. 366; G. Reinke, Aus der Geschichte der Gemeinde Steinfeld (Heimatbl. 19, 1937), S. 147.

29) D. h. dem Bischof von Osnabrück, Ernst August von Braunschweig-Lüneburg, der seit 1716 amtierte.

30) Best. 272 — 17, Nr. 1235.

31) Ebd., Nr. 1028.

32) Abbildung eines Jagdhorns aus Füchtel s. Heimabtl. 20, 1938, S. 29.

33) Best. 272 — 17, Nr. 1029.

34) Stammliste der ab 1545 bezeugten Familie Aka in Oythe ab 1749 s. Georg Aka, Bevölkerungsvermehrung und Nahrungsspielraum im Oldenburger Münsterlande seit 1800 (Heimatbl. 12, 1930), S. 165 f., 179.

35) Best. 272 — 17, Nr. 1102.

36) Über die Stelle s. ebd., Nr. 1010.

37) Ebd., Nr. 993.

38) Noch in einem Prozeß zu Beginn des 19. Jahrhunderts zwischen Rönbeck und seinem Gutsherrn war die Frage der Langfuhren strittig gewesen. Rönbeck behauptete, daß diese um 1600 noch nicht gefordert wurden (Cl. Pagenstert, Bauerngüter, S. 542).

Landesbibliothek Oldenburg

Friesoyther Brieflade des 14. Jahrhunderts

Von Horst Appuhn

Auf Schloß Cappenberg — dem Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Stadt Dortmund — wurde gegen Ende des Jahres 1971 eine bedeutende Ausstellung gezeigt mit dem Thema „Briefladen aus Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen". Unter den zahlreichen dort ausgestellten Briefladen befand sich als Leihgabe des Museumsdorfes auch eine mittelalterliche Brieflade aus dem Rathaus von Friesoythe. Von dem Direktor des Museums zu Cappenberg, Herrn Dr. Horst Appuhn, wurde Typ, Funktion und Bedeutung dieses reichgeschnitzten Eichenholzkästchens erstmalig erkannt und in einem reichbebilderten Ausstellungskatalog ausführlich beschrieben. Wir möchten Herrn Dr. Horst Appuhn vielmals danken für die Genehmigung, aus diesem Ausstellungskatalog nachfolgende Abschnitte auszugsweise veröffentlichen zu dürfen.

Katalog Nr. 10: Lade aus dem Rathaus in Friesoythe in Oldenburg, um 1330. Eichenholz H. 14, B. 45, T. 24 cm. Langrechteckiger Kasten aus 1,4—1,7 cm starken Brettern mit Holznägeln stumpf zusammengefügt, Boden untergeschlagen. Deckel und Wände sind geschnitzt als große, glatt gerahmte Felder. Darin füllen Kreise die Fläche regelmäßig aus, in den Ecken zwischen ihnen kleine Dreiblätter. Die Kreise enthalten abwechselnd ein Wappen und eine sechsteilige Rose bzw. einen Stern. Auf der Rückseite faßt eine doppelte Ranke vier Ahornblätter wie in Kreise ein, auf der linken Schmalseite hängen vier stark vereinfachte Eichenblätter nebeneinander von oben herab. Auf dem Deckel stehen die Reihen der Wappen einander entgegen, so daß immer zwei aufrecht erscheinen, auch wenn der Deckel geöffnet wird. Von den sieben Wappen wiederholen sich zwei. Ohne Farben ist ihre Deutung nur zu vermuten: 1. Balken (auf dem Deckel links hinten, auf der Vorderwand rechts, rechte Schmalseite) = Bistum Münster. 2. Sparren (auf dem Deckel rechts hinten, auf der Vorderwand links) = von Ravensberg. 3. Horn (auf dem Deckel vorne links) = von Horn in Friesoythe. 4. geteilt, 2 Rosetten, Turnierkragen (auf dem Deckel vorne rechts) = ?. Der verzinnte Eisenbeschlag war regelmäßig über die Wappen gesetzt, mit derselben Zahl der Bänder und 40 Rosetten. Auch ein Tragegriff war vorhanden. Versenktes Schloß für Vollschlüssel, mit Schloßplatte (an den vier Ecken beschädigt) und Schließbügel, zwei Scharniere und sieben Eckbänder erhalten. Eine Bemalung war nie vorhanden. Die Schnitzerei ist stark bestoßen. 1970 in der Werkstatt des Museums für Kunst und Kulturgeschichte Dortmund aufgearbeitet. Die Lade entspricht in ihren Proportionen Nr. 8, in der Schnitzerei und den gewählten Ornamenten Nr. 8 und 9. Es muß sich um einen im 14. Jahrhundert beliebten Typ der Brieflade handeln. Die im Vergleich mit den beiden Dortmunder Laden geringe Qualität legt es nahe, die Entstehung am Orte der Herkunft zu suchen. Die Lade stammt aus dem Besitz der Stadt Friesoythe in Oldenburg, einer im 14. Jahrhundert blühenden Handelsstadt, die bis 1803 zum Niederstift des Bistums Münster gehörte. Zwei Inschriften AO 1575 und ANO 1615 (die sich gegenseitig schon ausschließen) wurden offenkundig später unbeholfen eingeritzt.

Literatur: Heinrich Ottenjann: Alte deutsche Bauernmöbel. Hannover-Uelzen 1945, S. 96, Abb. 250, 251 — Appuhn: „Rosa" und die anderen Briefladen aus dem Rathaus zu Dortmund, zur Bedeutung der Sterne und Rosetten an mittelalterlichen Möbeln. In: Festschrift für Wolfgang Krönig. Düsseldorf 1971.

Landesbibliothek Oldenburg

Friesoyther Brieflade des 14. Jahrhunderts, Sammlung Museumsdorf.
Foto: Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Stadt Dortmund

„Kleine Kästen werden überall und zu allen Zwecken gebraucht. Fast scheint es vermessen, eine Gruppe von ihnen hervorzuheben, denn niemand kann versichern, daß sie stets nur einem Zweck dienten, in diesem Fall, Urkunden — einst Briefe genannt — darin zu bewahren. Dennoch wird der Versuch gemacht, weil diese Gruppe der „Briefladen" im Mittelalter wegen ihres besonderen Inhalts häufig einen besonderen Schmuck empfing. Weil außerdem die romantische Bezeichnung „Minnekästchen" allzu lange die Erkenntnis ihres Ursprünglichen Zwecks verhinderte, geht es heute darum, ihren Charakter als Denkmal wiederzuerkennen in dem Sinn, den Percy Ernst Schramm diesem Wort gab. Was sie bedeuten, erklären ihre oft außerordentlich schönen Ornamente: Sie repräsentieren die Rechte und Freiheiten, die in den Urkunden zugesichert wurden. Als Denkmale im wörtlichen Sinn sollten die Behältnisse für alle Zeiten daran erinnern.

Typen: In Nordrhein-Westfalen und Niedersachsen werden zahlreiche Briefladen aus der Zeit zwischen 1200 und 1600 bewahrt. Als Heinrich Kohlhaussen vor mehr als vierzig Jahren das Korpus der sogenannten Minnekästchen herausgab, stellte er die Fundorte in einer Karte zusammen. Daraus ging hervor, daß sich die eigentlichen Minnekästchen des 14. und 15. Jahrhunderts dagegen auf den Oberrhein und die Schweiz konzentrieren. Beide Gruppen folgen denselben Vorbildern, nämlich besonders kostbar ausgestatteten Kästen, die zumeist als Reliquiare in kirchlichen Schatzkammern erhalten blieben, die aber ursprünglich profane Schmuckkästen waren. Das sogenannte Runenkästchen des 8. Jahrhunderts aus Stift Gandersheim erinnert in seinen Proportionen an eine Tasche, die auf allen

Landesbibliothek Oldenburg

Seiten verziert worden ist. Sein Deckel ahmt dagegen das Walmdach eines Hauses nach. Diese Haus-Form blieb bis in die Gotik hinein das Kennzeichen vieler wertvoller Kästen, auch der Reliquiare und Schreine in den Kirchen. Als durch Pilgerreisen und Handelsbeziehungen zu den islamischen Staaten sowie durch die Kreuzzüge so manche staunenswerte Arbeit arabischen Kunsthandwerks nach Mitteleuropa gelangte, waren darunter Schmuckkästchen aus geschnitztem oder bemaltem Elfenbein mit länglichem Walmdach, dessen First abgeflacht ist und einen Klappgriff trägt. Den bisher im Abendland gebräuchlichen Kästen ähnelt dieser Typ so sehr, daß man ihn ohne Änderung für Holzkästen übernahm. Mehrere Beispiele der Ausstellung (aus der Zeit von 1200 bis 1350) gehören dazu wegen ihrer Form und ihrer alle Flächen füllenden Ranken, Blätter, Rosetten und phantastischen Tiere. Die islamischen Ornamente kamen den Zierformen des gerade zu Ende gehenden romanischen Stils so nahe, daß diese nun an den Kästen bis in die reife Gotik weitergeführt wurden.

Um 1300 wurde der Dachdeckel durch den Flachdeckel abgelöst. Das änderte nichts an der Kostbarkeit der Zier, wie die mit Zinngittern benagelten Kästen beweisen. Erst als im Laufe des 14. Jahrhunderts mehrere Biefladen notwendig wurden, um die Vielzahl der angesammelten Urkunden bergen zu können, wurden die Kästen mit Eisenbeschlägen oder Malereien an Stelle von Schnitzerei versehen.

Gebrauch: Das Brauchtum der Innungen und Zünfte, deren jede eine Amtslade besaß, geht bis ins späte Mittelalter zurück. Die Verhandlung durfte nur bei geöffneter Lade geführt werden. Lade und Amt galten als heilig — der höchste Rang, der einem Gegenstand zugestanden werden konnte.

Erst die Auflösung der Zünfte zerstörte diese Tradition. Ob einst in den Rathäusern der Städte die in den Laden verwahrten Briefe unter ähnlichem Zeremoniell an den Sitzungen des Rates teilnahmen, wird m. W. zwar nicht überliefert, doch ist es gewiß nicht abwegig, sich das für die Frühzeit so vorzustellen.

Als mit der Gründung des Reichskammergerichts im Jahre 1495 das Römische Recht eingeführt und den an Universitäten ausgebildeten Juristen die gesamte Rechtspflege anvertraut wurde, außerdem an die Stelle des Pergaments die Flut des Papiers drängte, ging das Zeitalter der öffentlichen Urkunden zu Ende. Seitdem gibt es in den Städten nur noch die bescheiden ausgestatteten Archivladen.

Im privaten Bereich blieben Briefladen, Schmuckkästchen und Kassetten bis in unser Jahrhundert ein beliebtes Brautgeschenk vor allem in Handwerkerfamilien, wo die Stücke selbst hergestellt worden sind, meistens bemalt oder intarsiert, mit Kerbschnitt oder Brandmalerei versehen, aber immer noch mit den überlieferten Motiven der Ranken, Sterne und Blumen.

Bedeutung: Lade, Urkunde und Amt sind im Sinne des Mittelalters nur als Institutionen des Rechts zu begreifen. Das Recht war heilig, weil von Gott gestiftet. Gott verleiht dem Papst das geistliche, dem Kaiser das weltliche Schwert. So schildert es die bekannte Miniatur des Sachsenspiegels. — Weiter: In jedem Rechtsakt werden Eide abgelegt. Der Sachsenspiegel schreibt vor, auf das Heiligtum zu schwören, d. h. auf das Evangelium, auf das Kreuz oder auf eine Reliquie. Die Urkunden beginnen feierlich mit der Anrufung Gottes. Der Rechtsbrecher lästert Gott usw. In einem dem heuti-

Landesbibliothek Oldenburg

gen Betrachter nicht mehr vorstellbaren Maß erschien jegliche Ordnung von Gott gesetzt. Deshalb wirkt das Gebet beim Öffnen der Lade und das gesamte, dem Gottesdienst entlehnte Zeremoniell nicht erstaunlich.
Auch von einer anderen Vorstellung müssen wir uns befreien: Die Urkunden waren mehr als schriftlich fixierte Verträge. Zu ihrer Zeit gewährten sie Rechte und Freiheiten und schufen dadurch erst das, was in der Summe die Freiheit eines Landes oder einer Stadt ergab und damit Freiheit und Vorteile jedes einzelnen Bürgers. Wie wichtig das gewesen ist, läßt sich im 20. Jahrhundert kaum noch ermessen, weil wir die Leibeigenschaft von einst nicht mehr kennen. Dieses erklärt den „Kult", den man einst mit den Urkunden trieb. Die Bestätigungen, von Kaisern und Königen ausgestellt, gelegentlich in Prachtausfertigungen mit goldenen Bullen (= Siegeln), erkauften sich die Städte nicht, um damit zu prunken, sondern um die bestmögliche Sicherung und Anerkennung ihrer Freiheiten zu erlangen. Die jeweils letzte Bestätigung sicherte die Gültigkeit des Rechts, bis eine neue Bestätigung ihr folgte. Also kam der letzten Urkunde stets eine besondere Bedeutung zu.
Die Untersuchung von Ornament und Zier der Briefladen wird für den Betrachter des 20. Jahrhunderts so schwierig, weil er gewohnt ist, zwischen kirchlichen und profanen Bildern und Zeichen zu unterscheiden. Gerade das lassen die Briefladen nicht zu. Der Schmuck der Laden umfaßt keine anderen Ornamente, als sie auch an anderen Gegenständen des Kunsthandwerks jener Zeit zu finden sind. Wenn sie mit den Namen oder Bildern Gottes und der Heiligen abwechseln, müssen sie mit diesen zusammen interpretiert werden, und zwar in mehreren Schichten, wie es die im Mittelalter übliche Exegese verlangt.
Häufig finden sich die Wappen oder Wappentiere der Stadt, des Landes, der Herrschaften. Daneben erscheinen allerdings nicht deutbare Wappen, die — wie an anderen norddeutschen Denkmälern — als neutrale Herrschaftszeichen zu verstehen sind. Für die Rosetten und Lilien — auch der geschmiedeten Beschläge — hat man m. W. bisher keine Deutung gewagt, weil sie sich doch an nahezu jeder Truhe und jedem Schrank des Mittelalters befinden. Folgt aus ihrer riesigen Zahl wirklich, daß diese aus Blumen abgeleiteten Ornamente nur ein überflüssiger Zierrat sind? Die Deutung des berühmten Jagdfrieses an der Hauptapsis der Stiftskirche in Königslutter (begonnen 1135) erklärt es anders. Apotropäische Masken und Jagdbilder wurden dort zur Abwehr alles Bösen von dem heiligen Ort angebracht. Die Rosetten, die mit den Figuren der Jagd im Rundbogenfries wechseln, müssen dasselbe bedeuten. Da Rosen und Lilien als Blumen der Muttergottes galten, vertraten sie darüber hinaus an den Briefladen deren Namen oder Bildnis. Der an mittelalterlichen Möbeln übliche Schmuck will also doch symbolisch verstanden werden. Das alles war kein Geheimnis, solange Bilder und Zeichen „gelesen" worden sind. Es geriet erst in Vergessenheit, seit man allgemein die Chiffre der Buchstaben bevorzugt, d. h. seit dem Zeitalter des Humanismus. Seitdem verlor ja auch die Urkunde ihre allgemeine öffentlich-rechtliche Bedeutung. Die seitdem gefertigten Briefladen verzichten weitgehend auf diese Symbolik und bringen mit Bildern, Inschriften und Wappen eine sehr eindeutige Aussage über ihren Inhalt."

Landesbibliothek Oldenburg

Hörigkeit und Leibeigenschaft in Südoldenburg

Von Josef Sommer

Die vielgestaltigen Schwierigkeiten und Änderungen in der sozialen und wirtschaftlichen Struktur unserer heutigen Gesellschaft mögen Anlaß sein, uns jene Verhältnisse zu vergegenwärtigen, die das Leben unserer Vorfahren umspannten. Als vor etwa 200 Jahren in Deutschland die Bauernbefreiung einsetzte, löste sich damit eine Gesellschaftsverfassung auf, die ein Jahrtausend zuvor sich geformt hatte.

Die Zeit der Bauernbefreiung liegt so weit nicht zurück. Es waren die Großväter oder Urgroßväter der heutigen Hofbauern, die zwischen 1808 und 1849 ihre Höfe zu eigen erhielten. Vieles über jene Zeit teilt Clemens Pagenstert uns in seiner Beschreibung der Bauernhöfe Südoldenburgs mit. In der nachträglichen Betrachtung mag ein Vergleich zur heutigen Zeit uns manchmal zur Nachdenklichkeit führen.

Die Bedeutung des Begriffs Bauernbefreiung wird am ehesten klar beim Studium von Akten über die Bauernbefreiung in den ehemaligen Ämtern Vechta und Cloppenburg. Aus solchen Akten werden deshalb zwei Blätter zur Erläuterung vorgelegt. Zu Abb. 1 :

Im Jahre 1774 zahlt der Inhaber einer Hofstelle in Brockdorf für Gewinn und Auffahrt, Sterbfall der Eltern und Freikauf der Schwestern 360 Reichstaler, für Schreibgebühren, Jura und Nadelgelder 10 Taler. Der Sterbfall der Frau wird 1783 mit 100 Reichstalern bezahlt. Für Gewinn und Auffahrt, für den Zwangsdienst und den Sterbfall des Vaters zahlt der Bauer 1796 600 Reichstaler, für Schreibgebühren 10 Taler. Für den Sterbfall seiner ersten Frau 1802 zahlt der Bauer 300 Reichstaler und bei der Wiederverheiratung 1803 für die Auffahrt der zweiten Frau 260 Taler.

Von derselben Bauernstelle sind folgende Abgaben und Dienste zu leisten: a) 3 Malter reinen Roggen Vechtaer Maß, b) ebenso Gerste, c) jährlich 2 Sattelpferde füttern, wofür einstweilen, bis auf Widerruf von seiten der Gutsherrschaft, 10 Taler gezahlt werden, d) vier Pfund Butter, e) zwei Hühner, f) 60 Eier, g) ein feistes Schwein von 120 Pfund, h) wöchentlich 2 Spanndienste, wofür einstweilen, bis auf Widerruf von seiten der Gutsherrschaft, jährlich sechs Taler Dienstgeld gezahlt werden, i) zwei lange Fuhren nach Münster oder nach einem anderen Orte von gleicher Entfernung, wofür einstweilen, bis zum Widerruf von seiten der Gutsherrschaft, jährlich sechs Taler gezahlt werden, k) solange die wöchentlichen Spanndienste unter h) zu Geld belassen werden, müssen jedesmal auf Anfordern Torf-, Zehnten-, Bau- und sonstige Fuhren geleistet werden.

Da zahlt also der Bauer beim Tode seiner Eltern den „Sterbfall"; tritt er darauf sein Erbe an, so zahlt er zusätzlich den „Gewinn", und bringt er dann eine Frau auf den Hof, entrichtet er auch noch die „Auffahrt". Das Verwunderlichste scheint uns heute jedoch, daß er diese Abgaben an einen

---

Abb. 1: „Leistungen" einer Hofstelle in Brockdorf

Landesbibliothek Oldenburg

1774 zahlte Gewinn und Auffahrt, Sterbfall der Eltern und Freyheit der Schwestern mit . . . 360 Rthlr.

Jura und Nadelgeldern mit . . . 10 Rthlr.

1783 den Sterbfall der Frau mit . . . 100 Rthlr.

1796 zahlte Gewinn und Auffahrt seinen Zwangdienst und Sterbfall des Vaters mit . . . 600 Rthlr.

Jura und Nadelgelder . . . 10 Rthlr.

1802 zahlte den Sterbfall seiner ersten Frau mit . . . 300 Rthlr.

1803 die Auffahrt der zweiten Frau mit . . . 260 Rthlr.

Die von dem Erbe jährlich zu leistenden guts herrlichen Prestationen und Dienste sind folgende.

a. drey Malter reinen Rocken Vechtaer Maaß

b. drey Malter reine Gerste etc.

c. jährlich zwey Sattelpferde unterhalten, wofür es einstweilen – bis auf Widerruf von Seiten der Gutsherrschaft – jährlich Zehn Rthlr. gezahlt werden;

d. Vier Pfund Butter;

e. zwey Hühner;

f. 60 Eyer;

g. ein feistes Schwein von 120 Pfund;

h. wöchentlich zwey Spanndienste, wofür einstweilen, – bis auf Widerruf von Seiten der Gutsherrschaft, – jährlich Sechs Rthlr. Dienstgeld gezahlt werden.

i. zwey lange Fuhren nach Münster oder nach einem andern Orte von gleicher Entfernung, – wofür einstweilen – bis zum Widerruf von Seiten der Gutsherrschaft – jährlich Sechs Rthlr. gezahlt werden;

k. solange die wöchentlichen Spanndienste sub Litt. h. zu Gelde belassen werden, müssen jedesmal auf Anfordern Torf-, Zeheten-, Bau- und sonstige Fuhren in natura geleistet werden.

Landesbibliothek Oldenburg

Gutsherrn, gewissermaßen an eine Privatperson leistete, die sogar die Höhe der Zahlung festlegte. So können wir bei den Abgaben im Jahre 1774 und 1796 eine deutliche Steigerung feststellen. Geradezu himmelschreiend mutet es an, daß der Gutsherr dem Bauern beim Tode der Bäuerin zusätzlich noch eine Abgabe von 300 Reichstalern aufbürdet und bei der doch sicherlich von der Not gebotenen Wiederverheiratung nochmals einen Kapitalerwerb sich zubilligt.

Aber nicht genug damit, daß der Grundherr bei Tod und Heirat die Möglichkeit zum Geldgewinn findet. Auch die Kinder des Bauern werden dem Grundherrn schon durch ihre bloße Existenz zur Einnahmequelle. So ist jedes Kind mindestens einmal zum unentgeltlichen halbjährigen Dienste auf dem Gutshof des Grundherrn verpflichtet, und wollte das Kind den elterlichen Hof verlassen, mußte es sich erst freikaufen. In der Abb. 2 werden von einer Hofstelle in Rechterfeld solche Freikäufe und Zwangsdienste verzeichnet.

Da zumeist der Adlige als Grundherr des Bauern auftrat, könnte eine solche Sozialordnung wohl als ausbeuterisch erscheinen. Doch kam es hin und wieder auch vor, daß eine Bauernstelle gegenüber einer anderen Bauernstelle abgabepflichtig war. So war nach Pagenstert die Johannluers-Stelle in Hogenbögen eigenhörig-pflichtig an die Hubbermann-Stelle in Siedenbögen.

Die frühere politische, wirtschaftliche und soziale Ordnung unterschied sich eben sehr von der heutigen. Der Bauer war in früheren Jahrhunderten nicht frei. Er unterstand einem Herrn, meist einem Adligen, und war an seinen Hof gebunden; er konnte seine Stelle nicht verlassen. Zudem besaß er diesen Hof nicht als Eigentum; er konnte ihn nicht veräußern, da dieser Hof ihm nur geliehen war. Der Bauer hatte seinen Grund und Boden von seinem Herrn als Lehen erhalten, er war aufgelassen worden. Wer heute ein Grundstück erwerben kann, wird bald wissen, wieviel die Auflassung dem Notar, dem Katasteramt und dem Grundbuchamt wert ist. So gewann der Adlige als der Grundherr des Bauern rechtmäßig Anspruch auf Teilhabe an den Erträgen und der Arbeitskraft des Hofes. Diese Ordnung entsprang nicht böser Absicht oder Willkür; sie ist geschichtlich gewachsen.

Als die Frankenherrscher ihr Reich ausdehnten, das dann unter der Herrschaft Karls d. Gr. zur größten Ausdehnung und höchsten Blüte gelangte, sicherten sie es durch eine straffe Verwaltung und festgefügte innere Ordnung. Das Reich wurde in Gaue aufgeteilt und die Verwaltung eines solchen Gaues einem getreuen Dienstmann, dem Grafen, übertragen. Als Lohn für den getreuen Dienst im Interesse der staatlichen Ordnung gab der König als Leihgabe dem Gefolgsmann Anteil am Grund und Boden des Reiches. Grund und Boden sind geliehen, sind Lehen, wie auch die Herrschaft über diesen Grund und Boden, und fallen nach Beendigung des Dienstes an den Lehnsherrn, den König, zurück. Der Graf gibt seinen Lehnsbesitz weiter an Bauern, die dafür Dienste und Abgaben entrichten.

Nun sind aber die Gaugrafen nicht die einzigen Dienstleute des Königs. Die Mehrung und der Ausbau des Reiches, auch unter den Nachfolgern Karls d. Gr., in den folgenden Jahrhunderten, bringen auch eine Mehrung der Dienste. Es wuchs die Zahl der königlichen Dienstleute. Der Adelsstand bildete sich. Er konnte seine Aufgaben in der Verwaltung und in der Siche-

Landesbibliothek Oldenburg

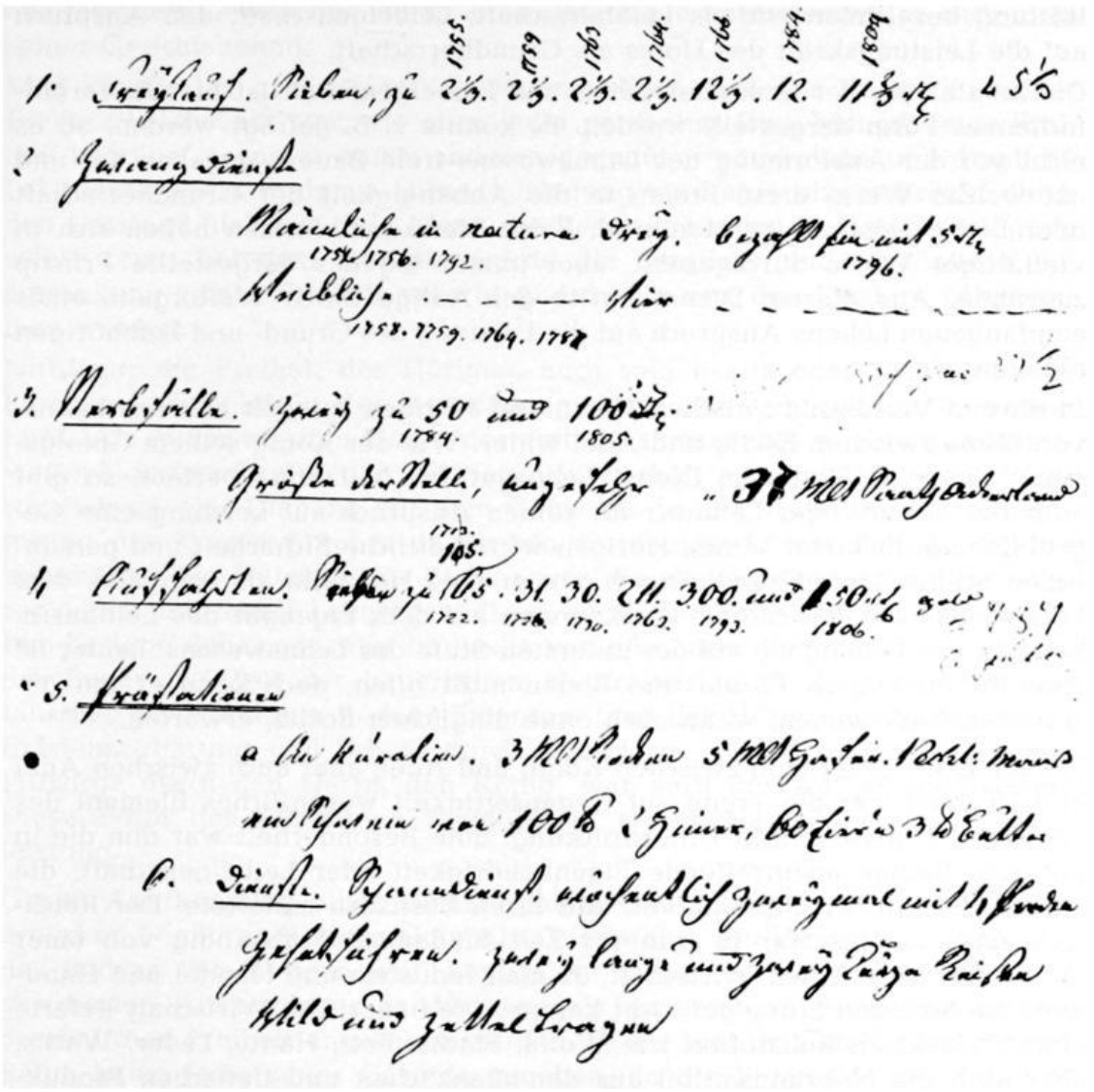


Abb. 2: Freikäufe und Zwangsdienste einer Hofstelle in Rechterfeld

rung des Reiches nach innen und außen nur wahrnehmen, wenn seine Existenz materiell gesichert wurde. Der Adlige wurde mit Lehnsbesitz belehnt, den er weiterlieh. So wurde der Adlige zum Grundherrn der Bauern; der Bauer ist grundhörig und zu Abgaben und Leistungen verpflichtet. Das Lehnswesen ist zur tragenden Organisationsform des Staates geworden. Der Adel war Mitträger einer staatlich-sozialen Ordnung. Der Adlige, der als Gefolgsmann des Königs in Kriegszeiten als Ritter zu Felde zog, war selber abhängig vom Gedeih und Verderb der ihm untergebenen Bauernstellen. Aber ebenso war er angewiesen auf den persönlichen Dienst des Gesindes, der Knechte und Mägde auf dem seinem Adelssitz angegliederten Eigenhofe. Diente der Bauer mit den Abgaben und der Arbeitskraft des Hofes, so das Gesinde durch die Arbeitskraft der eigenen Person, mit Leibeskräften. Der Adlige wurde zum Leibherrn seiner Dienstleute, diese dagegen waren leibhörig, leibeigen. Diesen Anspruch auf persönliche Dienst-

Landesbibliothek Oldenburg

leistung bezeichnen wir als Leibherrschaft, Leibeigenschaft, den Anspruch auf die Leistungskraft des Hofes als Grundherrschaft.

Die Entstehung der Grundherrschaft und Leibeigenschaft ist hier in vereinfachender Form dargestellt worden. Es könnte z. B. gefragt werden, ob es nicht vor der Ausformung des Lehnswesens freie Bauern gegeben hat und auf welche Weise diese Freien in die Abhängigkeit der Grundherrschaft oder Leibeigenschaft geraten sind. Beide Herrschaftsformen haben sich in vielfältiger Weise durchgesetzt, aber immer lag das dargestellte Prinzip zugrunde. Aus diesem Dienst durfte der Adlige durch Weitergabe eines empfangenen Lehens Anspruch auf die Leistung des Grund- und Leibhörigen ableiten.

In diesem Verhältnis zwischen Herrn und Hörigen spiegelt sich das Lehnsverhältnis zwischen König und Adel wider. Wie der König seinem Gefolgsmann für seine Treue im Dienst Lehnsgut zur Nutzung überläßt, so gibt auch der Grund- oder Leibherr für seinen Anspruch auf Leistung eine Gegenleistung. Er bietet seinen Hörigen wirtschaftliche Sicherheit und persönlichen Schutz. Dem Grundhörigen gibt er eine Hofstelle als Leihgabe, dem Leibeigenen ein gesichertes Auskommen auf dem Eigengut des Leibherrn. So steht der Leibeigene auf der untersten Stufe des Lehnswesens. Leider ist ihm der Zugang zu Grund und Boden nicht offen, doch kann er ein gesichertes Auskommen, wenn auch ohne dinglichen Besitz, erwarten.

Für die Lehnsbeziehung zwischen König und Adel, aber auch zwischen Adel und Hörigen war die Treue auf Gegenseitigkeit wesentliches Element des Lehnsverhältnisses, nicht Unterdrückung. Eine Besonderheit war nun die in unserem Raume anzutreffende Eigenbehörigkeit oder Leibeigenschaft, die gerade den großen Bauernhöfen und ihren Besitzern anhaftete. Der Reichtum eines Landes war in früherer Zeit fundamental abhängig von einer blühenden bäuerlichen Wirtschaft, da man Industrie und Handel und Handwerk im heutigen Sinne gar nicht kannte. Die bäuerliche Wirtschaft lieferte eine Vielzahl an Rohstoffen wie Wolle, Flachs, Fett, Häute, Leder, Wachs, aber auch die Nahrungsmittel aus der pflanzlichen und tierischen Produktion. Die Landwirtschaft stellte die Arbeitskräfte für zahlreiche öffentliche Aufgaben, z. B. Männer und Gespanne für Straßen- und Wegebau und für Fuhrdienste aller Art. Spätere Regierungen haben die Bauernstellen geschützt, um auf den Höfen die nötigen Soldaten für ihre Kriege zu finden. So waren die Grundherren in der ihnen aufgetragenen Sorge für das öffentliche Wohl auf getreue, sorgsame Verwaltung der Hofstellen und auf ein möglichst umfassendes Herrschaftsverhältnis bedacht und setzten leibeigene Dienstleute auf die Höfe. Dazu gab es im Mittelalter zur Zeit der großen Pestseuchen und Kriege, als ganze Dörfer ausstarben oder verwüstet wurden, somit auch viele Höfe verwaisten, genügend Gelegenheit.

Diese bäuerliche Leibeigenschaft kam keineswegs der Sklaverei gleich, der Mensch war nicht willenlose Ware, die verkauft wurde. Der Leibherr konnte höchstens den Anspruch auf Dienstleistung veräußern. Er konnte den eigenbehörigen Bauern nicht mutwillig vom Hofe vertreiben, dies verstieß gegen den Grundsatz gegenseitiger Treue. So wurde der Hof gewissermaßen erblich in der Familie. Wie viele Prozesse bäuerlicher Eigenbehöriger gegen ihren Leib- und Grundherrn zeigen, fühlten die Bauern sich durch-

Landesbibliothek Oldenburg

aus nicht der Gewalt des Herrn ausgeliefert. Sie unterstanden ja auch nicht seiner Gerichtshoheit.

Man könnte bei großzügiger Auslegung sagen, daß der Hörige in seiner Freiheit beschränkt war, wie eben jeder persönlich freie Mensch seine Freiheit begrenzt, wenn er einem anderen gegenüber persönliche und dingliche Leistungen auf sich nimmt. Diese Auslegung wird aber eingeschränkt durch den Umstand, daß der freie Mann die Beschränkungen in freier Verfügung selbst setzt; bei dem Hörigen wurde die dingliche und persönliche Beschränkung seiner Freiheit vererbt und mußte von den Kindern übernommen werden.

Nicht nur die Freiheit des Hörigen, auch sein Besitz oder Nichtbesitz an Eigentum erscheint in der Ausprägung durch das Lehnswesen in neuem Licht. Als in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends n. Chr. das Lehnswesen sich entwickelte, galt die Naturalwirtschaft als die herrschende Wirtschaftsform. Der Umgang mit dem Geld, das ja nur als Mittel zur Erleichterung des Warenverkehrs angesehen werden muß, war damals weithin unbekannt. Die Nutzung des Bodens war die am ehesten zugängliche Warenquelle und damit Lebensgrundlage, nicht die Kapitalanhäufung. Eigentum bestand daher gar nicht im Besitz veräußerbaren Bodens — was konnte der Bauer zur Zeit der bäuerlichen Naturalwirtschaft denn anderes eintauschen als wiederum Boden? Eigentum fand der Hörige im Anspruch auf Existenzsicherung und Schutz durch den Herrn. Auf den Schutz und die Fürsorge durch den Herrn, den König, war auch der Adlige angewiesen. Diese Form des Eigentums verpflichtete seiner Natur nach zur Gegenleistung.

Gegen Anerkennung eines Dienstverhältnisses gelangte der Bauer in den erblichen Nießbrauch einer Hofstelle. Wenn aber der Zugang zur Nutzung des Bodens verschlossen war, konnte der Leibdienst als Grundlage eines gesicherten Auskommens ja durchaus als annehmbare Beschränkung der persönlichen Freiheit angesehen werden. Es hat hier im südoldenburgischen Raum kaum leibeigenes Gesinde gegeben, da die Eigenhöfe der Adligen, im Gegensatz zu den Rittergütern im Osten, nur geringen Umfang hatten. Die Leibeigenschaft finden wir meist in den Bauernfamilien vor. Wie wenig entwürdigend die Leibeigenschaft für die persönliche Freiheit gewesen sein muß, zeigt das Verhalten der südoldenburgischen Bauern. Als der Bischof von Münster, der Landesherr in Südoldenburg war, um 1770 die Umwandlung der persönlichen Eigenbehörigkeit in ein nur noch wirtschaftliches, mit persönlicher Freiheit verbundenes Erbpachtverhältnis erleichtern will, nehmen die Bauern die Gelegenheit nicht wahr. Sie vergleichen sehr bildhaft den eigenbehörigen Bauern mit einem wohlgehegten Kutschpferd, den Erbpächter aber mit einem strapazierten Mietklepper.

Grundhörigkeit und Leibeigenschaft, beides verbunden in der hiesigen bäuerlichen Eigenbehörigkeit, sind Ausflüsse des mittelalterlichen Lehnswesens. Gesindezwangsdienst, Freikauf und Sterbfall sind die Gefälle der Leibeigenschaft; Gewinn und Auffahrt Gefälle aus der Grundhörigkeit. Daß der Leibeigene seinen Dienst zu versehen hat, daß er sich vom Leibdienst loskaufen kann, ist einsichtig. Weniger einsichtig ist, daß beim Tode des Leibeigenen sein Besitz als Sterbfall an den Herrn zurückfällt. Ebenso ist

Landesbibliothek Oldenburg

die Leistung von Abgaben und Hand- und Spanndiensten als Gegenwert für die Nutzung des Hofes verständlich; daß aber der junge Bauer nach dem Tode des Vaters beim Antritt des Erbes das Gewinngeld und bei der Einholung der jungen Bäuerin das Auffahrtsgeld entrichtet, ist wiederum weniger erklärlich, dies umso mehr, wenn alle drei Gefälle in kurzer Zeit zusammentreffen. Sie sind sicherlich Folgen des Lehnssystems, aber die rechtliche Begründung für die Forderung von Sterbfall, Gewinn und Auffahrt ist nicht eindeutig. Es fehlen hierfür auch geschriebene Gesetze. Der Anspruch des Herrn auf diese Gefälle stützte sich auf Gewohnheit und Herkommen, auf überliefertes ungeschriebenes Gesetz.

Diese drei Gefälle stellen auch die ärgste Beschränkung einer freien bäuerlichen Entfaltung dar. Beim Tode des eigenbehörigen Bauern fiel die Hälfte seines beweglichen Vermögens — unbewegliches Vermögen besaß der Leibeigene nicht, da ja Haus und Hof nur Lehen waren — an den Lehnsherrn, beim Tode der Ehefrau nochmals die Hälfte, so daß den Kindern nur ein Viertel verblieb. Der Bauer konnte die Kinder nicht durch ein Testament stärker ausstatten, da er rechtlich nicht testamentarisch über seinen beweglichen Besitz verfügen konnte. Er konnte auch zu Lebzeiten nicht mehr als ein Viertel des beweglichen Besitzes den Kindern schenken. Das Hofland blieb geschlossen erhalten. Daß wir heute so stattliche Bauernhöfe vorfinden, ist dem früheren Umstand zu verdanken, daß der Bauernhof als Lehnsbesitz nicht verkauft und geteilt werden konnte.

Die Entrichtung des Gewinngeldes und Auffahrtgeldes nach dem Sterbfall mußte die wirtschaftliche Bedrückung verstärken. Man muß sich fragen, woher der aufzulassende Erbe eigentlich das Kapital nehmen sollte, da ihm nach dem Sterbfall der Eltern nur wenig verblieb. Wie ließ sich diese Belastung mit der Fürsorgepflicht des Herrn vereinbaren? Entsprach die Einforderung von Geldabgaben und ihre Steigerung, wie wir sie aus den Urkunden ersehen, noch den ursprünglichen Zielsetzungen und Bedingungen des Lehnswesens?

Mit dem Aufblühen des Handels am Ende der Kreuzzüge und mit dem damit in Verbindung anwachsenden Kapitalverkehr wandelt sich im 13. und 14. Jahrhundert auch die Organisation des Staatswesens. Die bäuerliche Wirtschaft tritt immer mehr zurück. Die Städte entstehen und lösen sich von der Vorherrschaft des Adels; und in ihnen gelangt der Kaufmannsstand zu Reichtum und Ehre. Die Handwerker kommen durch den Zusammenschluß in ihren Zünften zu Wohlstand, Ansehen und Freiheit. Damit verliert das Lehnswesen, das an bäuerliche Naturalwirtschaft gebunden ist, seine staatstragende Bedeutung. Der Bauer erreicht im Vergleich mit den Stadtbewohnern, die volle wirtschaftliche und persönliche Freiheit erlangt haben, keinen sozialen Aufstieg; er verfällt schuldlos der Rückständigkeit.

Das enge gegenseitige Treueverhältnis zwischen König und Adel lockerte sich; die sozial-sittlichen Bindungen, von denen das Lehnswesen umgriffen war, lösten sich. Die Mitsorge für das öffentliche Wohl, die dem Adel vom König als eigentliche Aufgabe übertragen war, schwand immer mehr. Im umgekehrten Verhältnis hierzu wuchs mit dem aufkommenden Kapitalwesen das Gewinnstreben. Gegen die Vernachlässigung der sozialordnerischen Aufgabe des Adels und den bloß noch eigennützigen Gebrauch des

Landesbibliothek Oldenburg

nicht mehr sinnerfüllten Lehnswesens wehren sich die Bauern. Sie drängen auf Befreiung von den Lasten und Beschränkungen der Hörigkeit; die bäuerliche Jugend drängt zur Erlangung der Freiheit in die Städte. Die Zeit der Reformation um 1500 bringt dann die Bauernaufstände. Die Kriegswirren der Reformationszeit und der Dreißigjährige Krieg von 1618—1648 haben so verheerende Folgen, daß die gesamte soziale Entwicklung zurückgeworfen wird. Erst um 1800 wird dann endlich überall in Deutschland die Bauernbefreiung durchgeführt.

Literatur:
Brunner, Otto: Adeliges Landleben und europäischer Geist. Eine Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts. Salzburg 1949
Conze, Werner: Quellen zur Geschichte der deutschen Bauernbefreiung. Göttingen 1957
Klessing, Klemens: Beiträge zur Geschichte der Eigenhörigkeit im Hochstifte Münster während des 18. Jahrhunderts, in: Beiträge für die Geschichte Niedersachsens und Westfalens, hrsg. von Georg Erler, Hildesheim 1907, Heft 8
Lütge, Friedrich: Geschichte der deutschen Agrarverfassung vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert. Stuttgart 1963
Schotte, Heinrich: Die rechtliche und wirtschaftliche Entwicklung des westfälischen Bauernstandes bis zum Jahre 1815, in: Beiträge zur Geschichte des westfälischen Bauernstandes hrsg. von Engelbert Frhr. v. Kerckerinck zur Borg. Berlin 1912

Geschichtliches über das Vechtaer Lehrerseminar

Von Hermann Bruggemann

Ostern 1921, vor nunmehr fünfzig Jahren, wurde zum letztenmal ein Jahrgang Schüler in das Vechtaer Lehrerseminar aufgenommen, der noch nach den Lehrplänen des Seminars in sechs Jahren ausgebildet wurde und im Jahre 1927 die Anstalt nach bestandenem Examen verließ. Die Angehörigen dieses Seminarjahrgangs, also die letzten Lehrerseminaristen, haben inzwischen das 65. Lebensjahr überschritten und sind mit Ablauf des Schuljahres 1970/71 in den Ruhestand getreten. Das Seminargebäude wurde in den letzten Augusttagen des Jahres 1971 abgebrochen. Aus diesen Anlässen mag ein kurzer Überblick über die Entstehung und Entwicklung des ehemaligen Vechtaer Lehrerseminars von Interesse sein. Ein großer Teil der nachfolgenden Angaben ist einem Beitrag des letzten Seminardirektors, Professor Dr. Josef Reinke, aus dem Jahre 1925 entnommen.

Als das Oldenburger Münsterland bis zum Jahre 1803 noch dem Fürstbistum Münster angehörte, erhielten die Lehrer der Volksschulen in den Ämtern Vechta und Cloppenburg ihre pädagogische Ausbildung an der von Bernhard Overberg geleiteten Normalschule in Münster/Westfalen. Die von Fürstenberg und Overberg durchgeführte Schulreform entsprach durchaus den kulturellen Bedürfnissen jener Zeit. Als infolge des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 das Fürstbistum Münster auf die Länder Preußen, Oldenburg und Hannover verteilt worden war, besuchten die Schulamtsbewerber aus dem Oldenburgischen weiterhin die Normalschule Münster. Nach dem Tode Overbergs (1826) verweigerte Preußen den Oldenburgern das Studium in Münster. Deswegen gründete Oldenburg eine eigene Normalschule in Vechta. Im Jahre 1830 kam der erste Kursus zustande. An ihm unterrichteten Dechant Siemer aus Bakum, Pastor Weborg aus Oythe und Gymnasiallehrer Niemöller aus Vechta.

Als im Jahre 1831 der erste Bischöfliche Offizial für Oldenburg, Dr. Franz Joseph Herold aus Münster, sein Amt in Vechta angetreten hatte, wurde

Landesbibliothek Oldenburg

Das Lehrerseminar in Vechta. Erbaut 1863/64 — linker Flügel, der z. T. im 2. Weltkrieg durch Fliegerbomben zerstört wurde — und 1911/12; abgebrochen Ende August 1971. Nach Auflösung des Seminars 1927 diente das Gebäude der Aufbauschule, im 2. Weltkriege dem Gymnasium Antonianum und danach der Realschule.

die Normalschule in Vechta weiter ausgebaut. An einen Jahreskursus schlossen sich Wiederholungskurse an, die in der Regel während der Gymnasialferien stattfanden. Direktor des Kurses war Offizial Herold, den Unterricht für die Lehrgangsteilnehmer versahen die Gymnasiallehrer. Die Unterweisungen in Religion und Pädagogik versah Pfarrer Weborg in Oythe, vom Jahre 1853 an Kaplan Schröder in Vechta.

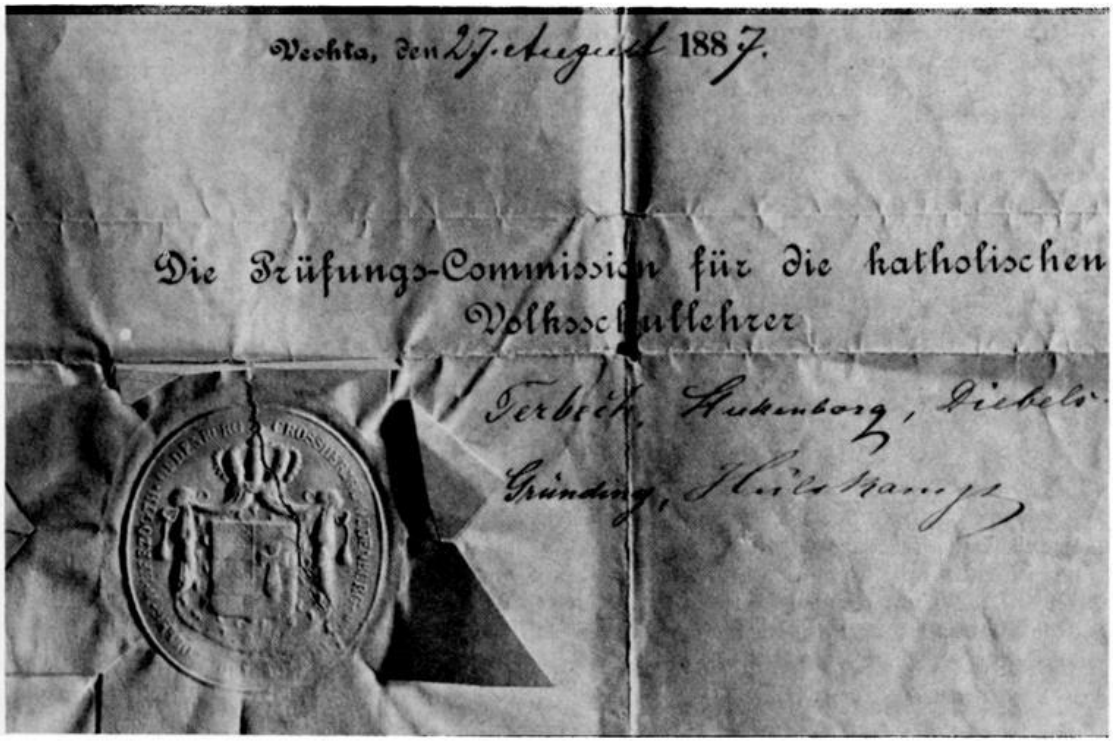
Im Jahre 1855 erfuhr das Bildungswesen im damaligen Herzogtum Oldenburg eine Neuordnung. Im gleichen Jahre trat das neugeschaffene Katholische Oberschulkollegium in Vechta in Tätigkeit. Eine der ersten Maßnahmen war die Vorlage eines Vorschlages bei der Oldenburger Regierung, in Vechta ein eigenes Lehrerseminar gemäß den Lehrerbildungsanstalten in Preußen zu gründen. Das neue Seminar wurde am 1. Mai 1861 mit zwei Kursen eröffnet. Die Angehörigen des ersten Oberkurses entstammten der alten Normalschule. Zum ersten Direktor des neuen Vechtaer Lehrerseminars wurde der bisherige Seminarlehrer Terbeck aus Büren (Westfalen) gewonnen, der bereits in der Lehrerausbildung weitgehende Erfahrungen gesammelt hatte. Außerdem wurde der Elementarlehrer Diebels aus Geldern zum Seminarlehrer berufen. Der Gymnasiallehrer Düttmann erteilte den naturwissenschaftlichen Unterricht für die Seminaristen. Als Unterrichtsgebäude errichtete man in den Jahren 1863 — 1864 das Lehrerseminar an der Marienstraße in Vechta, in dessen Räumen man am 22. Juni 1864 den Unterricht aufnahm.

Landesbibliothek Oldenburg

Auch in den neuen Unterrichtsräumen des Lehrerseminars hielt man zunächst am zweijährigen Kursus der Lehrerseminaristen fest. In den ersten Nachkriegsjahren des Krieges von 1870/71 aber machte sich das Bestreben nach besserer pädagogischer Ausbildung der jungen Lehrer bemerkbar. Deshalb wurde im Jahre 1876 der bisherige zweijährige Lehrgang auf drei Jahre ausgedehnt. Das Lehrerkollegium des Seminars wurde erweitert durch die Seminarlehrer Stukenborg aus Langförden und Gründing aus Neuenkirchen. Im Jahre 1888 wurde Seminarlehrer Anton Stukenborg zum Bischöflichen Offizial in Vechta ernannt. Für ihn kam Vikar August kleine Quade aus Wildeshausen als Seminarlehrer nach Vechta. Am 27. Mai 1891 verstarb Seminardirektor Terbeck. Im gleichen Jahre wurde der Religionslehrer Friedrich Umbach aus Lüdinghausen zum Direktor ernannt. Unter ihm ist eine große Anzahl noch lebender Lehrer der alten Generation ausgebildet worden. Die Verbindung zwischen Lehrerseminar und Schulaufsicht war dadurch gewährleistet, daß der jeweilige Seminardirektor auch Mitglied des Katholischen Oberschulkollegiums in Vechta war.

Das Seminar-Abgangszeugnis meines verstorbenen Vaters, des Hauptlehrers Julius Brüggemann aus Lutten, ausgefertigt am 27. August 1887, trägt die Unterschriften folgender Vechtaer Seminarlehrer als Mitglieder der Prüfungskommission: Terbeck, Stukenborg, Diebels, Gründing, Hülskamp. Hülskamp war kein Seminarlehrer, sondern Hauptlehrer in Oythe. Letzterer nahm als Vertreter der Volksschullehrerschaft an der Prüfung der jungen Lehrer teil.

Im Jahre 1901 wurde das Lebensalter der Bewerber für die Aufnahme ins Lehrerseminar geändert. Die Bewerber konnten schon mit 14 Jahren, bis-



Unterschriften unter einem Seminar-Abgangszeugnis von 1887

Landesbibliothek Oldenburg

her mit 16 Jahren, aufgenommen werden. Deshalb wurde die Zahl der Seminarlehrer von da an um zwei vermehrt. Von 1901 an war der Kursus fünfjährig und vom Jahre 1904 an sechsjährig. Am 16. April 1902 konnte die Seminar-Übungsschule eröffnet werden. Sie diente den Lehrerseminaristen zur praktischen Einführung in den Unterrichtsbetrieb der Volksschule.

Der Ausbau des Seminargebäudes wurde bis zum Jahre 1910 immer dringender. Deshalb wurde im Jahre 1911 mit einer weitgehenden Veränderung und Erweiterung des Seminargebäudes begonnen. Am 15. Oktober 1912 konnte der Neubau bezogen werden.

Kaum zwei Jahre erfreute sich das neu eingerichtete Lehrerseminar der friedlichen Arbeit der Vorbereitung junger Pädagogen. 1914 brach der 1. Weltkrieg herein. Eine große Zahl Seminarlehrer und Seminaristen der älteren Jahrgänge des Seminars wurden zu den Fahnen einberufen. Der Krieg forderte seine Opfer, nicht weniger als zwanzig junge, hoffnungsvolle Menschen haben ihr Leben gelassen.

Im Jahre 1917 trat Seminardirektor und Oberschulrat Friedrich Umbach in den Ruhestand. Sein Nachfolger wurde Professor Dr. Josef Reinke, gebürtig aus Rechterfeld, Kreis Vechta.

Dem Lehrerkollegium des Seminars gehörten vor fünfzig Jahren außer dem Seminardirektor Professor Dr. Reinke u. a. die Studienräte Professor August kleine Quade, Dr. Friedrich Kenkel, Dr. Frohne, Dr. Henßen, die Seminaroberlehrer Josef Moorkamp, Anton Lückmann, Clausing, Demmer und Seminarlehrer Heinrich Grote an.

Quellenangabe:

1. Aus dem Oldenburgischen Volksschulwesen
   Denkschrift zur Oldenburgischen Volksschulwoche 1925, Delmenhorst 1925
2. Kath. Oldenburgischer Lehrerverein:
   Oldenburg, ein heimatkundliches Nachschlagewerk, Vechta 1965
3. Heimatkunde des Herzogtums Oldenburg
   Herausgegeben vom Old. Landeslehrerverein, Band II, Bremen 1913
4. Handbuch des Bistums Münster, Münster 1946

Bücherei des Heimatbundes

für das Oldenburger Münsterland in Vechta

Von Franz Hellbernd

Die Heimat-Bücherei Vechta wurde am 29. November 1970 in den neuen Räumen an der Propstei-Kirche feierlich eröffnet. Ein Überblick über das Wachsen dieser wichtigen kulturellen Einrichtung des Heimatbundes mag daher angebracht sein. Der Verfasser stützt sich dabei auf die Heimatblätter, auf Berichte der Oldenburgischen Volkszeitung, auf Protokolle des Heimatbundes und auf Aussagen von Heimatfreunden, die das Entstehen der Bibliothek aus eigener Anschauung miterlebten.

Prof. Joseph Struck konnte die Bücherei des Heimatbundes im Juni 1926 erstmals der Öffentlichkeit vorstellen. In den Heimatblättern Nr. 8 veröffentlichte er folgende „Ordnung der Benutzung:

Landesbibliothek Oldenburg

1. Die Bücherei zerfällt in 5 Abteilungen:
   A. Sammelwerke, Zeitschriften, Kalender;
   B. heimatkundliche und wissenschaftliche Werke;
   C. unterhaltende Literatur, besonders niederdeutsche;
   D. Urkunden, Karten, Zeichnungen und Bilder;
   E. Lichtbilder.
2. Die Bücherei soll vor allem der Heimaterforschung dienen; sie ist in einem Arbeitszimmer der ‚Vechtaer Druckerei und Verlag' untergebracht, die dieses zur Arbeit zur Verfügung stellt.
3. Mitgliedern des Heimatbundes, die die Entrichtung d. Jahresbeitrages nachweisen, steht die Benutzung frei. Außerdem liegt dort eine Liste auf, in die sich neue Mitglieder unter Zahlung des Jahresbeitrages eintragen lassen können.
4. Der Bücherwart setzt zur Erledigung der geschäftlichen Angelegenheiten und Ausgabe der Bücher eine Stunde in der Woche an, die in den Heimatblättern bekannt gegeben wird.
5. Die Werke der Abteilung C und solche der übrigen Abteilungen ähnlichen Inhalts können, soweit sie gebunden sind, bei Hinterlegung von 1 Rm. für den Band auf 4 Wochen ausgeliehen werden. Bei unpünktlicher Rückgabe verfällt das Pfand. Beschädigte oder verlorene Bücher müssen ersetzt werden.
6. Die übrigen Werke können in dem Arbeitszimmer benutzt werden. Zu schriftstellerischen Arbeiten in der Heimatkunde stehen alle Werke der Bücherei in weitgehender Weise auch außerhalb des Arbeitszimmers zur Verfügung.
7. Jährlich im Dezember findet eine Prüfung der Bücherei statt, an der außer dem Bücherwart ein Vorstandsmitglied des Heimatbundes und ein Vertreter der ‚Vechtaer Druckerei und Verlag' teilnehmen. Hierzu müssen alle ausgeliehenen Bücher zurückgegeben werden."

In den nächsten 20 Nummern der Heimatblätter teilte Prof. Struck alle vorhandenen Buchtitel mit und unterrichtete dadurch jeden Interessenten über den Bestand der Bibliothek.

Die Anfänge der Bücherei gehen in die Zeit vor dem 1. Weltkrieg zurück. Durch Schenkungen waren Bücher heimatgeschichtlichen Inhaltes zusammengebracht worden, die im Lehrerseminar lagerten. Auf der Gründungsversammlung des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland am 8. 12. 1919 in Vechta erhielt der literarische Ausschuß u. a. die Weisung: Heimatliteratur, alte Volks- und Kirchenlieder, Grabinschriften und Kalender und die Erzeugnisse des Plattdeutschen aus älterer und neuerer Zeit zu sammeln. In der Altertumsausstellung des Heimatbundes am 16. 10. 1921 wurden u. a. erstmalig viele heimatliche Bücher dargeboten, und auf der Generalversammlung in Hopen/Lohne am 25. Juni 1922 berichtete der Vorsitzende des Heimatbundes: „Die Gründung einer Bibliothek ist in Angriff genommen, eine Reihe heimatlicher Literatur ist schon gesammelt. Da Prof. Struck für diese Aufgabe gewonnen ist, wird der weitere Erfolg gewiß nicht ausbleiben. Der Heimatbund wird diese Stiftung, die schon 1911 geplant war

Landesbibliothek Oldenburg

Prof. Struck nach einer Originalradierung von P. Thaddäus Roth

Prof. Dr. Georg Reinke

und die in diesen Tagen zustande gekommen ist, unterstützen." Die Inflationszeit verhinderte die versprochene Unterstützung. Prof. Struck konnte zwar mit Hilfe des Amtsverbandes Vechta einige Bücher beschaffen, die jedoch wie die anderen in eine Kiste wanderten, da die Mittel für den Aufbau einer Bibliothek nicht vorhanden waren.

Im Jahre 1924 bahnte sich eine Wende an. Ein Teil der Bibliothek des ehemaligen Großherzogs von Oldenburg gelangte in den Besitz des Antiquariats Ferdinand Schöningh zu Osnabrück. Von diesem erwarb die Stadt Oldenburg die „Oldenburgica" und bot die Werke, die sich auf das Oldenburger Münsterland bezogen, dem Heimatbund zum Kauf an. Da der Heimatbund aber kein Geld hatte, stellte die Vechtaer Druckerei und Verlag 1000 RM für den Ankauf dieser Bücher zur Verfügung. Sie behielt sich zwar das Eigentumsrecht vor, versprach aber, daß die Neuerwerbungen mit der Bücherei des Heimatbundes vereinigt bleiben sollten. Darüber hinaus stellte die Druckerei ein Zimmer als Bibliotheksraum zur Verfügung und stiftete einen großen Schrank zur übersichtlichen Unterbringung der Bücher. So konnte der Vorsitzende des Heimatbundes auf der Generalversammlung am 29. 6. 1926 in Cloppenburg die Eröffnung der Vechtaer Heimatbibliothek mitteilen. Prof. Struck, der eigentliche Initiator der Bibliothek, war jeden Freitag von 11.00 bis 12.00 Uhr im Bibliothekszimmer anwesend, um die Besucher zu beraten, Bücher auszugeben und sonstige Angelegenheiten zu erledigen. Da die Mittel zur Erweiterung der Bibliothek in der Folgezeit äußerst knapp waren, appellierte Prof. Struck immer wieder an die Mitglieder und Freunde des Heimatbundes, durch Schenkungen an der Erweite-

Landesbibliothek Oldenburg

rung des Bücherbestandes mitzuwirken. Er selbst durchstöberte manchen Dachboden und brachte viele Werke in die Bücherei, die 1928 bereits an die 1500 Bände zählte. In den folgenden Jahren stifteten Pfarrer Piening, Garrel, und Rektor Buschenhenke, Bakum, eine größere Anzahl Bücher. Einen besonders wertvollen Zuwachs erhielt die Bibliothek 1933 durch den Nachlaß von Prof. Pagenstert und die Schenkung von Rechtsanwalt Greving, Oldenburg. Das Bücherzimmer in der OV wurde zu klein. Nach mehrjährigen Bemühungen stellte die Regierung in Oldenburg am 1. Januar 1934 das Kapo-

Im Kaponier war die Heimatbücherei von 1934—1957 untergebracht
Foto: Zurborg, Vechta

Landesbibliothek Oldenburg

nier in Vechta für Aufgaben des Heimatbundes frei. Im unteren Stock richtete der Kunsttischler Jaeger drei Zimmer als Lese- und Arbeitsräume ein. Den Umzug erlebte Prof. Struck nicht mehr; er starb am 27. Juli 1934. In seinem Testament vermachte er die heimatkundlichen Werke seiner umfangreichen Büchersammlung der Heimatbibliothek.

Nun stellte sich Prof. Dr. Georg Reinke in den Dienst dieses Heimatwerkes und besorgte den Umzug der rund 3000 Bände. Auf der Generalversammlung des Heimatbundes am 8. Dezember 1935 in Cloppenburg berichtete er, daß die Bibliothek nach der alten Einteilung in vier Hauptgruppen insgesamt 3237 Nummern umfasse, und zwar: Gruppe A „Sammelwerke, Zeitschriften und Kalender" 812 Exemplare, Gruppe B „Heimatkundliche und wissenschaftliche Werke aller Art" 1674, Gruppe C „Unterhaltende Literatur" (vor allem niederdeutsche Dichter) 303 und Gruppe D „Alte Schulbücher aus hiesigen Schulen" 448 Exemplare. Außer diesen Bänden sei noch eine große Anzahl Urkunden, Zeichnungen, Karten etc. vorhanden. Neben dem Museumsdorf in Cloppenburg verdiene die Heimatbibliothek in Vechta die Anerkennung als ein wichtiges Kulturwerk des Münsterlandes.

Am 26. März 1936 legte Prof. Reinke sein Amt als Bibliothekar nieder. Seminaroberlehrer a. D. Anton Lückmann konnte am 17. August 1936 als Nachfolger gewonnen werden. Auf der Generalversammlung in Essen am 9. 12. 1936 berichtete Lückmann, daß die Bücherei 3000 bis 4000 Bände umfasse und nahezu das gesamte Schriftwerk unserer Heimat und der benachbarten Bezirke enthalte. Von den Neuerwerbungen der letzten Monate erwähnte er einige besonders wertvolle Bücher aus dem Nachlaß des ver-

Das Obergeschoß der Elmendorffsburg diente der Bibliothek von 1957—1969
Foto: Zurborg, Vechta

Landesbibliothek Oldenburg

Hauptlehrer a. D. Georg Vogelpohl

Polizeioberinspektor a. D. Hans Edel

storbenen Rechtsanwaltes Greving, u. a. die Oldenburger Chronik von Hamelmann, gedruckt 1599, das gleich wertvolle Buch von Joh. Justus Winkelmann über Graf Anton Günther, gedruckt 1603, und den Sachsenspiegel in der Ausgabe von Christian Zobel, gedruckt 1582. Er beabsichtige, die Ordnung und Katalogisierung der Bibliothek zu Ende zu führen; sein Vorgänger und Rechtsanwalt Alwin Reinke hätten bereits wertvolle Vorarbeit geleistet.

In den folgenden Jahren wird wenig über die Bibliothek berichtet. Die Gleichschaltung in der Nazizeit und der Zweite Weltkrieg lähmten die Arbeit des Heimatbundes und brachten sie fast ganz zum Erliegen. Am 21. November 1944 übernahm der aus Estland stammende Pastor Ernst Lüdig die Betreuung der Bücherei. Außer einer gütigen Fügung verdanken wir ihm und anderen Vechtaer Heimatfreunden — hier muß besonders die Heimatschriftstellerin Frau Elisabeth Reinke erwähnt werden — die Rettung der Bestände bei Kriegsende und in den Notjahren nach der Kapitulation. Der Heimatbund Kreis Vechta, der Ende 1948 neu gegründet wurde, setzte sich unter dem Vorsitzenden, dem späteren Regierungsdirektor Franz Kramer, und seinem Stellvertreter, Lehrer Heinrich Lammers, sehr erfolgreich für die Heimatbibliothek ein. Schon bald war wieder eine Benutzung möglich.

Nach der Berufung Lüdigs an die Strafanstalten Emsland/Süd in Meppen am 3. 1. 1951 wurde Hauptlehrer a. D. Georg Vogelpohl Bücherwart. Bei einer genauen Prüfung der Bestände stellte sich heraus, daß die Räume des Kaponiers wegen mangelhafter Belüftung und Beheizung auf die Dauer für eine Bibliothek nicht geeignet waren. Viele Verhandlungen mußten in der wohn-

Landesbibliothek Oldenburg

raumknappen Zeit geführt werden, bis die Bücherei im Jahre 1957 mit den wertvollsten Exemplaren in ein Zimmer im Obergeschoß der Elmendorffsburg einziehen konnte. Die Stadt Vechta hatte das Zimmer zur Verfügung gestellt, in Gemeinschaftsarbeit von Kreis, Stadt und dem Heimatbund Kreisverein Vechta war es ausgestattet worden. Hier konnte die Bücherei im Juli 1958 wieder eröffnet werden. Die anderen Bücher wurden nach und nach auf den Boden der Alexanderschule gebracht und kamen in die Elmendorffsburg, sobald dort ein Zimmer frei wurde.

Neben Hauptlehrer Vogelpohl schaltete sich Polizeioberinspektor a. D. Hans Edel immer stärker in die Arbeit der Bibliothek ein. Bücher, die durch Feuchtigkeit, Buchskorpione und andere Einwirkungen gelitten hatten, wurden ausgebessert und neu gebunden. Buchbinder Rauber hat dabei Hervorragendes geleistet. Für die Einordnung von Kleinschriften fertigte er Kassetten an, die sich als sehr praktisch erwiesen.

Edel, der im Laufe des Jahres 1959 die Bücherei allein betreute, gab das Ordnungsschema von Prof. Struck auf und ordnete die Bestände neu. Unter A wurden wie bisher Sammelwerke, Jahresreihen, Jahrbücher, Kalender und periodische Schriften eingestellt. Die Gruppe B erstreckte sich auf Geschichte, Altertumskunde, Kulturgeschichte, Kunst und Kunstgeschichte. Unter H wurden die heimatkundlichen und familienkundlichen Schriften eingeordnet, unter L die der Landwirtschaft, Forsten, Jagd, und unter N die Werke der Naturwissenschaft, Botanik, Ornithologie und Geologie.

Der Landkreis Vechta unterstützte die Bibliothek durch jährliche Zuwendungen, so daß die Bibliothek alle wichtigen Neuerscheinungen und gelegentlich auch seltene antiquarische Angebote erwerben konnte. Mit äußerster Sorgfalt ordnete Edel alle Schriften, signierte und katalogisierte sie. Seine Arbeit fand Anerkennung durch den Vorstand des Heimatbundes, den Leiter der Landesbibliothek und die Oldenburg-Stiftung, die den weiteren Ausbau durch mehrere größere Zuwendungen bedachte. Selbst der NDR Studio Oldenburg machte eine Aufnahme in der Bibliothek.

Obwohl der innere Aufbau und die äußere Ordnung lobend hervorgehoben wurden, wiesen die Verantwortlichen jedoch immer häufiger auf den schlechten baulichen Zustand der Elmendorffsburg hin, in der Wasch- und Toilettenräume fehlten. Größte Sorge bereitete die starke Gefährdung durch Feuer, die auch bei einer völligen Renovierung des Gebäudes nicht gemindert werden konnte. So kam bereits in den Jahren 1965/66 der Gedanke an einen Neubau auf, doch war man sich darüber im klaren, daß die neue Bibliothek wegen ihres nicht allzu großen Raumbedarfs mit irgendeinem anderen öffentlichen Gebäude in Verbindung gebracht werden mußte. Eine Unterbringung in dem neuen „Haus der Landwirtschaft" scheiterte. Das Angebot, vorübergehend in den großen Sitzungssaal des Kreisamtes einzuziehen, wurde wegen mancherlei Umstände nicht akzeptiert. Vorschläge, die Bibliothek in der Pädagogischen Hochschule oder in dem Gymnasium Antonianum einzurichten, fanden keine Mehrheit, weil man um die Selbständigkeit und den Charakter als Bibliothek des Oldenburger Münsterlandes bangte.

Am 1. Januar 1967 übergab Polizeioberinspektor a. D. Edel den Schlüssel zur Bibliothek an Rektor Franz Hellbernd, Vechta. Die Katalogisierung

Landesbibliothek Oldenburg

Die Heimatbücherei in den neuen Räumen *Foto: Zurborg, Vechta*

wurde auf das allgemeine Bibliotheksformat umgestellt und eine getrennte Bestands-, Verfasser- und Sachkartei für die rund 7000 Bände erstellt. In der Frage der besseren Unterbringung zeichnete sich im Laufe des Jahres 1969 eine ausgezeichnete Lösung ab. In Verbindung mit der neuen Bücherei der Propsteigemeinde St. Georg baute der Heimatbund für das Oldenburger Münsterland eine neue Bibliothek. In einem Vertrag wurde festgelegt, daß der Heimatbund die Kosten für den Neubau in Höhe von 62 000 DM übernimmt und dafür 25 Jahre Anspruch auf freie Benutzung hat. Die Stadt Vechta und die Landkreise Vechta und Cloppenburg sicherten die Finanzierung. Die Oldenburg-Stiftung und die Landessparkasse zu Oldenburg stifteten Geld oder Gegenstände für die Einrichtung. Wie oben erwähnt, konnte die Bücherei des Heimatbundes am 29. November 1970, an dem gleichen Tage, an dem das 50jährige Bestehen des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland gefeiert wurde, in den neuen Räumen feierlich eröffnet werden. Alle Heimatfreunde waren froh, daß die Bücherei nach einer längeren Odyssee eine gute und endgültige Bleibe gefunden hat.

Die laufende Unterhaltung und der weitere Ausbau der Bibliothek ist durch Zuschüsse der Stadt und des Kreises Vechta gesichert. Sie steht jedem Interessierten freitags von 16.00 bis 18.00 Uhr offen. In besonderen Fällen stellt sich der Leiter auch außerhalb dieser Zeit zur Verfügung. Er ist der Meinung, daß die Bibliothek zwar an sich einen Eigenwert darstellt, daß sie aber in erster Linie allen Heimatfreunden zur Forschung, Erholung und Muße zugänglich sein muß.

Landesbibliothek Oldenburg

Zur topographischen Lage Vechtas

und ihrer Bedeutung für die räumliche Entwicklung und die innere Gliederung der Stadt*)

Von Horst-Alfons Meissner

Eine stadtgeographische Untersuchung schenkt den Lagebeziehungen des Untersuchungsobjektes besondere Beachtung, weil sie Entwicklung, Bild und Funktion einer Stadt vielfach beeinflussen. Dabei wird zwischen der großräumigen oder g e o g r a p h i s c h e n und der kleinräumigen oder t o p o g r a p h i s c h e n Lage unterschieden (Schwarz 1966, Hofmeister 1969).

Die geographische Lage beinhaltet die Lage einer Stadt im politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungsgeflecht eines größeren Raumes. Als sichtbarer Ausdruck der Bedeutung in diesem Gefüge gilt — inhaltlich verkürzt — allgemein die Fernverkehrslage. Letztere bleibt nicht über alle Zeiten hinweg konstant, sondern verändert sich entsprechend der Verlagerung oder Neuentstehung politischer und wirtschaftlicher Zentren. Die geographische Lage darf deshalb zu Recht als das dynamische Element im Leben einer Stadt angesehen werden (Dörries 1930), dem das Auf und Ab ihrer Entwicklung und Bedeutung zu verdanken ist. Interessiert die Frage, weshalb Vechta während seines Bestehens im Vergleich zu anderen Städten niemals über die Bedeutung einer mittleren Kleinstadt hinausgekommen ist, so kann darauf nur nach Prüfung der geographischen Lage eine Antwort gefunden werden (Meißner 1969).

Demgegenüber steht die topographische Lage eines Siedlungsplatzes. Wir verstehen darunter die lokalen physiogeographischen Faktoren wie Untergrund, Relief, Gewässernetz, Vegetation und manchmal auch ein spezifisches Klima, die auf einem Siedlungsplatz zu naturräumlichen Einheiten unterschiedlicher Ausstattung integriert sein können. Obwohl sie auch Veränderungen unterworfen sind, stellen sie für menschliche Maßstäbe ein statisches Element dar, dem sich besonders die kleinen Städte anpassen müssen. Die Anpassung wird meistens sichtbar in der Physiognomie und der inneren Gliederung der betreffenden Stadt. Es scheint, daß die langgestreckte Form Vechtas lagebedingt ist, und deshalb soll hier der topographischen Lage und ihren Auswirkungen auf die räumliche Entwicklung und die innere Gliederung der Stadt nachgegangen werden.

Wenn im folgenden von der S t a d t V e c h t a die Rede ist, so ist damit die Stadt im geographischen Sinn gemeint, kurz: der Bereich, der eine städtische Bebauung trägt. Dazu zählen Industrie- und Lagerflächen auf dem Flugplatzgelände ebenso wie weiträumige Sportanlagen. Der Begriff S t a d t g e m e i n d e wird im verwaltungsrechtlichen Sinn verwendet und umfaßt den Raum innerhalb der Gemeindegrenzen. A l t s t a d t steht für den Teil Vechtas, der zwischen Bremer Tor im Norden, Münstertor im

*) Aus dem Geographischen Seminar der PHN, Abt. Vechta

Landesbibliothek Oldenburg

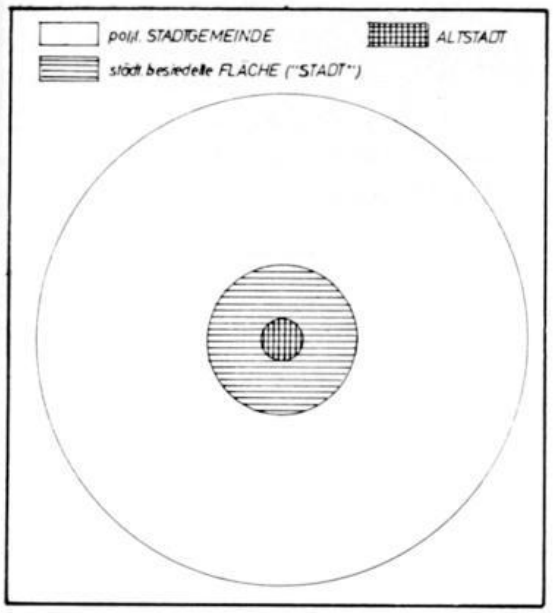


Abb. 1: Flächenverhältnis der drei Teile der Stadtgemeinde Vechta

Süden, Kolpingstraße im Westen und der Wassermühle im Osten liegt. Daß eine Aufgliederung[1]) der Stadtfläche angebracht ist, zeigt Abbildung 1:

Stadtgemeinde
5407 ha — 100,00 %
Stadt
494 ha — 19,13 %
Altstadt
29 ha — 0,53 %

} der Gesamtfläche

Während in Vechta die städtische Bebauung noch nirgends die Gemeindegrenzen erreicht hat, ist das bei den meisten größeren Städten Deutschlands umgekehrt, wo die Stadt im geographischen Sinn längst über die Verwaltungsgrenzen hinausgewachsen ist. Die Abgrenzung der Stadt Vechta geht aus Abbildung 5 hervor.

Abbildung 2 verdeutlicht, daß das Gebiet der Stadtgemeinde Vechta von je einem höher gelegenen Bereich im Norden und Süden und von einer Niederung, die beide trennt, geprägt wird. Die Höhenschichtenkarte gibt in der vorliegenden Abstufung die Dreigliederung des Raumes und den unterschiedlichen Charakter der beiden Höhengebiete eindrucksvoll wieder, obwohl die Höhenunterschiede gering sind. Es handelt sich im Norden um Teile der Cloppenburger Geestplatte und im Süden um den nördlichen Ausläufer des Dammer Höhenzuges, der hier die dritte Einheit, die Hunte-Hase-Ems-Niederung, an der schmalsten Stelle bis auf knapp einen Kilometer Breite verengt. Die drei aufgrund von Höhenverhältnissen ausgegliederten Bereiche stellen ihrer Genese und Ausstattung nach drei verschiedene Naturräume dar.

Als Teile der glazialen Aufschüttungslandschaft Nordwestdeutschlands verdanken sie Entstehung und Oberflächenformen hauptsächlich dem Eis und einem Kälteklima in Eisrandnähe. Hinzu kommen aber auch Veränderungen während des Eem-Interglazials und des Holozäns wie Nieder- und Hochmoorbildung in den tiefer gelegenen Räumen.

Für die pleistozänen Sedimente dieses Raumes sind die Elster- und Saale-Kaltzeit verantwortlich, für die glaziäre Überformung jedoch nur das Drenthe-Stadium des Saale-Glazials. Während des Warthe-Stadiums (2. Abschnitt der Saale-Vereisung) und des Weichsel-Glazials lag Nordwestdeutschland im Periglazialbereich und war damit klimatischen Faktoren ausgesetzt, die eine rasche Einebnung des vom Eis geschaffenen Reliefs bewirkten.

Die Cloppenburger Geestplatte[2]), die nicht nur im Abbildungsausschnitt am Südrand stark zergliedert ist, stellt eine drenthestadiale Grundmoräne dar, die auf Vorschüttsanden lagert (Dewers 1950). Im

Landesbibliothek Oldenburg

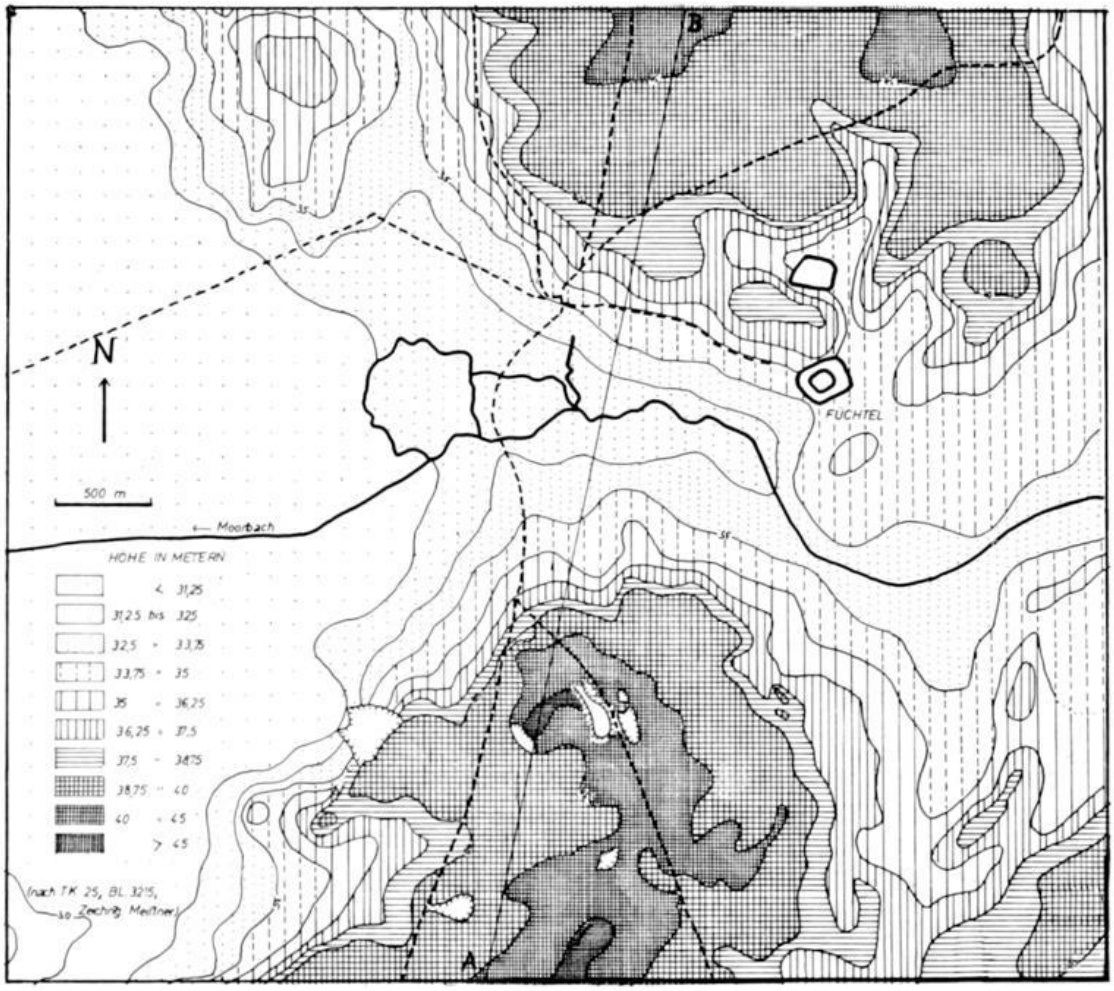


Abb. 2: Höhenschichtenkarte des Raumes Vechta

Bereich der Stadtgemeinde hat sie noch nicht die auffallend rötliche Färbung wie im Raum Langförden/Schneiderkrug, die dort von einem großen Rapakiwi-Reichtum herzurühren scheint, dessen rote Kalifeldspäte leicht verwittern (Eisstrom aus nordöstlicher Richtung, Richter 1968). Im Bereich Vechtas hat der Geschiebelehm der Grundmoräne heute eine gelbbraune Farbe. Er führt kein Wesermaterial wie die Stauchmoräne im Süden, dagegen auffällig viel Feuerstein. Somit ist anzunehmen, daß der Eisstrom mehr aus nördlicher Richtung gekommen ist.

Die oberen Partien der Grundmoräne zeigen zuweilen Frostspalten, in denen sich erste gröbere Flugsande erhalten haben, die an der Oberfläche später wieder erodiert wurden. Darüber lagern an einigen Stellen geringmächtige Flugsande, die vom Wind bei dürftiger Vegetation abgesetzt worden sind. Daraus geht hervor, daß an der Einebnung der Grundmoräne seit Abschmelzen des Eises neben Wasser auch Frost und Wind mitgearbeitet haben. Die Cloppenburger Geest weist deshalb heute nur geringe Höhenunterschiede auf. Trockene, langgestreckte, niedrige Rücken oder Bodenwellen und ellipsenförmige, schildartige Erhebungen (Eschinseln) wechseln

Landesbibliothek Oldenburg

ab mit breiten, aber sehr flachen und feuchten Tälern, die sich nur am Geestrand stärker eingeschnitten haben.

Durchschnittlich liegt dieser Teil der Cloppenburger Geest im Bereich der Stadtgemeinde etwa 40 m hoch, die höchsten Stellen erreichen knapp 50 m. Podsolierte Braunerden stellen nach S. Meisel einen verbreiteten Bodentyp dar und sind auf den unbebauten Gebieten die Grundlage für einen relativ ertragreichen Ackerbau, während sie ursprünglich Buchen-Traubeneichen- oder Eichen-Hainbuchenstandorte darstellen (Meisel 1959). Der Übergang zur Niederung ist oft kaum merklich und weist nur an wenigen Stellen eine niedrige Kante auf (z. B. Klänenesch b. Petersburg).

Aufschlüsse am nördlichen Rand der Moorbachniederung zeigen, daß die Grundmoräne, die an der Füchteler Straße nur wenige Dezimeter unter der Oberfläche ansteht, rasch unter erst anmoorige, dann sandige Schichten abtaucht. Eine Bohrung auf der Zitadelle, nicht ganz im Zentrum der Niederung, hat den Geschiebemergel 26,5 m unter der Oberfläche angetroffen (Rohling 1941). Das Drenthe-Eis kann einer bereits vorgebildeten Vertiefung gefolgt sein, oder es hat — und das ist wahrscheinlicher — aufgrund einer Eisstauung, hervorgerufen durch im Untergrund liegende Tone, hier stärker erodiert. Das spricht für eine mindestens drenthestadiale Anlage der Moorbachsenke, die damit nicht nur morphologisch, sondern auch geologisch als ein Zweig des stark übertieften Bersenbrücker Zungenbeckens (Hartung 1954) anzusehen wäre. Nach Richter (1951) könnte es sich bei der abtauchenden Grundmoräne auch um sogenannten Geestrandgeschiebelehm handeln, der durch periglaziales weichseleiszeitliches Abfließen zustande gekommen wäre. Die Moräne im Bereich der Zitadelle ist dafür aber mit 4,90 m sicher zu mächtig.

Beim Abschmelzen des Drenthe-Eises sowie während des Warthe-Stadiums und der Weichsel-Kaltzeit bis ins Holozän hinein wurde die Vertiefung durch Talsande und Material der umliegenden Höhen aufgefüllt, so daß das Moorbachtal heute an der engsten Stelle ein sehr flaches, feuchtes Muldental darstellt, das im Zentrum weitgehend von Niedermoor bedeckt wird und somit keinen guten Baugrund abgibt. Östlich Vechta geht das Niedermoor in Hochmoor über, das über Jahrhunderte jeden Kontakt nach Osten erschwerte, aber die Grundlage für Vechtas Torfindustrie ist. Westlich Vechta trägt die sich zur „Marsch" erweiternde Moorbachniederung ausgedehnte Grünlandflächen. Wegen des Rückstaus der Vorfluter würde der Moorbach ohne menschlichen Eingriff sein Bett oft verlegen und stark mäandrieren, denn zur Ausbildung eines Flußtales ist es über weite Strekken noch nicht gekommen (Dienemann 1941). So ist das ganze Niederungsgebiet auch heute noch durch Überschwemmungen gefährdet. Seine ursprüngliche Begrenzung, die durch Entwässerungsmaßnahmen unklar geworden ist, zeigt Abbildung 4.

Auf der Höhenschichtenkarte hebt sich im Süden der nördliche Ausläufer der Dammer Berge (Dewers 1928, Keller 1940 u. 1953, Wager 1952, Mensching 1969) gegen die Niederung ab. Der Dammer Höhenrücken, Teil des drenthestadialen (Rehburger Phase) sich ostwestlich quer durch Niedersachsen erstreckenden Stauchmoränengürtels (Woldstedt 1950, Lüttig 1958 u. 1959), zieht sich in weitem Bogen durch die Hunte-Hase-Ems-Niederung.

Landesbibliothek Oldenburg

Im Galgenberg südlich Vechta wird eine Höhe von 56,2 m erreicht. Das Relief ist unruhiger als das der Geest, denn auf engem Raum wechseln, verursacht durch die Arbeit von Wasser, Frost, Wind und durch menschlichen Eingriff Kuppen, Rücken, Mulden, Gruben und Einschnitte miteinander ab. Die Höhen sind von Nadelwald bedeckt (früher Heide), während die flach geböschten Hänge Ackerland in Form alter Esche und Kämpe tragen. Beteiligt am Aufbau dieses Teils der Dammer Berge sind Sande, Kiese und Tone. Die Sande enthalten oft Glaukonit, der mittelmiozänen Grünsanden entstammt, die örtlich dicht unter der Oberfläche anstehen. Die Kiese setzen sich überwiegend aus Weserschottern zusammen, die glazifluviatil umgelagert und dann vom Eis gestaucht worden sind. Bei den Tonen handelt es sich um dunkle, blaugraue Septarientone des Mitteloligozäns. Einen guten Einblick in Aufbau und Materialbestand gibt der Aufschluß Tongrube der Ziegelei v. Frydag. Vom Hangenden zum Liegenden zeigt er folgendes Profil (ohne Mächtigkeitsangaben):

1. Plaggenboden;
2. geringmächtige, sandige Moräne mit mehr nordischem als südlichem Material, drenthestadial;
3. mittelmiozäner Grünsand;
4. Transgressionshorizont mit bioturbatem Gefüge, hervorgerufen durch eine Tierwelt ähnlich der im heutigen Wattenmeer;
5. mitteloligozäner Septarienton (Dewers 1928, Rohling 1941, 1954, Borgerding 1971).

Die Schichten lagern söhlig. Vom Plaggenboden reichen in regelmäßigen Abständen schmale Gräben in den ungestörten Untergrund hinein. Sie scheinen Zeichen für mittelalterliche Maßnahmen zur mineralischen Verbesserung des Ackerbodens zu sein. Die Lagerungsverhältnisse sind im übrigen Teil des Höhenzuges durch die pressende Wirkung des oszillierenden Eisrandes und die dadurch hervorgerufenen Dislokationen der Sedimente sehr kompliziert. Bei Ausschachtungsarbeiten zu Bauzwecken sind Stauchungsstrukturen häufig zu beobachten.

Insgesamt kann gesagt werden, daß tertiäre Tone, die an den Flanken des Rückens dicht unter der Oberfläche anstehen, den Kern des Höhenzuges bilden. Darüber liegt eine Decke von teilweise nur geringmächtigen Sand- und Kiesschichten. Abbildung 2 deutet die Lage der Kiese an: Sie bilden als widerstandsfähige Komponenten oft die Kuppen und wurden in kleinen Gruben ausgebeutet (Dewers 1928, 1950, Rohling 1941).

Abbildung 3 zeigt ein Profil durch den Raum Vechta (Schnittlinie s. Abb. 2), durch das die Unterschiede zwischen der Landschaftsnatur der drei Räume und die Möglichkeiten einer Inwertsetzung durch den Menschen deutlicher werden. Der Untergrund wurde versuchsweise aufgrund von Literaturhinweisen und Begehungen dargestellt.

Als siedlungsgünstig erweisen sich die trockene Geestplatte im Norden sowie die Nordabdachung des Dammer Höhenrückens im Süden, als siedlungsfeindlich muß dagegen die Moorbachniederung gelten. Entsprechend können nur wichtige Gründe den Menschen veranlaßt haben, gerade in der Niederung zu siedeln.

Landesbibliothek Oldenburg

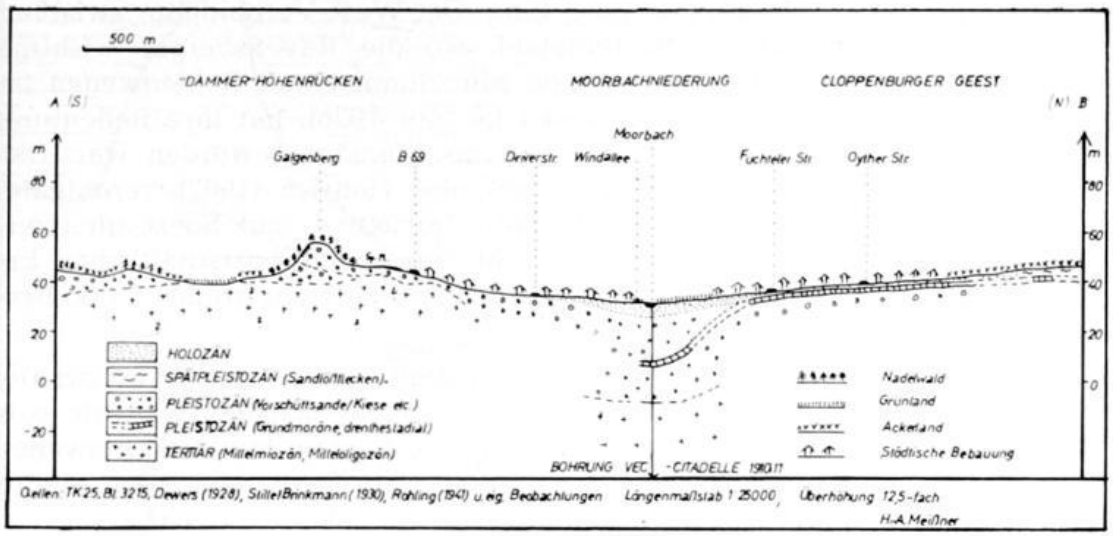


Abb. 3: Nord-Süd-Profil durch den Raum Vechta (Schnittlinie s. Abb. 2)

Die älteste Besiedlung dieses Raumes mied die Moorbachsenke und hielt sich an die trockenen oder wechselfeuchten Ränder der höher gelegenen Bereiche im Norden und Süden: Stukenborg, Oythe, Telbrake, Hagen. Dadurch weisen diese Niederlassungen alle eine günstige Position zwischen trockenem Ackerland und feuchter Niederung auf (Sievers 1957, 1969).

Vechta entstand um 1200 an einem nordsüdlich gerichteten Heerweg (Terheyden 1954), der die karolingischen Bischofssitze Osnabrück und Bremen miteinander verband und 851 anläßlich der Translatio St. Alexandri (Rüthning 1930) erstmals erwähnt wurde. Diese Rheinische Straße war bereits vor der Entstehung Vechtas durch einen Dammbau Bischof Bennos II. (um 1060) durch das Wittefeld zwischen Engter und Vörden ganzjährig befahrbar (Rothert 1919) und galt um 1270, nach Gründung Vechtas, als beste Verbindung zwischen Bremen und Köln (Seeger 1926).

Die Linienführung durch den vom Gegensatz feucht-trocken geprägten nordwestdeutschen Raum zeigt starke Abhängigkeit vom Relief. Die Straße hält sich an die höheren Bereiche und überquert die verkehrsfeindlichen Niederungen an den schmalsten Stellen. Da die Dammer Berge die einzige Verkehrsleitlinie durch die weite Niederungszone zwischen Hunte und Ems darstellen, muß dieser Verkehrsweg irgendwo im Bereich des späteren Vechta die Niederung überquert haben[3]). Damit ist die Lage der zukünftigen Stadt im wesentlichen bestimmt.

Die heute harmlos erscheinende Moorbachniederung bildete zu einer Zeit, als an der Nordsee die ersten Deiche entstanden, durch starke Versumpfung ein großes Verkehrshindernis. Die zuständigen Grafen waren verpflichtet, Heerweg und Übergang technisch wie militärisch zu sichern, und verlegten deshalb ihren Wohnsitz von Calvelage an den Moorbachübergang, der auch ihren Einrichtungen Schutz versprach. Die Gründung Vechta (Burg 1200 fertiggestellt), die vor 1220 zur Stadt erhoben worden sein muß (Terheyden 1954), verdankt ihre Entstehung deshalb ausschließlich dem Vor-

Landesbibliothek Oldenburg

handensein dieses Verkehrsweges. Eine Ost-West-Verbindung zwischen Emden/Haselünne und Vlotho/Bielefeld, wo die Ravensberger wichtige Rechte besaßen und die aufgrund von Münzfunden und Bohlenwegen im Aschener Moor vermutet werden kann (Seeger 1926), hat ihre Bedeutung eingebüßt, als Vechta Grenzort des Bistums Münster geworden war. Das Vorhandensein von Münz- und Zollrecht, das Hanisch (1962) veranlaßte, Vechta den Städten Osnabrück, Münster, Dortmund und Soest gleichzustellen, bedeutet, daß die Gründung nicht zuletzt aus wirtschaftlichen Erwägungen heraus zu einer Zeit vollzogen wurde, als ein großes Verkehrsaufkommen gute Zolleinnahmen versprach.

Nebenbei kann hier erwähnt werden, daß damit eine einseitige wirtschaftliche Abhängigkeit Vechtas vom Nord-Süd-Verkehr gegeben war, die sich bei Nachlassen der Verkehrsspannung oder Verlegung des Verkehrsweges negativ auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der Stadt auswirken mußte (Herabsinken zur Ackerbürgerstadt).

Abbildung 4 zeigt die topographische Lage des mittelalterlichen und neuzeitlichen Vechta (Terheyden 1954, Wöhrmann 1964). Burg und Stadt liegen isoliert im Niederungsbereich, ganz im Gegensatz zu den älteren ländlichen Siedlungen der Umgebung. Schon daraus wird ersichtlich, daß es sich bei Vechta nicht um eine aus ländlichen Anfängen hervorgegangene Stadt, sondern nur um eine planvolle Gründung handeln kann. Die Gründer waren besonders am Schutz ihrer Stadt interessiert, wozu sie die natürlichen Gegebenheiten geschickt ausnutzten. Neben der erstrebten Schutzlage wird auch die Brückenfunktion der langgestreckten Stadt im Nord-Süd-Verkehrssystem deutlich. Den natürlichen Verhältnissen entsprechend ist diese Niederungspaß- oder Brückenlage i. w. S. in Nordwestdeutschland keine seltene Erscheinung. In stärkerer Beachtung der Naturräume, die das Gebiet Vechta im Norden und Süden prägen, hat Clemens (1949) die topographische Lage Vechtas als „Zwischenlandschaftslage" (S. 48 f) charakterisiert[4]).

Die planvollen Absichten der Gründer gehen trotz der Veränderungen nach dem großen Brand von 1684 (Willoh 1898) noch heute aus dem Grundriß hervor. Die älteste Straße (heute Burgstraße) lehnt sich bogenförmig an den Burgkomplex an. Ihre geschwungene Linienführung, die offensichtlich den Neuplanungen nicht zum Opfer fiel, erinnert an eine Furt. Diese Straße dürfte dammartig aufgeschüttet worden (Terheyden 1954) und damit in der Lage gewesen sein, mehrere Aufgaben zu erfüllen: Sie diente dem Verkehr als Übergang, der Burg als flaches Stauwehr zur Regelung des Wasserstandes in den Gräben und schließlich den Burgmannen u. a. zur Ansiedlung.

Eine Ausweitung der Stadt konnte nur nach Westen oder — in beschränktem Umfang — nach Norden vorgenommen werden, wenn die Schutzlage nicht verloren gehen sollte. Der ungünstige Baugrund war dabei, wie Funde zeigen, oft nur mit Hilfe von Findlingsblöcken und Pfählen zu meistern. Stichstraßen in westlicher Richtung und deren spätere Verbindung durch einen Parallelweg zur Burgstraße gaben der Stadt einen leiterförmigen Grundriß, der später wegen der Führung des Verkehrs durch den westlichen Straßenzug und die Klosteranlage recht unkenntlich geworden ist.

Landesbibliothek Oldenburg

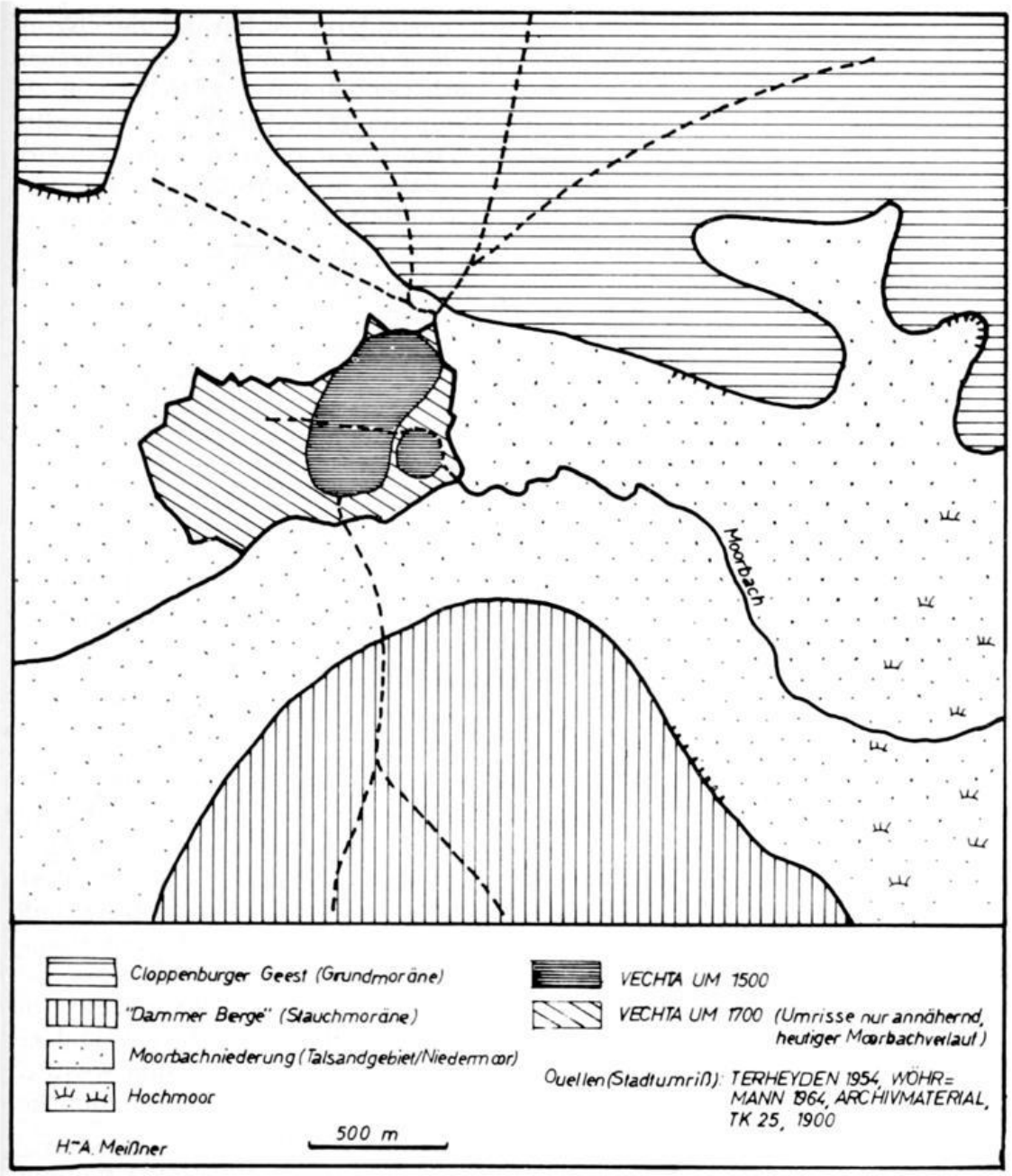


Abb. 4: Die topographische Lage Vechtas (um 1500 und 1700)

Keimzelle der Stadt ist der Burgkomplex. Aus topographischen, aber auch aus wirtschaftlichen Gründen heraus hat sich die Stadt an diesen übermächtigen Kern nur anlehnen, ihn aber nicht umschließen und assimilieren können. Er blieb als Zentrum der Schutz- und Regierungsfunktion der bürgerlichen Siedlung übergeordnet und räumlich deutlich von ihr getrennt. Die Ausdehnung der mittelalterlichen Stadt hatte nach Einbeziehung bescheidener Vorstädte um 1410 einen Umfang erreicht, über den sie erst nach 1870 hinauszuwachsen begann.

Abbildung 4 gibt weiterhin Auskunft über das ungefähre Ausmaß der Erweiterung der Stadt durch militärische Anlagen nach 1667. Der Festungsbau

Landesbibliothek Oldenburg

entsprang dem Wunsch Münsters nach besonderer Sicherung der Nordgrenze des Bistums. Wie dominierend die Idee der Grenzsicherung gewesen ist, geht daraus hervor, daß die Stadt nach dem Brand von 1684, dem sie nahezu ganz zum Opfer fiel, auf den Stoppelmarkt verlegt werden sollte (Willoh 1898). Für den Bau der Festung Vechta war entscheidend, daß sich hier geographische und topographische Lage zu Verteidigungszwecken gut ergänzten. Die eigentliche Zitadelle wurde aber westlich der Stadt in ungünstiger (tiefer) Position erbaut. Die weitere räumliche Entwicklung der Stadt wurde dadurch nachteilig beeinflußt: Während sie im Osten durch die Burg eingeengt war, geschah das nun durch die Zitadelle auch im Westen. Burg- und Festungskomplex beiderseits der langgestreckten Stadt fördern damit ein Nord-Süd-Wachstum. Beide Verteidigungsanlagen trugen zudem durch Wasserstau und Gräben zur weiteren Vernässung des Geländes bei.

A b b i l d u n g 5 gibt die räumliche Gesamtentwicklung der Stadt Vechta bis 1969 wieder.

Das bescheidene Wachstum bis 1900 vor dem Münster- und Bremer Tor zielt linienhaft nach Norden und Süden entlang der Straßen auf trockenes Gelände. Daneben gibt es aber auch Siedlungsansätze im Feuchtbereich an den beiden Bahnhöfen und an der Willohstraße. Davon sind nur die Anlagen am Falkenrotter Bahnhof verkehrsbedingt, die Bebauung der Chr.-Bernhard-Bastei und die der Willohstraße wurde von staatlicher Seite zugunsten von Strafanstaltsbediensteten durchgeführt.

Bis 1940 werden die neuen Wachstumstendenzen der Stadt deutlicher sichtbar. Leitlinien sind die vorhandenen Straßen, die im Norden sternförmig auf die Geest hinaufführen. Daneben kommt es zur Erstellung von Siedlungskomplexen ohne baulichen Anschluß zur Stadt (Maisiedlung, Postbedienstetensiedlung), die nahezu sämtlich auf günstigem, d. h. trockenem und billigem Baugrund liegen. Die Siedlungstätigkeit im Niederungsbereich profitiert von Wasserbaumaßnahmen, die das Gelände einer Bebauung allmählich zugänglicher machen. Dennoch beschränkt sie sich im wesentlichen auf die lückenlose Bebauung der Falkenrotter Straße und einige Ansätze in den Moorgärten, der Windallee sowie östlich und westlich der Münsterstraße. Teilweise handelt es sich dabei um villenähnliche, mehrgeschossige Bauten sozial höher stehender Kreise.

Im allgemeinen ist zu erkennen, daß der Wunsch nach günstigem Bauland bestimmend für die Ausbreitung der Stadt wird. Das ist vor allem im Norden gut zu erkennen. Der topographischen Verhältnisse wegen kommt es in Vechta nicht zu einem annähernd ringförmigen Wachstum um die Altstadt herum, sondern zu einer natürlich vorgezeichneten, nordsüdlich gerichteten Ausdehnung. Es ist verständlich, daß die Stadt bei geringer Finanzkraft mit dem Ausbau der Wege lange Zeit nicht Schritt zu halten vermochte.

In der ersten Nachkriegszeit wiederholt sich das inselhafte Vorspringen einzelner neuer Siedlungen in die Umgebung der Stadt. So entstand die Graf-Galen-Siedlung im Süden fast drei Kilometer vom Stadtkern entfernt in völlig isolierter Lage. Es scheint, daß bei der Wahl dieses Geländes gewiß nicht nur preisgünstiges Bauland eine Rolle gespielt hat. Insgesamt

Landesbibliothek Oldenburg

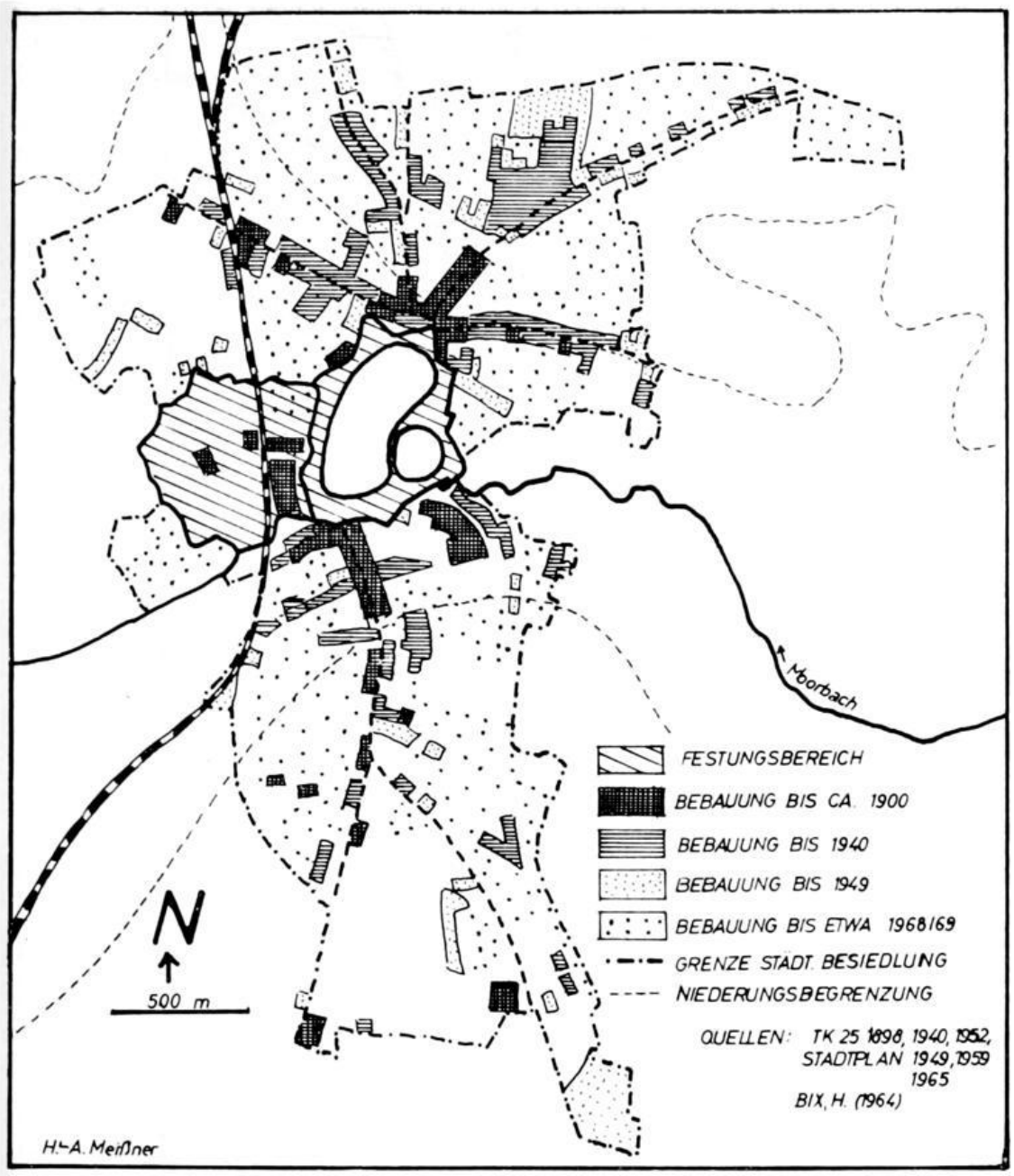


Abb. 5: Die räumliche Entwicklung der Stadt Vechta

gesehen erreicht das extreme Nord-Süd-Wachstum damit seine größte Ausdehnung.

Bis heute kommt es zwar auch noch zu Spitzenwachstum entlang der Ausfallstraßen (Oldenburger Straße), doch wird es hauptsächlich durch Betriebe hervorgerufen, die eine günstige Verkehrslage aufsuchen. Entscheidend ist, daß nach 1949 die Lücken zwischen den Siedlungszeilen und -komplexen allmählich aufgefüllt werden (Sievers 1957, Bix 1964). Bebauungspläne steuern die Siedlungstätigkeit und verhindern die Zersiedlung des Stadtgemeindegebietes. Während sich Vechta in einer Zeit, als weite Wege Mühe machten, linienhaft ausdehnte, werden diese Tendenzen — aus guten

Landesbibliothek Oldenburg

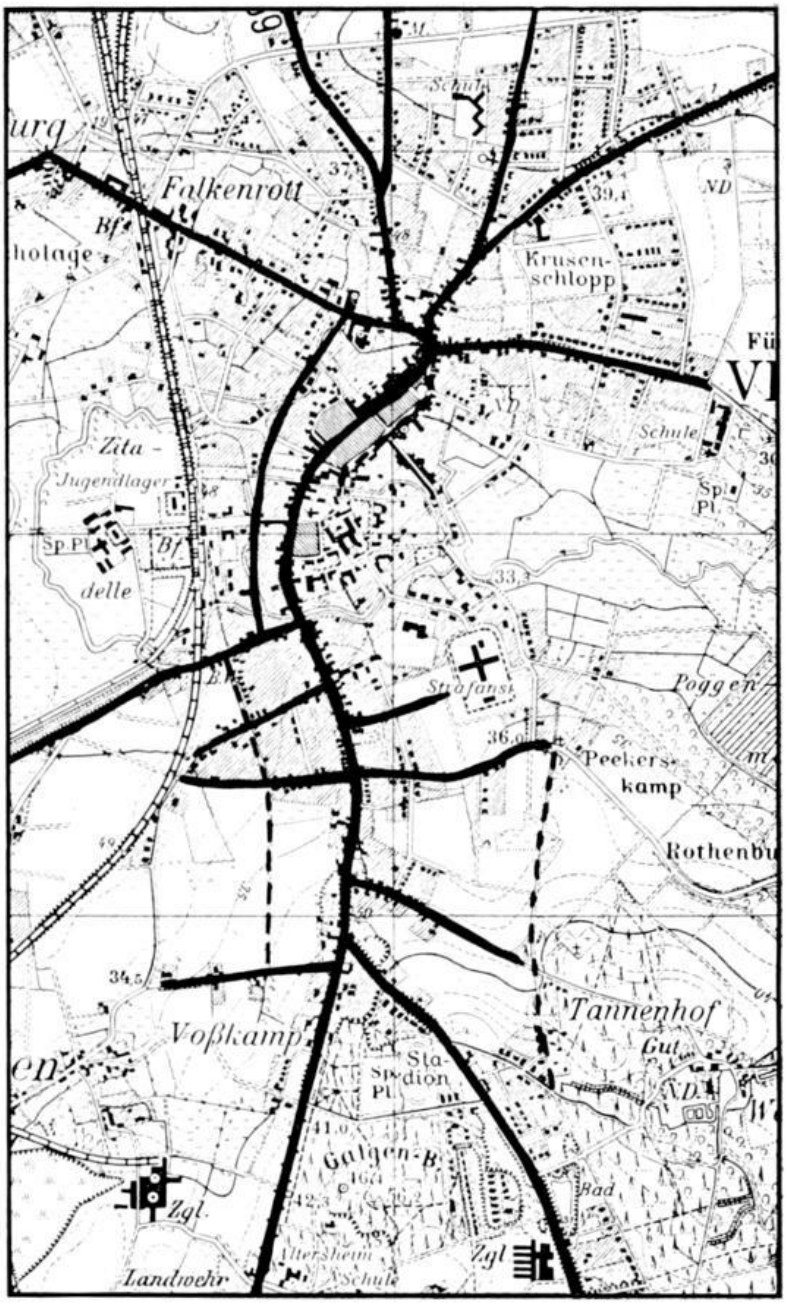


Abb. 6: Das Hauptverkehrsnetz der Stadt Vechta

Gründen — im Zeitalter der Massenmotorisierung gebremst. Auch im Niederungsrandgebiet kommt es zu verstärkter Bautätigkeit, wo verbesserte technische Möglichkeiten ein preisgünstiges Bauen erlauben. Es ist sicher zu begrüßen, daß diese Entwicklung im Osten der Stadt zugunsten einer Nutzbarmachung des Geländes für die Allgemeinheit eingeschränkt wird (Projekt Füchteler See).

Abbildung 6 hebt die Struktur des Hauptverkehrsnetzes der Stadt hervor. Seine deutliche Anpassung an die drei Naturräume wird in einer klaren Dreigliederung sichtbar.

Landesbibliothek Oldenburg

Im nördlichen Geestbezirk läuft das Straßennetz radial auf das Bremer Tor zu, das den Verkehr zum Zentrum und nach dem Süden vermittelt. Es wird dadurch zum wichtigen innerstädtischen Verkehrsknoten.

Im Südbezirk sammelt die Münsterstraße den Verkehr der ungefähr rechtwinklig in sie einmündenden Nebenstraßen. Ähnlich wie das Bremer Tor im Norden macht sie sich dadurch — allerdings als langgezogener — Engpaß bemerkbar. Ein radiales Straßennetz wie auf der Geest konnte sich hier nicht entwickeln, weil die Ausdehnung des Trockenbereichs zu gering ist und die Galgenberghöhe ein Hindernis darstellt, das umgangen werden muß. Das Straßennetz dieses Stadtbezirks ist — nördlich vor der Gabelung — rippenförmig ausgebildet. Von der Hauptachse der Münsterstraße zweigen rechtwinklig Seitenstraßen ab, die durch beinahe isohypsenparallelen Lauf eine Anpassung an die topographischen Gegebenheiten zeigen.

Im Zentrum der Stadt vermitteln nach wie vor die Große und die Große Kirchstraße zwischen den beiden Hauptwohnbereichen. Die westliche Entlastung im Zuge der Kolpingstraße ist noch nicht optimal an das übrige Verkehrsnetz angeschlossen und kann deshalb eine echte Entlastungsfunktion nur in Teilbereichen übernehmen. Die ursprüngliche Leiterform des Grundrisses wird damit wieder, ein wenig nach Westen verschoben, aufgegriffen.

Wenn zum Schluß etwas über die innere Differenzierung ausgeführt werden soll, so muß vorausgeschickt werden, daß es zum Wesen der Stadt gehört, viele verschiedene Aufgaben wahrzunehmen. Je größer die Stadt, desto vielseitiger sind in der Regel auch ihre Funktionen, und desto stärker zeigt sich deren Tendenz zur räumlichen Absonderung. Dementsprechend bilden sich funktional bedingte Stadtteile wie Geschäfts-, Banken-, Regierungsviertel oder Industriegebiete heraus. Bei Kleinstädten ist die funktionale Gliederung des Stadtkörpers meistens nicht sehr weit fortgeschritten. Im Zentrum finden sich reine Wohnhäuser, und wichtige zentrale Einrichtungen gibt es auch am Stadtrand, weil die Entfernungen zumutbar sind.

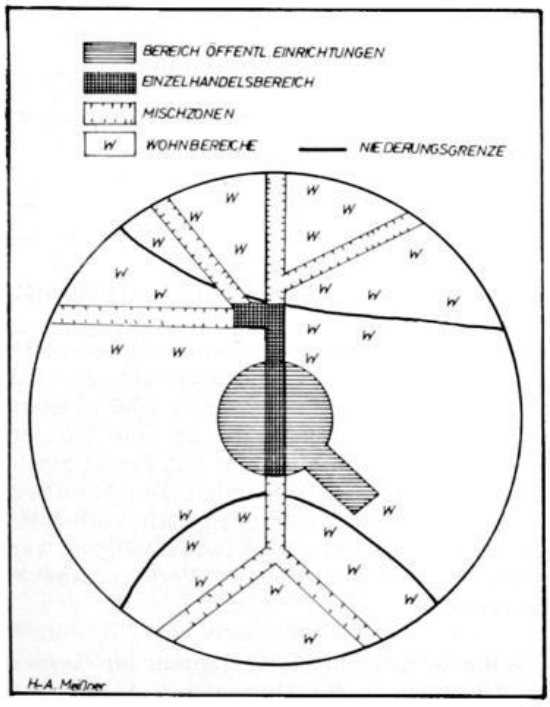


Abb. 7: Schema der funktionalen Gliederung der Stadt Vechta

Demgegenüber ist die funktionale Gliederung Vechtas, wie dem Schema der Abbildung 7 zu entnehmen ist, für eine Stadt dieser Größe erstaunlich weit fortgeschritten und zweckmäßig.

Im Norden und Süden der Stadt befinden sich die Hauptwohnbereiche, die entlang der Hauptstraßen von bandartigen Zonen gemischter Funk-

Landesbibliothek Oldenburg

tion durchzogen werden. Gewerbebetriebe in verkehrsgünstiger Lage wechseln mit Geschäften des täglichen Bedarfs und Wohnhäusern ab. Wir haben oben gezeigt, daß die Lage dieser Wohnviertel topographisch bedingt ist.

Beide Stadtteile werden in der Altstadt von einer langgestreckten, nordsüdlich gerichteten Geschäftsstraße verbunden. Der Einzelhandelsbezirk ist extrem linienartig ausgebildet, in den Nebenstraßen findet sich kaum ein Geschäft. Die bandartige Konzentration des Einzelhandels liegt dennoch zentral in der Stadt. Sie verstärkt die Brückenfunktion der Hauptstraße, die als topographisch hervorgerufen erkannt worden war.

Nach dem letzten Krieg haben sich um den Südteil der Geschäftsachse verstärkt öffentliche Einrichtungen von zentraler Bedeutung niedergelassen, so daß sich heute um Kapitelplatz und Neuen Markt alle wichtigen Ämter konzentrieren. Darüber hinaus sind in diesem Bereich weitere Einrichtungen von öffentlichem Interesse besonders kultureller Art, des Gesundheitswesens u. a. zu finden. Eine Aufzählung würde hier zu weit führen. Der Anteil der reinen Wohnhäuser tritt in diesem Bezirk stark zurück. Sehr vorteilhaft darf die Nähe der Geschäftsstraße und das Vorhandensein weiträumiger Parkplätze genannt werden.

Die Frage nach den Ursachen dieser günstigen Konzentration von zentralen Einrichtungen aller Art führt auf die topographische Lage zurück. Im Feuchtbereich, besonders westlich des Stadtzentrums — große Teile des Neuen Marktes liegen auf ehemaligem Grabengelände — ist die Fundamentierung von Gebäuden mit großen Schwierigkeiten verbunden, so daß privates Bauen hier kaum in Betracht kommen konnte. Die deshalb und natürlich auch wegen entsprechender Besitzverhältnisse freibleibenden Flächen konnten nach 1945 für öffentliche Zwecke nutzbar gemacht werden. Bei größeren Bauten sind hohe Fundamentierungskosten noch am ehesten vertretbar.

Dieses „zentrale Viertel" zeigt, daß sich die topographischen Gegebenheiten in neuerer Zeit nicht immer nur nachteilig auf die Stadt ausgewirkt haben.

Anmerkungen:

[1]) Nach Quadratmethode ausgezählt, Zustand 1969.

[2]) P. Clemens (1949) nennt diesen Teil der Cloppenburger Geest „Bakumer Geestsandgebiet" (S. 39 u. 46 f).

[3]) Sello (1917) und Nieberding (1840) glauben, daß der alte Hellweg oberhalb Vechtas im Bereich der heutigen Thekla-Brücke den Moorbach überquert habe. Sello vermerkt, daß sich die 35-m-Isohypsen hier bis auf 175 m nähern (S. 165). Die Burg wurde aber 1700 m moorbachabwärts errichtet, und die geschwungene Form der Burgstraße, die an eine Furt erinnert, die nur ganz selten einen Fluß in geradem Lauf überquert, scheint mit darauf hinzudeuten daß es sich hier um den ursprunglichen Moorbachübergang handelt. Der Moorbach neigt in diesem Bereich zur Aufspaltung in einzelne Arme, weil genügend Platz vorhanden ist, so daß ein dammartiger Übergang hier mit geringem Einsatz zu bewerkstelligen war.

[4]) Diese Bezeichnung ist methodisch nicht glücklich aber sie kennzeichnet Vechtas Lage im Randbereich mehrerer Landschaften recht einprägsam.

Literatur:

Bix, H.: Der Wandel des Siedlungsbildes von Vechta in den letzten 50 Jahren, in: Gymnasium Antonianum 1714—1964, Festschrift zur 250-Jahrfeier des Gymnasium Antonianum Vechta, Vechta o. J. (1964), S. 19—23

Borgerding, Cl.-A.: Die Südoldenburger Geestlandschaft, in: Oldenburg und der Nordwesten. Vorträge, Exkursionen und Arbeitsberichte, Münster 1971, S. 246—249

Landesbibliothek Oldenburg

Clemens, P.: Heimatkunde des Oldenburger Münsterlandes, Oldenburg i. O. 1949

Dienemann, W.: Zur Kenntnis der Talsande zwischen Weser und Ems, Z. dt. Geol. Ges. Bd. 93, 1941, S. 384—392

Dewers, F.: Beiträge zur Kenntnis des Diluviums in der Umgebung des Dümmer Sees, in: Abh. Nat. Ver. Bremen, Bd. 27, 1928, S. 1—46

ders.: Einige charakteristische Züge der Oberflächengestaltung des nordwestdeutschen Flachlandes und die bei ihrer Herausbildung wirksamen Faktoren, in: Neues Arch. f. Nieders., Bd. 4, 1950, S. 475—488

Dörries, H.: Der gegenwärtige Stand der Stadtgeographie, in: Pet. Mitt. Ergänzungsheft 209, 1930

Hanisch, W.: Südoldenburg. Beiträge zur Verfassungsgeschichte der deutschen Territorien, Vechta 1962

Hartung, W.: Zur Kenntnis des Interglazials von Quakenbrück und seiner weiteren Verbreitung im Kreis Bersenbrück und Südoldenburg, Z. dt. Geol. Ges. 105, 1954, S. 95—105

Hofmeister, B.: Stadtgeographie, Braunschweig 1969

Keller, G.: Untersuchungen über die strukturellen und geohydrologischen Verhältnisse in den südlichen Dammer Bergen, Z. f. prakt. Geol., 1940, H. 12, S. 1—7

ders.: Die Beziehung des Rehburger Stadiums südlich Ankum (Kr. Bersenbrück) zur saaleeiszeitlichen Grundmoräne, in: Eiszeitalter u. Gegenw., 3, Ohringen 1953, S. 58—64

Lüttig, G.: Heisterbergphase und Vollgliederung des Drenthe-Stadiums, in: Geol. Jb. 75, Hannover 1958, S. 419—430

ders.: Eiszeit-Stadium-Phase-Staffel, eine nomenklatorische Betrachtung, Geol. Jb. 76, Hann. 1959, S. 235—260

Meisel, S.: Die naturräumlichen Einheiten auf Blatt 70/71 Cloppenburg-Lingen, in: Geogr. Landesaufnahme, Remagen 1959

Meißner, H.-A.: Vechta in Oldenburg, eine stadtgeographische Studie, Maschinenschrift, 1969

Mensching, H.: Geomorphologische Beschreibung, in: Landformen i. Kartenbild, Gruppe I, Nordt. Flachland, Kartenprobe 5, Braunschweig 1969, S. 5—10

Richter, K.: Die Entwicklungsgeschichte der Täler zwischen Lathen und Verden/Aller, in: Geol. Jb. 65, 1949, S. 641—655

ders.: Geschiebegrenzen und Eisrandlagen in Niedersachsen, Geol. Jb. 76, Hann. 1959, S. 223—234

Rohling, J.: Beiträge zur Stratigraphie und Tektonik des Tertiärs in Südoldenburg, Bonn 1941

ders.: Vom Baugrund der heimatlichen Erde, in: Festschr. z. Heimatwoche d. Landkreises Vechta, Vechta 1954, S. 6—15 .

Rothert, H.: Stiftsburg und Flecken Vörden, in: Mitt. Ver. f. Gesch. u. Landeskde. v. Osnabr., Bd. 42, 1919, S. 1—52

Rüthning, G.: Urkundenbuch von Südoldenburg, Oldenburg 1930

Schwarz, G.: Allgemeine Siedlungsgeographie, Berlin 1966

Seeger, H. J.: Westfalens Handel und Gewerbe vom 9. bis 14. Jahrhundert. Studien zur Geschichte der Wirtschaft und Geisteskultur, Berlin 1926

Sello, G.: Die territoriale Entwicklung des Herzogtums Oldenburg, Göttingen 1917

Sievers, A.: Südlicher Cloppenburger Geestrand und Moorbach (-Hase-) Niederung bei Vechta i. O., in: Schrader, E., Die Landschaften Niedersachsens, Hannover 1957, Nr. 60

dies.: Interpretation Blatt Vechta, in: Deutsche Landschaften. Erläuterungen zur topographischen Karte 1:50 000, Lieferung 2, Bad Godesberg 1969

Stille, H., u. Brinkmann, R.: Der Untergrund des südlichen Oldenburg und der Nachbargebiete, Abh. d. Preuß. Geol. Landesanstalt, Neue Folge, H. 116, Berlin 1930

Terheyden, O.: Geschichte der Stadt Vechta im Mittelalter, in: Festschr. z. Heimatwoche d. Landkreises Vechta, Vechta 1954, S. 22—40

Wager, R.: Saaleeiszeitliche Stauchzone der Dammer Berge, in: Geol. Exkursionsführer f. Osnabrück, Osnabrück 1952, S. 58—59

Willoh, K.: Der Wiederaufbau der Stadt Vechta nach dem Brande von 1684, in: Jb. f. Gesch. d. Herzogtums Oldenburg, Nr. 7, Oldenburg 1898, S. 87—106

Wöhrmann, A.: Vechtas Übergang von der Burgstadt zur Festungsstadt. Eine Darstellung nach schwedischen Unterlagen, in: Heimatblätter, Beilage zur Oldenburgischen Volkszeitung, Nr. 4, Dez. 1964, 43. Jg.

Woldstedt, P.: Norddeutschland und angrenzende Gebiete im Eiszeitalter, Stuttgart 1950

Landesbibliothek Oldenburg

Die Sage von der Krätzeldobbe in Scharrel

(nach Johann Friedrich Minssen)

Von Walter Deeken

Dr. phil. Johann Friedrich Minssen, geb. 1823 zu Jever, war Theologe. Da er für das Amt eines Pfarrers noch zu jung war, hielt er sich 1846 für drei Monate als Sprachforscher im Saterland auf.

Hier verfaßte er seine „Mittheilungen aus dem Saterlande", die als umfangreiche wissenschaftliche Arbeit in der Zeitschrift „Friesisches Archiv", die sein Onkel herausgab, veröffentlicht werden sollten. In einem viele Seiten umfassenden „Anhang" hat Minssen Märchen und Sagen, sowie Erzählungen aus der saterländischen Geschichte und über Sitten und Gebräuche meist in Scharreler Mundart niedergeschrieben. Bemerkenswert ist eine Sammlung von fast tausend Sprichwörtern und Sprüchen.

Der erste Teil dieser „Mittheilungen" erschien 1854 in der obengenannten Zeitschrift. Die anderen Teile der Handschrift blieben ungedruckt. Später hat Minssen das Manuskript dem Schriftsteller L. Strackerjan übergeben. Dieser übersetzte die Sagen und Geschichten ins Hochdeutsche und veröffentlichte sie in seinem Werk „Aberglaube und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg".

Die Krätzeldobbe in Scharrel in der Nähe des Maiglöckchenwaldes im Jahre 1952
Foto: Walter Deeken

Landesbibliothek Oldenburg

L. Strackerjan starb 1881. Seitdem war die Handschrift verloren, bis man 1948 und 1958 die fehlenden Teile in Leeuwarden, Niederlande, und Aarhus, Dänemark, wiederfand.
Daß sie nun als Buch zugänglich sind, ist das Verdienst von Pit Kramer, Nijmegen, der sie bearbeitet und 1965 bzw. 1970 durch die Friesische Akademie, Leeuwarden, herausgegeben hat. Kramer hat in Zusammenarbeit mit Hermann Janssen, Ramsloh, noch mehrere Schriften in saterländischer Sprache veröffentlicht, insbesondere das „Seelter Woudebouk".
Aus „Mittheilungen aus dem Saterlande" von Minssen möge hier eine gekürzte Fassung der Sage von der Krätzeldobbe in Scharrel folgen.

Saterländisch

Dju Klokke mäd Jäild in'nen Krätzeldobbe

In de Tid as doo Mansfaildere ut Aastfraisland altoumäts'n Utfal ätter Selterlound dieden, kwieden doo Ljude ut Schäddel: „Wie dwoo niks beeter, as wi gunge bi, nieme us al us Jäild wät wi hääbe, dwo dät in de Klokke, läite hier, dät Unnerste ätter boppen in den Krätzeldobbe sakje un lääse deer'n grooten Steen ap. Wan do Mansfäildere dan wääge sunt, gunge wi wai und hoalje den Klokke mäd Jäild wier ut dän Dobbe."
Dän Foarsleek noomen se oun un diedene dät soo.
Ätters as doo Mansfäildere wääge wierene, wüllene doo Schäddeler uk insen wai un hoalje de Klokke mit dät Jäild wier häärut. Dju Klokke mit dät Jäild und dän Steen waas soo fier in de wooke Grund waisakjed, dät deer stud wul'ne Hushöchte Woater ap. Dju Klokke waas unmuugelk tou krigen, un soo schäl dju Klokke mäd dät Jäild un den Steen deerap noch oane sitte tou nu tou (1846!).
Foar umtrent soogentich Jier kreegene wäkkene ut Schäddel dät in dän Kop, dän Krätzeldobbe loostouschäppen. Joo gunge tou wierke mäd'n Taarbolje spikered ap twäin Stokke un där twäin mäd ant schäppen, eenige mäd Wonne, oankelde mäd Oosfeete (= hölzerne Schöpfschaufel. Minssen). Joo kreegene dät Woater deer soo fier ut, dät joo kreegene dän groote Steen al tou sjoon, deerunner dju Klokke lääse schul. Nu geen et an't Schäppen und Allaarmjen, dät doo Ljude int Täärp dät heerdene. Do ronne aal ap tou un wüllene mee tou dät Jäild heere. Dät wüllene doo eerste nit toustounde. Joo hieden sik der bolde bi sloain. Deerbi smeet dju Woaterwälle in dän Dobbe so stärk ap, dät joo dät Woater nit läiger krige kudene. Doo moastene joo et toureeke un läite wät deer liech.
Un soo lait et noch.

Deutsch

Die Glocke mit Geld im Krätzeldobbe

Zur Zeit, als die Mansfelder manchmal von Ostfriesland aus ins Saterland einfielen, sagten sich die Scharreler: „Wir können nichts Besseres tun, als all unser Geld in unsere Kirchenglocke zu legen und sie, die Unterseite nach oben, in den Krätzeldobbe zu senken. Darüber legen wir einen großen Stein. Wenn die Mansfelder wieder abgezogen sind, holen wir die Glocke und das Geld wieder aus dem Loch." Der Vorschlag wurde angenommen.
Als später die Mansfelder (aus Ostfriesland) abgezogen waren, wollten die Scharreler einmal die Glocke mit dem Geld wieder herausholen. Aber die

Landesbibliothek Oldenburg

Glocke mit dem Geld und dem Stein war so weit in den weichen Grund gesackt, daß das Wasser wohl haushoch darüber stand. Es war unmöglich, die Glocke zu holen, und so wird die Glocke mit dem Geld und dem Stein darauf bis jetzt noch in dem Loch liegen (1846!).

Vor etwa 70 Jahren gingen einige Leute aus Scharrel daran, den Krätzeldobbe trocken zu legen. Zwei schöpften mit einem Teerfaß, an das zwei Stöcke genagelt waren, einige mit Wannen, andere mit Schöpfeimern. Sie schafften das Wasser soweit heraus, daß sie den Stein, unter dem die Glocke liegen sollte, schon sehen konnten. Sie arbeitete weiter und machten dabei einen Lärm, daß die Leute im Dorf es hörten und herzu kamen, um vom Geld ihren Teil zu bekommen. Das wollten die ersten nicht zulassen. Fast hätte es eine Schlägerei gegeben. Inzwischen stieg die Wasserwelle im Dobbe so stark, daß er wieder voll Wasser lief. So mußten sie aufgeben und liegen lassen, was da lag.
Und so liegt es noch.

Die Sage von der Krätzeldobbe ist in Scharrel nie vergessen gewesen. Junge Leute haben immer mal wieder versucht, das Wasserloch leerzupumpen und die Sage auf ihren Wahrheitsgehalt hin zu untersuchen. Jedesmal hatten sie kurz vor dem Ziel ein Mißgeschick, ein Gewitter oder Regenschauer, so daß nachher alles wieder unter Wasser stand.

Bei der Begradigung der Saterems um 1960 setzte man sogar einen Bagger ein. Man erreichte wohl die Sandschicht, aber eine Glocke fand man nicht. Als der Bagger umzustürzen drohte, hörte man auf.

Heute liegt an dieser Stelle ein hoher Damm, über den wohl schon im nächsten Jahr der Verkehr der neuen Bundesstraße 72 rollen wird.

Sitte und Brauch im Wandel der Jahre

Die Roggenernte

Von Franz Kramer

Sülwerblanke Seissen duket
Deip in gollne Äöhrenflot.
Schraote Rieg. — De Maihers bruket
Breeten Swung un fasten Fot.
Wichter stellt de haugen Garben,
Glainig unner 'n witten Hot —
All dat Liäben, all de Farben,
Vuller Lust un Kraft un Glot!

(Wibbelt, Pastraoten Gaoren)

Erntetage waren bei allen Völkern und zu allen Zeiten heilige Tage. Bei unsern Vorfahren ruhten während dieser Zeit Rechtsprechung und Gerichtstagungen. Mit einer Feier begann die Erntezeit, mit einem Festtag wurde sie abgeschlossen.

Landesbibliothek Oldenburg

Mehr als wir es heute noch erleben können, war die Erntezeit Schicksalszeit des bäuerlichen Volkes, bestimmte Wohl und Wehe des Landes, in unserm Raum die Getreideernte, in Süddeutschland auch die Weinernte. Bei Mißernten kamen harte Zeiten, Notzeiten, Hungersnöte. Es war früher kaum möglich, durch andere Erzeugnisse wie heute durch Kartoffelanbau und Gemüsekulturen, durch Erzeugnisse der Veredelungswirtschaft, Milchwirtschaft, Viehhaltung u. ä. die Ausfälle auszugleichen. Von der Aussaat bis zur Ernte sorgte und bangte der Bauer um seine Getreidefelder. Die Abhängigkeit des Wachstums von dem Wetter drückt sich während des ganzen Jahres in vielen Wetter- und Bauernsprüchen aus:

Januar muß vor Kälte knacken,
Wenn die Ernte gut soll facken.
Vinzenzi (22. Januar) Sonnenschein,
Bringt viel Korn und Wein.
Lichtmeß dunkel
Wird der Bauer ein Junker.
Wenn April bläst in sein Horn,
So steht es gut um Heu und Korn.
Mairegen auf die Saaten,
Dann regnet es Dukaten.
Wer auf Medard (8. Juni) und Anton (13. Juni) baut,
Kriegt Flachs und Kraut.
Wenn's nicht donnert und blitzt,
Wenn der Schnitter nicht schwitzt,
Und der Regen dauert lang,
Wird's dem Bauersmann bang.

Wichtige Lostage für die Erntezeit sind der Siebenschläfertag (27. Juni) und die Hundstage vom 23. oder 24. Juli bis zum 23. oder 24. August. In diesem Zeitraum durchläuft die Sonne das Tierkreiszeichen des Löwen; sie steht jeden Morgen mit dem Hundsstern (Sirius; Stern erster Größe im Sternbild des Großen Hundes) zu gleicher Zeit über dem Horizont, daher die Bezeichnung Hundstage. Im Volksglauben heißt es:

Hundstage hell und klar
Deuten auf ein gutes Jahr;
Werden Regen sie bereiten,
Kommen nicht die besten Zeiten

Lostage haben im Zeitalter der meteorologischen Höhenforschung, der Wetterkarte, der Wettervorhersage ihren ursprünglichen Wert verloren. Auch heute ist die Ernte vom Wetter abhängig — die Wetterlage bestimmt Anfang und Fortgang der Ernte; aber Dauer und Tempo diktieren Traktoren, Mähmaschinen und Mähdrescher.

Nach altem Glauben vieler Völker, die vorzugsweise Ackerbau trieben, wohnten in den Feldern Gottheiten und Dämonen, denen der Landmann opferte, damit sie ihm gut gesinnt blieben. Frühe Zeugnisse über die Namen besonderer Wachstumsgeister bei den germanischen Völkern fehlen uns. Die Geister um die Erntezeit werden Korndämonen genannt. Korndämonen sind mythische Wesen, die sich als Fruchtbarkeitsgeister im Getreidefeld aufhalten — bald den Menschen gut, bald böse gesinnt; sie haben

Landesbibliothek Oldenburg

im Volksglauben gespensterhafte Tier- und Menschengestalten angenommen und spiegeln Sorge und Furcht des Menschen und die enge Verbundenheit der täglichen Arbeit mit der ihn umgebenden Natur wider. Im deutschen Sprachgebiet tragen sie klangvolle Namen wie Wind- und Wetterkatze, Erntebock, Roggenwolf, Roggenmuhme, Kornalte, Butzenbummel, Nachtwisch, Wullwux, Sichelweib, Bilwisreiter. Am bekanntesten ist die Roggen- oder Kornmuhme, ein weiblicher Korngeist, der durch das reifende Ährenfeld geht, die einzelnen Ähren schützt und die Kinder erschreckt.

Als unheilvoller Nachtwächter und Vernichter war vor allem in Süd- und Ostdeutschland der Bilwisschneider oder Bilwissreiter gefürchtet — in frühester Zeit (vor 1300) ein menschenfeindlicher Naturdämon, später als Zauberer, Hexe und auf deutschem Boden als Korngeist bezeichnet. Mit der Schnittsichel an seinem Geißfuße schneidet er lange Streifen durchs Getreide; so holt er als wilder Mann in Gesellschaft nachtfahrender Hexen seinen Zehnten an Roggen und Weizen. In Bußbüchern des 14. und 15. Jahrhunderts sind die vom Abendmahl ausgeschlossen, „die da sagen, daß sie mit der Perchta, den Bilwissen und Truden auf den Blocksberg fahren." Der Bilwissreiter ist die Personifizierung der Ursachen von Schwund im Kornfeld (Mäusefraß, schlechter Boden, ungleiches Saatgut u. ä.).

Denn am Tag der Sonnenwende
Sprengt beim Schall der Abendglocke
Schattengleich der Bilwissreiter
Durch die Flur auf schwarzem Bocke.

Weber, Dreizehnlinden

Das älteste Gerät für die Getreideernte ist die Sichel, ein Arbeitsgerät mit verhältnismäßig geringen Leistungen; sie ist in unserm Raum seit Generationen nicht mehr als Hauptarbeitsgerät eingesetzt worden.

Als Zwischenstufe zwischen Sichel und Sense ist die Sicht anzusehen. Ingeborg Weber-Kellermann schreibt dazu (a. a. O. S. 312) „Die Verbreitung blieb zunächst auf den niederländisch-niederdeutschen Raum beschränkt und wies später ein zweites, weit geringeres Zentrum im Baltikum auf. Ihre Entwicklungsgeschichte läßt sich nicht weiter als bis ins 15. Jahrhundert zurückverfolgen. Die Sicht ist eine Art Kniesense mit kurzem, gerade nach oben gerichteten Baum, die der Schnitter in der rechten Hand führt, während er in der linken einen eisernen Haken, den sog. Mahdhaken, hält und damit die abzuhauenden Halme jeweils in Garbengröße zusammenzieht. Dadurch wird die Arbeitskraft gespart, die beim Sensenmähen häufig als Abraffer fungieren muß."

Im Raum Dinklage, Quakenbrück, Badbergen und Gehrde mähte man vor 1914 und teilweise noch bis 1925/30 beim Anmähen mit Sägt un Bick (Sichte, Siget, Säget), eine kurzstielige Sense — nach Pessler auch in Ostfriesland und im Westerwald bekannt. Die Säget hat einen etwa 70 cm langen Holzschaft, am Ende rechtwinklig dazu einen Griff (10 cm) und daran wieder rechtwinklig eine etwa 30 cm lange Unterarmstütze (vgl. Bild). Der Mäher faßte die Säget am Griff, legte den rechten Unterarm auf die verbreiterte Unterarmstütze; und so mähte er rechtshändig. Das Mähen war mehr ein Schlagen, 4—6 mal für eine Garbe. In der linken Hand trug er den Bickhaken, mit dem er das Getreide erfaßte. Mit Sichel und Bick legte er jeweils die

Landesbibliothek Oldenburg

Sägt un Bick *Foto: G. Pölking, Dinklage*

Mahd zu einer Garbe für die Binderin zurecht. Zwei Mäher hatten nur einen Utnähmer, weil der Mäher die Garben schon aus dem Matt gezogen hatte; sie brauchten nur noch gebunden zu werden.

Das Hauptarbeitsgerät in der Ernte war vor der Einführung der Erntemaschinen die Sense. In den Hauptteilen besteht sie aus dem Sensenbaum, etwa 1,80 m lang, nach Gegenden sehr verschieden, und dem Sensenblatt von unterschiedlicher Größe (von 75 cm bis 115 cm, hierzulande um 80—90 cm). Für die Getreideernte wurde sie an einigen Orten mit dem „Jäger" (Seissenbogen) versehen, einem Bügel aus Draht oder Korbweide, der am unteren Ende des Sensenbaumes befestigt war; dadurch sollte die Mahd einigermaßen zusammengehalten und gut ins Matt gelegt werden.

In den Tagen vor Erntebeginn klang der metallene, eintönige Klang des Sensendengelns durch die Bauerschaft oder über die Dorfstraßen, oft in der Abenddämmerung oder in der Frühe — Anruf und Aufruf zu harten Arbeits-

Landesbibliothek Oldenburg

wochen. Das „Seissenhaorn" geschah auf dem Haorspitt (Dengelspitt), einem kleinen Amboss mit etwa 6 × 6 cm Schlagfläche, der bis zu einem Querstock in die Erde oder, angespitzt, in einen Baumstumpf geschlagen wurde. Den Sensenbaum hielt ein Twillstock, hinter dem Arbeiter aufgestellt. Mit dem Haorhaomer, an beiden Seiten abgespitzt mit breiter Fläche, schlug der Landmann an der Sensenschneide ein Haorpatt entlang. Das stete Klopfen erhitzte den Stahl, der sich langsam wieder abkühlte und dadurch weicher wurde, so daß die Sense während des Mähens mit dem Seissenstrick leichter gestrichen (geschärft) werden konnte. In alten Zeiten verfertigte der Bauer selbst den Seissenstrick. So legte er poriges Eichenholz ins Wasser, in die Poren schwemmte er feinen Streusand ein; der Vorgang mußte oft während des Mähens wiederholt werden.

Über die Einführung von Erntemaschinen im Oldenburger Münsterland kann hier kein vollständiges Bild gegeben werden; folgende Angaben liegen vor: Einführung von **Mähmaschinen** (ohne Ableger, zuerst als Grasmäher) 1898 Meyerhöfen (Visbek); 1900 Hagen; 1902 Goldenstedt, amerik. Herkunft; 1905 Ambergen; 1905/07 Holdorf; **Mähmaschinen** mit Ableger um 1912; 1918 Molbergen; 1920 Altenoythe; **Selbstbinder** 1912 Handorf (amerik. Herkunft); verstärkter Einsatz nach dem 1. Weltkrieg; 1936 Altenoythe; 1938 Bakum.

Mähdrescher 1952 Mittelthüle, gezogener Mähdrescher Marke Claas; 1954 Hinnenkamp, 1953 Selbstfahrer, Böen, Dingel, Bevern; 1954 im Landkreis Vechta 11 Mähdrescher (Damme, Langförden, Visbek und Goldenstedt); 1958 Altenoythe, 1957 Kroge, 1955 Hausstette[1]).

„Jakobi is dei Roggen riep, un wenn hei noch nich riep is, dann riept hei Dag un Nacht." Der Reifeprozeß findet Ausdruck in dem Wort: „Dei Roggen mott 14 Daoge bleihn, 14 Daoge riepen und 14 Tage brunmaolen (Bräune der Halme und der Streifen am Korn)." Die Reife des Roggens stellt der Bauer durch die Daumenprobe fest, das ist das Brechen des Korns über dem Daumennagel („wenn noch Melk drin is, dann is hei noch nich riep") und durch die Gelbreife. Wossidlo berichtet aus Mecklenburg: „De Buurn nehmen'n Roggenkuurn in de Mund. Wenn dat knackt, wenn se't dörchbiten deden, dann wier he riep — süss würd nicht anmeiht."

Gaunsdag nao Jakobi (Damme) ist Erntebeginn. Jakobitag am 25. Juli war ein wichtiger Lostag im Leben der Bauern. Dieser Tag galt allgemein als Beginn der Mahd. Leben und Sterben des Apostels Jakobus des Älteren haben keinen Bezug zum bäuerlichen Leben. Allein die Tatsache, daß sein Gedächtnistag in die Zeit des Erntebeginns fällt, hat ihm seinen Platz im Bauernkalender gegeben: Jakobitag im Schnitt. Auf leichten Sandböden (in Vechta auf dem Sünnenkamp und im Oyther Esch, im Holdorfer Esch, in Südlohne und Brägel) begann die Ernte früher als auf schweren und feuchten Böden (Dinklage).

In unserer Gegend war es nicht Brauch, die Ernte mit gemeinsamem Gebet, Gottesdienst oder Glockenläuten zu beginnen. Vielerorts in deutschen Lan-

---

[1]) Den technischen Aufbau der Erntegeräte zur Erntezeit, ihre Funktion und ihren Einsatz habe ich nur am Rande berührt. Der Atlas der Deutschen Volkskunde in Bonn hat im Jahre 1965 in einer Umfrage eine Bestandsaufnahme der alten Arbeitsgeräte und ihre Arbeitsweise vorgenommen. Das Ergebnis dieser Umfrage ist mir nicht bekannt.

Landesbibliothek Oldenburg

Ein Erntetag in der Bether Heide 1902. Im Vordergund mit Fahrrad Georg Wehage
Foto: Sammlung A. Niemeyer-Bethen

den, in unserem Raum vor allem in Ostniedersachsen, war das „Anbinden" Brauch am ersten Erntetage. Der Vormäher begrüßte den Bauern auf dem Felde, die älteste Binderin band dem Herrn kleine Ehrenkränze um den Arm und sprach den Bindespruch; der Bauer dankte mit einem kühlen Trunke. Die Bindesprüche, aus unserer Heimat nicht überliefert, gehören zum ursprünglichen Volksgut.

Dies geschieht dem Herrn zu Ehren,
Seine Gaben zu vermehren.
Wir binden nicht aus Haß und Neid,
Sondern aus Liebe und Freundlichkeit.
Der Herr mög' sich nicht lang bedenken,
die Gesellschaft zu beschenken.

(Calenberger Gegend)

Neue Helfer und Helferinnen wurden über den Hocken geworfen (öwer den Hocken setten), oder die Schnitter putzten ihnen die Füße, oder sie erhielten einen Erntekranz (das sog. Hänseln, Bräuche bei Aufnahme in eine Gesellschaft). Dafür mußten sie sich durch eine Flasche Schnaps freikaufen, sonst wurden sie über das Stoppelfeld gezogen (Lohne).

Der Erntetag begann meist morgens, sobald das Getreide vom Tau abgetrocknet war, in einigen Bauerschaften auch später, sogar erst mittags. Der Arbeitstag war lang und schwer. Die Zahl der Mäher und Binderinnen richtete sich nach der Größe des Bauernhofes und der Zahl der zum Hofe gehörenden Heuerleute; vielfach wurden auch fremde Arbeitskräfte gedungen (Molbergen vom Hümmling). Auf einem mittleren Anwesen mähten

Landesbibliothek Oldenburg

bis zu 8 Mann und 8 Binderinnen. Oft war eine feste Reihenfolge Brauch: der Bauer mähte voran und gab das Tempo an, dann folgten der Knecht, die Pächter, die Heuerleute — oder Bauer, die Heuerleute nach dem Alter, der Kleinknecht, der Jungbauer. Jeder Mäher hatte sein Matt (Mahd), das ist die Reichweite beim Ausholen der Sense. Bei jedem Arbeitsgang am Felde entlang wurden soviel Matt erledigt, wie Mäher arbeiteten. Der Arbeitsrhythmus mußte immer gleich sein, damit ein Mäher dem Vordermann nicht „up't Matt köm". Von Zeit zu Zeit wurden die Sensen gestrichen; das war zugleich eine willkommene Pause. Legte der Vormäher nicht oft genug diese Pause ein, kam von hinten der Ruf: „Strieken un Wetten (Wetzen) deit dei Arbeit nich letten (aufhalten)." Im allgemeinen mähte man nach einer Richtung und ging „leer" zurück. Schwierig war die Arbeit, wenn das Getreide durch Unwetter „platt" lag oder das Feld verunkrautet war, vor allem durch die Vogelwicke. Den in Lagen gemähten Roggen nahmen die Binder auf; mit der Mattharke (in Damme Utgarvershaken), ein Rechen mit 3 oder 4 längeren hölzernen Zinken, oder mit zwei Bickhaken, meist aus Eschenholz, zuweilen mit längerem Stiel für die linke Hand, wurden die Garben geformt und mit einem Strohseil, gedreht aus 7—12 langen Halmen, gebunden. In einigen Bauerschaften (Neuenkirchen, Essen, Dinklage) band man die Garben zweimal — ein Ersseil und ein Koppseil — vielleicht abhängig von der Länge der Halme.

Die Männer trugen bei der Arbeit durchweg Leinenzeug und einen breitrandigen, aus Stroh geflochtenen Hut, die Frauen den Schlapphut oder Schlatthaut, Fludderhaut, Flapphaut, Klapphaut, Schladderhaut und stellenweise Schutzärmel. Ein guter Mäher schaffte am Tage 5—6 Scheffelsaat, etwa ½ ha. Nach einer Mitteilung verdienten die Mäher früher 3 Mark den Tag, die Binder 2 Mark, das Gespann also 5 Mark. Wer ein Twillöhr (Doppelähre) fand, steckte sie sich an den Hut; es bedeutete Glück. Ein Landmann, der am Roggenfeld vorbeikam, rief den Fleißigen „Gott help!" zu und erhielt die Antwort „Gott lohn't!" Beim Angelusläuten hielt man zu einem kurzen Gebet inne.

Bei der harten Arbeit gab es kräftige und reichliche Kost: am Morgen auf dem Hofe Baukweitenjannhinnerk mit 4 Ogen (Speckstücke) oder Buttermelk und Brot; zum Frühstück und zur Vesper Butterbrote, halb Stuten, halb Schwarzbrot, mit Wurst, Schinken oder Erntekäse; zu Mittag Hühnersuppe, Eintopf, reichlich Fleisch und abends oft Graute Bohnen mit Speck und dicke Melk. Als Abwechslung bei den Mahlzeiten war Erntekäse sehr willkommen, ein Magerkäse, oft selbst gemacht, der sich sehr dünn schneiden ließ; das Pfund kostete früher etwa 0,25 bis 0,30 DM. Das Mittagessen wurde zu Haus, Frühstück und Vesper auf dem Felde eingenommen. Gegen den Durst tranken die Erntearbeiter schwarzen Kaffee, oft mit einer Prise Salz, vielfach Brotwaoter — gekocht aus gesäuertem Schwarzbrot mit etwas Zucker, Salz, Essig oder geschlagenen Eiern als Zusatz, ein erfrischendes Getränk in der Hitze, und dann ab und zu Bier oder einen Schnaps — die Männer einen Bittern, die Frauen Anis (Erntebier, dunkel gebraut für die Erntezeit, z. B. in Dinklage bei Straoten Ornd oder in Cloppenburg bei Kleene oder in Bakum Minkenbeer). Aus dem Jahre 1798 ist aus Osnabrück belegt, daß auf verschiedenen Höfen für die Erntezeit noch Bier gebraut oder sonst käuflich beschafft wurde, damit alle nach Herzenslust davon

Landesbibliothek Oldenburg

Der Mäher benutzt den „Sägt", die Sichte und den Bick. *Foto: Archiv OV*

Landesbibliothek Oldenburg

trinken konnten. Fand während der Erntearbeiten eine Familienfeier (Verlobung, Hochzeit, Kindtaufe) statt, so wurde das Ereignis auf dem Felde mit einem Buddel Schmääs Klorn oder Ennekingschen (Carum) gefeiert. Gegen 6 Uhr nachmittags machten früher die Carumer eine Pause, „Piepenschoft" genannt; alle Mannsleute rauchten eine Pfeife; dabei wurde ein Buddel Sluck oder Bier ausgeschenkt, und das Gespräch ging lustig hin und her; dann ging die Arbeit weiter.

Meist wurde bis zum Sonnenuntergang gemäht; was am Tage geschafft war, mußte am Abend in Hocken gesetzt werden. Trotz harter Tagesarbeit waren alle beim Hocken froher Laune; sie scherzten und sangen ihre Lieder, bald lustig ausgelassen, bald gefühlsselig tragisch; dann kehrten sie heim und kündeten oft der Bauernfrau durch Schlagen an die Sense ihre Ankunft zum Abendessen an; das konnte spät sein. In manchen Gegenden unterschied man Hocken — meist 6 Garben — und Bülte — 12 bis 18 Garben; im Landkreis Vechta etwa 18 Garben, im Landkreis Cloppenburg 12. Zahl und Anordnung der Garben zu Hocken wechselten oft im eigenen Dorfe. Die Hocken mußten in gerader Linie auf das Stück gesetzt werden, einmal mit Rücksicht auf das Einfahren, dann auch wegen des „Falgens" (flaches Pflügen). Bei der Haferernte stellten die Mäher weniger Garben in einen Hocken; meist wurde er dann — wie auch gelegentlich beim Roggen — mit einem Strohseil zusammengebunden.

Wenn die Hocken oder Bülte gesetzt waren, wurde „getaogt", d. h. mit einer etwa 2 m langen Harke mit langen Tinnen, der Handtaoge, wurden die liegen gebliebenen Halme zusammengezogen, keine Ähre durfte verkommen.

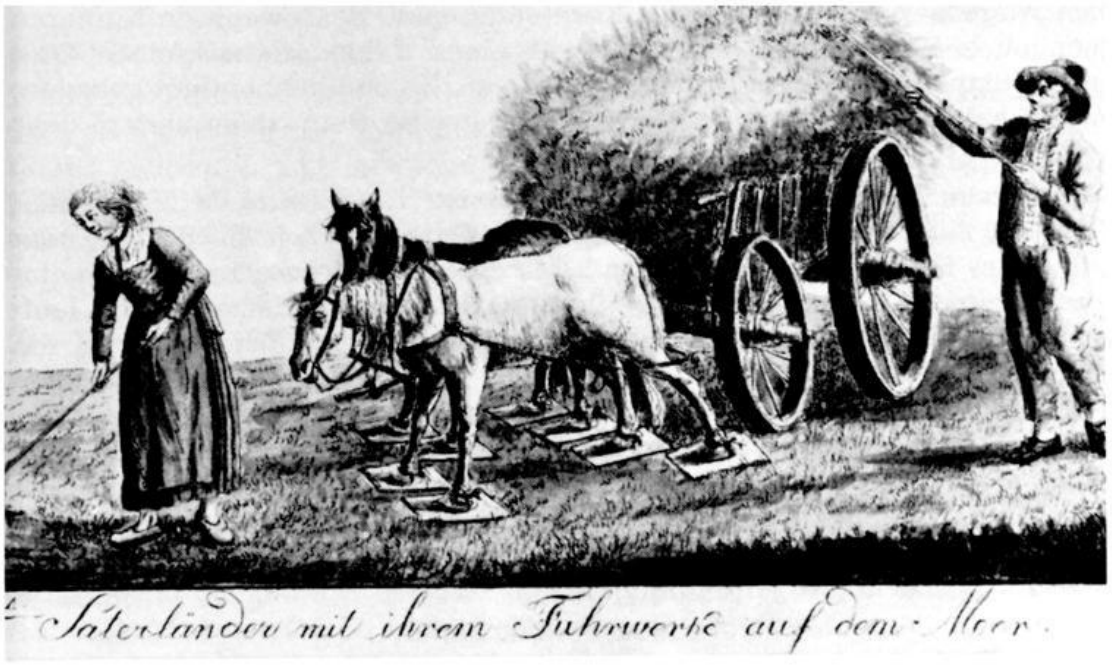
Eine Zeit voll Sorge und Mühe war die Erntezeit für den Landmann; sie ließ aber sein Herz höher schlagen, wenn es galt, den Erntesegen, den Lohn der Mühe, einzuheimsen. Das kam besonders zum Ausdruck am Schluß der Feldarbeit. Unsere Vorfahren haben in ständiger harter Arbeit dem Boden die Erzeugnisse abgerungen; sie hatten wenig Zeit für rauschende Feste. Der Abschluß der Ernte gab Anlaß zu kleinen Feiern, Ausdruck verhaltener Freude des Gesindes und stiller Dank des Bauern gegen Gott und seine Helfer.

In deutschen Landen waren die Ernteschlußbräuche um die letzten Halme, um die letzte Garbe, um das letzte Fuder besonders bunt und vielgestaltig. Die Gründe dafür sind mannigfach: man will dem Acker nicht alles nehmen; es soll der Ertrag der nächsten Ernte gesichert sein; man schenkt den Vögeln und Mäusen, oder man zahlt Tribut für dämonische Wesen (nach Satori). Das Brauchtum um die letzten Halme deutet darauf hin, daß Gedanken an die Zukunft des Ackers bestimmend sind. Die letzte Garbe wird besonders dick gebunden, daß sie allein steht und nach Masse und Gewicht auf den künftigen Erntertrag hinweist.

Oder sie wird zu einer Puppe gebildet. In die letzten Halme steckt man einen Maibaum (Harkemai, Erntemai). Schnitter und Schnitterinnen verweilen im stillen Gebet oder singen und springen. In diesen letzten Halmen war gleichsam noch einmal die Fruchtbarkeit des ganzen Ackers gesammelt, damit sie dem Felde für die Ernte im nächsten Jahre erhalten bleibe.

Darum wird die letzte Garbe dem Bauern beim Erntefest als Glückszeichen

Landesbibliothek Oldenburg



Vorlage aus der Sammlung des Museumsdorfes *Foto: Archiv Museumsdorf*

überreicht, damit er sie aufbewahre — oder anders gesagt: daß der Korndämon eine Bleibe habe bis zum nächsten Jahr. Oder der Harkemai wird mit Juchhe beim Einfahren heimgebracht und an „dei Niendöhrn" befestigt, bis „wier de Harkmai in fiort wä't" (Beckum).

Unter den Korndämonen nimmt in fast ganz Deutschland (vgl. Kröner) eine männliche Gestalt eine besondere Rolle ein, meist der Alte (dei Olle) genannt; er flieht bis in die letzte Garbe und wird gefangen. Nach Mannhardt ist der Alte die verkörperte Segenskraft des Ackerfeldes. Der Name der Alte geht über auf die letzte Garbe, ja oft auf den Schnitter, der die letzte Garbe schneidet. Den „Alten" bringen die Mäher vom Felde heim und überreichen ihn dem Bauern mit Sprüchen wie

Nehmen Sie den Alten wohl in Acht!
Er wird Sie behüten Tag und Nacht!

Auch andere Namen, meist Tiernamen, werden den Korndämonen gegeben, die in die letzte Garbe fliehen. Schnitter rufen: „In der letzten Garbe sitzt der Hase oder der Kornwulf oder der Hahn." Der Schnitter, der die letzte Garbe schneidet, trägt auch hier oft ein Jahr lang den Namen Hase, Hahn usw.

Im Oldenburger Münsterland war das Brauchtum am Ernteschluß nicht so farbenreich. Am verbreitesten war die Feier um den Peterbult, ursprünglich der letzte Hocken, aber auch die letzten Halme, die letzte Garbe. Damit verbunden war der Glaube, daß der Peterbult (Pärbult) für den Schimmel

Landesbibliothek Oldenburg

des Wodan sei. Aus Aufzeichnungen aus dem 17. Jahrhundert wissen wir, daß Wodan auf dem Ackerfeld Ähren geopfert wurden. 1593 schreibt der Rostocker Pastor Nikolaus Gryse in seinem Buch „Spegel des Antichristlichen Pavestdoms": Im Heidendome hebben tor Tydt der Arne de Meyers dem Affgade Woden umme gudt Korn angeropen; denn wenn de Kornarne geendet, hefft man up den lesten Platz eines Veldes einen kleinen Ordt unde Humpels Korns unafgemayet ston laten . . . und hebben ludt gebeden: Wode, hale dinem Rosse nu Voder, nu Distel un Dorn, thom andern Jahr beter Korn!" (Nach Wossidlo).

Das älteste Zeugnis aus unserer Gegend ist der Bericht des Dechanten Dr. Wulf aus Lastrup aus dem Jahre 1885. Danach ließen die Schnitter am Schluß des Mähens auf dem letzten Stück einen Büschel stehen, banden diesen an einen Stock oder Strauch, flochten Blumen hinein und riefen laut: „Peterbült, Peterbült he!" Dann wurde gesungen und gegessen, und die Leute sagten: „Wi hebbt den Peiterbult!" Dr. Wulf berichtet ferner von einer Dienstmagd aus Dwergte (Gemeinde Molbergen), die um 1860 aus der ersten ausgenommenen (nicht gebundenen) Garbe eine Handvoll Halme nahm, sie verstreute und feierlich sprach: „O Wode! O Wode!" Über den Sinn ihres Tuns gab sie keine Antwort. In Dwergte soll damals noch Sitte gewesen sein, beim Beginn des Mähens zu singen:

O Wode! O Wode!
Haol dinen Parden Foder,
Nu Distel un Dorn,
Ton ander Jaohr bäter Korn.

In der Bauerschaft Lodbergen sagten die Schnitter noch um 1919 bei Abschluß der Ernte: „Wir haben heute Peterbult!" Auf dem Acker blieb irgendwo ein kleiner Streifen Korn stehen. Die Bauersfrau brachte ein gutes Abendessen, der Bauer stiftete den Schnaps. Alle setzten sich auf einige Garben in der Runde, aßen, tranken und sangen. Der Roggenstreifen wurde beim Einholen der Garben abgemäht. Dieser Brauch am Ende der Mahd war in vielen Bauerschaften unseres Münsterlandes üblich. An einigen Orten lag der Peiterbult auf dem letzten Hocken; man versuchte, mit dem Ruf „Peiterbult! Juchhe!" über den Hocken zu springen.

In Märschendorf wurde beim Schluß des Mähens eine dicke Garbe gebunden und ein Birken- oder Erlenbusch hineingesteckt; diese hieß Arenmauer oder Erntemoder. Auch in anderen Gemeinden (Holdorf, Dinklage, Neuenkirchen) war dieser Brauch bekannt. In Bokelesch mähten die Arbeiter rund um das letzte Stück; sie wollten den Haosen aus dem Roggen treiben. In anderen Gegenden riefen die Schnitter: „Kiek tau, waor dei Haose henlöpp!" Der Ruf „Haoseee!" ertönte auch im Raum Vechta. In Goldenstedt versuchte jeder Mäher, den letzten Schnitt zu tun, um behaupten zu können, er habe den Haosen krägen. In Visbek sagten die Mäher am letzten Tag: „Dei Bur krigg van Daoge den Haohn!" und die Kinder versuchten, ihn zu sehen. Der Hahn hat zu allen Zeiten als Verkörperung von Fruchtbarkeitsgeistern Bedeutung gehabt (Hahnenschlagen).

In den Bauerschaften der Gemeinde Visbek wurden am Ende der Roggenernte eine oder mehrere Garben zurückgelassen als sog. Baehocken (Bethocken). Sie wurden nach Ende der Ernte zu einem Platz gebracht und dort

Landesbibliothek Oldenburg

versteigert, der Erlös zum Pfarrhaus gebracht. Am nächsten Sonntag verlas ein Geistlicher: „Die Roggenernte ist beendet; die Besitzer haben Gott ein großes Opfer gebracht; wir bitten um Gottes Segen für die kommende Arbeit." Auch in anderen Gemeinden blieb auf dem Esch eine Anzahl Hokken als Pröwenanteil stehen, die dann der Küster einsammelte. Dieser Anteil ist stellenweise noch bis in die 20er Jahre gehoben worden.

Wenn die Garben unter dem Seil trocken waren — meist bei gutem Wetter nach sieben Tagen — wurde eingefahren. Zwei Aufsticker und zwei Packerinnen packten den Leiterwagen „kunstgerecht". Ein Bindebaum (in Vechta Pullerboom, in Friesoythe Pummelboom, in Damme und Löningen Wäse- oder Wäselboom, in Goldenstedt Biddelboom) wurde quer über das Fuder gelegt und durch das Vorderreep und das Hinterreep aus Hanf meist mit einer Zugvorrichtung, dem Trühaken, an den Leddern befestigt. Zwei Pferde zogen den Erntewagen auf die Diele genau unter die Dachluke; dann begann das Affsticken. Vielfach wurden die ersten vier Garben in Scheune und Dieme in Kreuzform gelegt (Goldenstedt). Im allgemeinen arbeiteten die Einbringer mit „staohn Waogen" oder Tüskenwaogen, d. h. mit zwei Gespannen: ein Leiterwagen wurde auf dem Felde beladen, zur gleichen Zeit der andere auf der Diele abgeladen, so daß ein Wagen frei war, wenn das volle Fuder auf die Diele kam. Gepackt wird auf den Balken, später in die Scheune oder in die Diemen. Je zwei Garben legte der Packer mit den Ähren gegeneinander, z. T. übereinander, das Strohende nach außen. Gestapelt wurde bis zum Hahnenbalken. Die Diemen sind erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bei uns bekannt geworden. Darüber schreibt Hans Ostendorf in der Chronik der Familie Gellhaus von Gut Brettberg, das am 1. Mai 1895 abgebrannt war, u. a.: „Von dem Brandunglück hatte man auch den in Kansas, USA, ansässigen Bruder Bernard benachrichtigt. Dieser kam herüber. Er kannte von drüben das Fassen der Erntegaben in großen Haufen; und unter seiner tatkräftigen Mithilfe erstanden auf dem nahegelegenen Bergesch zwei große Garbenhaufen, fein säuberlich gepackt, so daß keine Garbe vom Regen und selbst nicht in der Winterzeit unbrauchbar wurde. Dieses erstmalige Aufrichten von Garbenhaufen in der freien Natur fand damals viele Neugierige und in den folgenden Jahren eifrige Nachahmung."

In vielen Gegenden unseres Vaterlandes schmückten die Schnitter das letzte Fuder, wie Schiller sagt:

Bunt von Farben, auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.

Gewiß freuten sich Bauer, Mäher und Binderinnen über den glücklichen Abschluß der Ernte, und gutes Essen und reichliches Trinken spendete der Bauer; aber von einem Erntefest als gemeinsames Brauchtum kann im Oldenburger Münsterland nicht die Rede sein. Bauerschaften hatten wohl ihr Erntefest, den Ernteball, den Holskenball. Auch die katholische Kirche kennt in der Liturgie kein eigentliches Erntefest; Erntedank wurde verbunden mit den Herbstquatembertagen, Michaelis, Kirchweih (allg. Kirchweih am 3. Sonntag im Oktober), Allerheiligen, Martini. Erst in den letzten Jahr-

Landesbibliothek Oldenburg

zehnten verband die katholische Kirche mit der Feier des 1. Sonntags im Oktober den Erntedank; Früchte des Feldes legten die Gläubigen als Symbol des Dankes und des Opfers auf den Altar. Die evangelische Kirche feierte seit dem 18. Jahrhundert regelmäßig ein Erntedankfest, hervorgegangen aus einem zweiten Buß- und Bettag. Im Lande Oldenburg hatte die ev.-luth. Kirche bis vor wenigen Jahren am Freitag nach dem 15. Oktober ein eigenes Erntedankfest; an diesem Tage war schulfrei. Das Bemühen der Landjugend, ein eigenes Erntedankfest zu gestalten, hat in einigen Gemeinden guten Erfolg gezeigt: Kirchliche Feier, Erntegaben, Erntekranz, Volkstänze, Gedichte, Lieder, Mitwirkung der Vereine, Erntewagen und Umzüge (Molbergen, Bevern, Löningen, Thüle, Brägel).

Die Ernte ist und bleibt die wichtigste Zeit für den Landmann. Gewandelt hat sich in den letzten Jahrzehnten die Art und Weise, wie die Erntearbeit durchgeführt wird, und diese Wandlung ist noch nicht zu Ende. Die Zeit, da der Landmann mit seinen eigenen Händen den Boden bearbeitete, den Samen streute und das Korn erntete, ist dahin. Dieses Tun war noch eine unmittelbare Verbindung des Menschen mit seinem Boden und dem Ertrag seiner Arbeit. Heute hat sich die Maschine zwischen Erde und Mensch geschaltet. Die Arbeit ist rationeller geworden, wird schneller und sauberer als vordem erledigt. Maschinen sind notwendig, nur so kann der Bauer heute seinen Betrieb leistungsfähig erhalten; aber sie verlagern das Verhältnis des Landmanns zu seinem Boden und zu seiner Arbeit; aus dem Unmittelbaren wird das Mittelbare.

Festwagen mit Erntekrone beim Erntedank *Foto: Haupt-Hengelage*

Landesbibliothek Oldenburg

Mit dem Siegeszug der Technik ändern sich im Jahreslauf auch Brauch und Brauchtum. Wir wollen nicht vergessen, was früher war, wollen freudig rückwärts schauen, aber auch das Neue bejahen. Wir müssen in die Zukunft sehen und darauf hinweisen, daß bei allem Wandel im technischen Zeitalter der alte, gesunde Geist der Arbeit erhalten bleibe.

Bräuche zur Erntezeit und zum Erntedank müssen erkennen lassen, daß Erntezeit auch heute noch im bäuerlichen Lebenskreise Höhepunkt des Jahresablaufs ist. Erntebräuche müssen getragen werden vom Dank gegen Gott, von der Pflege der Gemeinschaft des schaffenden Landvolkes, von der Verbundenheit mit dem Boden und dem Ja zur Arbeit. Und es könnte bei Erntefeiern der Gedanke mitsprechen, daß aus der Fülle auch dem eine Gabe zuteil werde, der noch in Einsamkeit und Not leben muß.

Fortsetzung folgt

Literatur:

1. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, 10 Bände, Berlin und Leipzig 1934/35
2. Wörterbuch der deutschen Volkskunde, 2. Aufl., Stuttgart 1955
3. Niedersachsen, Zeitschrift, Jahr 4, 1899; Jahr 5, 1899/00; Jahr 7, 1901/02; Jahr 11, 1905/06; Jahr 15, 1909/10
4. Heimatblätter, Beilage zur Oldenburgischen Volkszeitung, Jahrg. 9 (1931)
5. Albers, Feldpostille und Feldchronik, Stuttgart 1907
6. Dierks, Aus dem Tagewerk deiner Väter, Oldenburg 1937
7. Fehrle, Feste und Volksbräuche im Jahreslauf europäischer Völker, Kassel 1955
8. Hahne, Vom deutschen Jahreslauf im Brauch (Deutsche Volkheit, 30. Bd.), Jena 1926
9. Henrichs, Kult und Brauchtum im Kirchenjahr, Düsseldorf 1967
10. Hollnsteiner, Heimatliches Brauchtum, Wien 1947
11. Mannhardt, Roggenwulf und Roggenhund, Danzig 1866
12. Mannhardt, Die Korndämonen, Berlin 1868
13. Mannhardt, Wald- und Feldkulte, 2. Aufl. 1. Bd., Berlin 1904
14. Oldenburg, ein heimatkundliches Nachschlagewerk, zusammengestellt Hellbernd-Möller, Vechta 1965
15. Ostendorf, Joh., Familie Gellhaus, 1955
16. Pessler, Handbuch der deutschen Volkskunde Bd. 2, Potsdam o. J.
17. Pfannenschmid, Germanische Erntefeste im heidnischen und christlichen Cultus mit besonderer Beziehung auf Niedersachsen, Hannover 1878
18. Rathgeber, Im Schatten des Dorfkirchleins, Kempten 1923
19. Satori, Sitte und Brauch 2. Bd., Leipzig 1914
20. Schmidt, Volkskundliche Plaudereien, Bonn 1941
21. Strakerjan-Willoh, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg, 2. erw. Aufl. 2. Bd., Oldenburg 1909
22. Wossidlo, Erntebräuche (Quickbornbuch 36. Bd.), Hamburg 1927
23. Wulf, Erntebräuche in Lastrup und anderen Orten des Amtes Cloppenburg, Bericht über die Tätigkeit des Oldenburger Landesvereins Bd. 5, 1885
24. Kramer, Franz, Fragebogen zu Erntebräuchen im Oldenburger Münsterland, Manuskript 1971
25. Ingeborg Weber-Kellermann, Erntebrauch in der ländlichen Arbeitswelt des 19. Jahrhunderts, Marburg 1965

Landesbibliothek Oldenburg

Rund um den Südoldenburger Obsthof

Von Walter Krugerke

Vor hundert Jahren (1870) gab es in Südoldenburg viele Obsthöfe, das heißt große Obstgärten bei den Häusern, die oftmals „ganz unter hohen Obstbäumen versteckt" lagen, „wie man es sonst nicht viel findet". So berichtete Heinrich Dammann aus Lutten im Juni 1947 im Mitteilungsblatt des Obstbauberatungsringes Südoldenburg e. V. und läßt uns weiter wissen, daß zu jener Zeit beispielsweise das Grundstück beim Pfarrhaus in Lutten „mit einigen Hunderten von Obstbäumen, meist Äpfeln, bepflanzt war." Die Bäume mußten beim Hause stehen, denn „Appel upn Bom will den Pankauken rüken könen, enners deit he dat nich", wie Lehrer Uptmoor in Langförden zu sagen pflegte.

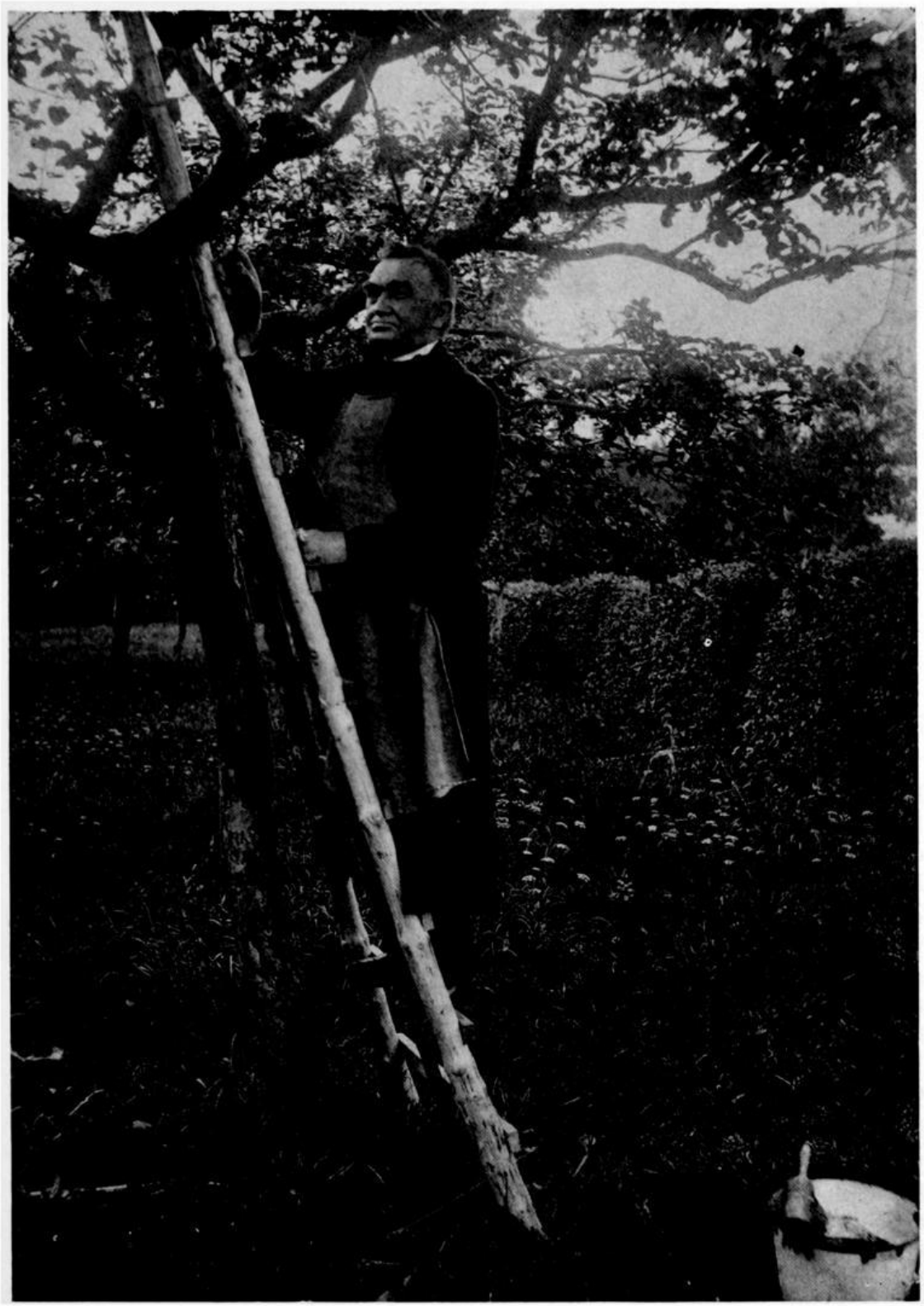
Es war schon so, daß hier in Südoldenburg mehr als in anderen Landschaften der große Obstgarten am Hause in allen Gemeinden ein bestimmendes Element gewesen ist. Damals wurden z. B. in Lutten sehr viele Zwetschen angebaut. Manche Bauern hatten 1000 Zwetschenbäume und mehr, deren Früchte nicht nur in Vechta, sondern auch in Diepholz, Twistringen und anderen Orten verkauft wurden. Prof. Dr. Brägelmann bezeichnete 1892 diese Gemeinde darum als „Obsteldorado im Oldenburger Land."

Die Obsthöfe hatten damals allerdings ein anderes Gesicht als heute. Obstarten und -sorten waren durcheinandergepflanzt. Von der heutigen Monokultur waren unsere Vorfahren also noch weit entfernt. Die Stämme hatten keine einheitliche Höhe; oft genug bestimmte das darunter laufende Vieh die Ansatzhöhe der ersten Äste. Unter den Bäumen stand damals nämlich Gras und wurde als Weide bzw. Auslauf genutzt. Durch Alter oder Krankheit ausfallende Bäume wurden durch neue derselben oder einer anderen Obstart ersetzt. Jungbäume wurden mit Hilfe von Pfählen gegen Beschädigungen durch Schweine, Kälber oder Rinder geschützt.

Über die Vermehrung der Obstgehölze, die wichtigste Voraussetzung für diesen Obstbau schlechthin, sagte Dammann: „Veredelt war alles auf Wildlingen, die in der Nähe auf dem Herrenholz und in Bauernholzungen, besonders dem Füchtelerholz, gesucht wurden, und meist schon 10 bis 20 Jahre alt und älter sein mochten. Sie wurden dann in den oft verächtlich genannten „Winkelbaumschulen" von Kleinbesitzern oder auch abgehenden Bauernsöhnen veredelt".

Es gab aber auch eine ganze Reihe von Lehrern, die sich in Baumschulen bei den Schulen mit der Anzucht von Obstbäumen beschäftigten, in denen die Kinder lernen sollten, Bäume heranzuziehen. Franz Ostendorf, Hauptlehrer in Langförden, berichtete a. a. O., daß z. B. in Langförden am 3. 9. 1818 auf dem heutigen Blömerschen Grundstück von Lehrer Bernhard Anton Josef Frye eine Baumschule eingerichtet worden ist. Zur selben Zeit wirkte in Cappeln Pastor Dyckhoff, ein großer Pomologe, der viel für die Hebung des Obstbaus getan hat. Diese Pionierarbeit der hiesigen Lehrer wurde am 2. 3. 1849 durch einen Erlaß der oberen Schulbehörde gewürdigt, in dem bestimmt wurde, daß bei jeder Schule eine Baumschule einzurichten sei.

Landesbibliothek Oldenburg



Prof. Brägelmann auf der von ihm erfundenen Baumleiter stehend. Er verbrachte die Ferien gemeinsam auf der Gaesdonk zusammen mit Bischof Dingelstedt und anderen hohen kirchlichen Würdenträgern und pflegte dort die Obstbäume (in den Händen Säge und Pinsel, unten rechts der Kalkeimer). Aufnahme Anfang dieses Jahrhunderts. *Mitteilung und Foto: Prof. Struck*

Landesbibliothek Oldenburg

Viele Bauernhäuser lagen „ganz unter hohen Obstbäumen versteckt". Obstarten und -sorten waren zusammengepflanzt.

Die infolgedessen auftretende Massierung von Obstbäumen in den bäuerlichen Obsthöfen brachte verständlicherweise Probleme mit sich, von denen die Sortenfrage die Gemüter am lebhaftesten beschäftigte. Aber auch die Frage des Absatzes wurde mit dem sich ausdehnenden Obstbau von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wichtiger.

Über die Sortenfrage wußte der schon zitierte Heinrich Dammann, Vater des Bernd Dammann, Astrup, jahrelang Vorsitzender des Obstbauberatungsringes Südoldenburg e. V., interessante Einzelheiten zu berichten. Bereits Anfang der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts wurden vom Vorstand des Verbandes der Oldenburgischen Obst- und Gartenbauvereine Obstanbausortimente aufgestellt. Das Sortiment für Vechta und Umgebung mußte vom Landwirtschaftlichen Verein Vechta für die Gemeinden Vechta, Vestrup, Bakum, Langförden, Lutten und Oythe populär gemacht werden.

Heinrich Dammann beanstandete, daß das Sortiment nicht nach den Vorstellungen des Handels, sondern nach denen der Sortenkommission aufgebaut war. Er bemängelte ferner. daß empfohlene Sorten in der Anzucht, in der Pflege oder in der Frucht schwierig waren. Aus dem großen Sortenangebot der damaligen Zeit, in dem wir viele und einstmals weit verbreitete Obstsorten finden, hat sich dann das Südoldenburger Sortiment herausgeschält, das bis zum Beginn des modernen Plantagenobstbaus im Anbau war. Neben dem Weißen und dem Roten Münsterländer, die beide von der Borsdorfer Edelrenette abstammen, waren es vor allen Dingen die gestreifte

Landesbibliothek Oldenburg

Im modernen Obsthof liegen die Wohn- und Wirtschaftsgebäude mitten in den arrondierten Niederstammpflanzungen.

Winterrenette, Siemers Boskoop (kein echter Boskoop), Schöner von Boskoop, Orths Goldrenette, Graue Französische Renette, um nur die wichtigsten zu nennen.

Die Zahl der Apfelsorten war enorm groß. Neben den weit bekannten Sorten wie Baumanns Renette, Goldrenette von Blenheim, Landsberger Renette u. v. a. gab es auch sehr viele Lokalsorten, die oftmals recht lustige Namen hatten oder an besondere Landschaften oder Persönlichkeiten erinnern sollten. Als Prof. Dr. Liebster im Herbst 1948 in Langförden eine Sortenschau durchführte, konnte er 106 Apfelsorten vorstellen. Die u. E. interessantesten Namen seien hier aufgeführt: Artländer Krautapfel, Cox war selbstverständlich auch schon dabei, beim Eiserapfel wußte niemand, ob der Name auf die Härte der Frucht oder die lange Haltbarkeit hindeuten sollte, Halberstädter Jungfernapfel, Käsapfel, Purpurroter Cousinot, Seidenhemdchen (von besonders schönem Rot), Siebenschläfer, Stina Lohmann und Stern von Bühren, der eine Spezialsorte von Josef Siemer in Bühren war.

Die Frage des Verkaufs wurde systematisch von Josef Siemer aus Spreda angepackt, der als junger Soldat nach dem Kriege 1870/71 zur Besatzungsarmee in Frankreich gehörte und nach seiner Rückkehr den Obsthof im elterlichen Betrieb ausbaute. Er fuhr mit Pferdefuhrwerken nach Bremen und verkaufte dort laufend Äpfel aus Langförden. Nach der Eröffnung der Bahnstrecke Ahlhorn-Vechta im Jahre 1885 konnte der Verkauf ausgedehnt

Landesbibliothek Oldenburg

werden. Oldenburg und Wilhelmshaven, wo sogar Filialen eingerichtet wurden, konnten als Absatzmärkte erschlossen werden.

Josef Siemer verunglückte am 23. Juli 1923 tödlich. Sein Neffe und Nachfolger, Dr. Hermann Siemer, baute den Betrieb aus. Im Jahre 1941 standen mehr als 7000 tragende Obstbäume in Siemerschen Plantagen. Der Obsthandel wurde von einem ehemaligen Mitarbeiter des Josef Siemer, von Gottfried Deye, ständig ausgebaut, der schon im Jahre 1939 fast 400 Waggons voll mit Äpfeln nach allen Richtungen ins Deutsche Reichsgebiet verschickte.

Die Entwicklung im Siemerschen Betrieb blieb nicht ohne Folgen für die Nachbarschaft. In vielen Betrieben wurden die Obstanbauflächen vergrößert. Die neuen Pflanzungen wurden in den 20er und 30er Jahren oft genug nicht direkt beim Hause, sondern auf den sogenannten Zuschlägen erstellt. Aber jeder pflanzte, wie er es für richtig hielt. Erst Alfons Rosenbaum gelang es, im Jahre 1946 die Entwicklung in den Griff zu bekommen. Er war der Motor, der die Einrichtung der Obstbauversuchsanstalt in Langförden und die Gründung des Obstbauberatungsringes Südoldenburg e. V. vorantrieb. Damit war der Übergang vom bäuerlichen Obstbau zum modernen Plantagenobstbau eingeleitet worden, der in der Hauptsache durch den Übergang vom Hochstamm zum Niederstamm, vom Allerweltssortiment zum marktkonformen Sortiment, vom extensiven zum intensiven Anbau und vom Ab-Hof-Verkauf zum konzentrierten Angebot über den Erzeugergroßmarkt für Obst und Gemüse charakterisiert werden kann.

Dabei blieb es nicht aus, daß die Obstpflanzungen von den Häusern weg auf ausreichend große Grundstücke mit guten und besten Böden verlegt wurden. Der gute, alte Obsthof wurde nicht nur vernachlässigt, sondern oft genug gerodet. Ein neuer Typ des Obsthofs entstand in dem Betrieb von Rolf Cordes, Langförden, der sowohl sein Wohnhaus als auch die Wirtschaftsgebäude mitten in seine Obstpflanzungen verlegte. Im Zentrum des Betriebes liegt das wirtschaftliche und technische „Herz", von dem aus alle Arbeits- und Pflegevorgänge eingeleitet, durchgeführt und überwacht werden können.
Die beigefügten Bilder zeigen am besten, wie weit der Weg vom alten bäuerlichen Obsthof zum modernen, leistungsfähigen Marktobtsbaubetrieb gewesen ist.

Landesbibliothek Oldenburg

Zur Einbürgerung der Fasanen in Südoldenburg

Von Bernhard Varnhorn

Die Fasanen sind seit Jahren das Flugwild in unseren Jagdrevieren. Alljährlich werden Tausende von ihnen abgeschossen, ohne sie damit — die Jäger lassen ihnen eine gewisse Hege und Pflege angedeihen, für die sie dankbarer sind als irgend eine andere Flugwildart — in ihrem Bestand zu gefährden. Doch sind es erst wenige Jahrzehnte her, daß wir in Südoldenburg Fasanen als Standwild bezeichnen können. Im nachfolgenden soll ein kurzer Bericht zur Fasaneneinbürgerung in Rechterfeld und Hogenbögen (Gemeinde Visbek) gegeben werden, einmal damit dieser für die hiesige Niederwildjagd so bedeutsame Vorgang nicht ganz vergessen wird, zum anderen zur Anregung, auch in anderen Teilen. unserer Heimat Daten über das erste Auftreten und die Einbürgerung des Fasans zu sammeln und aufzuzeichnen.

Seine Urheimat hat der Fasan in Mittelasien. Von dort ist er im Laufe der Jahrhunderte nach Europa gekommen Die ältesten Angaben zur Fasaneneinbürgerung in Deutschland stammen aus dem Rheinland, wo die ökologischen Voraussetzungen recht günstig waren. Zuerst wurden die Fasanen in Fasanerien, also in Gehegen gehalten und gezüchtet. Schon Karl der Große (742—814) hat neben Pfauen auch Fasanen in seinen Meierhöfen gehegt. Die hl. Hildegard von Bingen (1098—1178) nennt den Fasan „phasianus gallicus", und Albertus Magnus (1207—1280) hat im Kölner Klostergarten eingeflogene Fasanen beobachtet. Er schreibt, daß man an Waldwegen, die zum Wasser führen, diese Tiere leicht mit dem Netz fangen kann. In Nordwestdeutschland ist der Fasan erst viel später eingebürgert worden. Die ersten sollen um 1609 aus Prag nach Oldenburg geschickt worden sein; sie haben sich angeblich gut vermehrt. Vor 100 Jahren verwilderten bei Osnabrück die ersten Fasanen. Im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts waren sie südlich von Iburg vollständig verwildert und überwinterten gut. (Vergl. Günther Nüthammer: Die Einbürgerung von Säugetieren und Vögeln in Europa, Verlag Paul Parey.)

In Rechterfeld und Hogenbögen wurde der Fasan Ende der zwanziger Jahre (1927—1928) heimisch. Schon vorher hatte sich hin und wieder ein einzelner in unsere Gegend verflogen. Die erste Fasanenhenne erlegte im Herbst 1912 der Eigner Heinrich Lückmann-Rechterfeld (gest. 1942) auf seinem Grundstück nahe der Bonrechter Grenze. Das nur angeschossene Tier entkam ihm allerdings, wurde aber am gleichen Tage von zwei anderen hiesigen Jägern in einem nahen Birkenwäldchen, wohin es sich gerettet hatte, aufgefunden. Dieser erste Fasanenabschuß in Rechterfeld — hier hatte man vorher noch nie einen solchen Vogel gesehen — auch der Schütze nicht — war hier seiner Zeit eine echte Sensation. Nach dem ersten Weltkrieg (1919) hielt sich in Hogenbögen für einige Tage ein Fasan auf, den zu erlegen den dortigen Jagdberechtigten trotz aller Bemühung nicht gelang.

Ihr periodisches Auftreten bei uns, ihre schon lange vorher gelungene Einbürgerung in der weiteren Umgebung, die Jagdleidenschaft und die

Landesbibliothek Oldenburg

Experimentierfreudigkeit — wenn es um die Jagd und die Fischerei ging — des Rechterfelder Gastwirts Klemens Muhle (gest. 1932) waren wohl die Gründe, daß im Frühjahr 1927 (oder war es 1928?) in Rechterfeld und in Hogenbögen die ersten Fasanen, zwei Hähne und vier Hennen, die man aus einer Fasanerie in Westfalen bezogen hatte, ausgesetzt wurden, und zwar in Rechterfeld beim sogenannten „ersten Schlatt", jetzt Tepings Schlatt genannt, in Hogenbögen in den „Sillen".

Mit Bedacht waren diese Plätze für die ersten Einbürgerungsversuche ausgewählt worden. Das „erste Schlatt", von Bäumen und dichtem Gebüsch umgeben, weitab vom Dorf und vom Verkehr inmitten von Äckern und Viehweiden gelegen, die damals noch von prächtigen Wallhecken durchzogen waren, und die „Sillen" am Oberlauf der Scharenbäke mit breitem Sumpfgürtel, schwer zugänglichen Dickichten, verschwiegenen Plätzen und Verstecken, boten sich für ein solches Experiment an. Wenn irgendwo, dann mußten eigentlich hier die Einbürgerungen gelingen. Und sie gelangen auf Anhieb. Besonders beim „ersten Schlatt" wuchsen in den folgenden Frühjahrs- und Sommerwochen verhältnismäßig viele Jungfasanen heran zur großen Freude der Jäger, die ihre Bemühungen um die Einführung einer neuen Flugwildart so schnell belohnt sahen. Da die Jäger sich untereinander fest versprochen hatten, im ersten Jahre kein einziges Stück abzuschießen, und sie sich in den Wintermonaten die Hege und Pflege auch etwas an Arbeit und Geld kosten lassen wollten, schien alles in bester Ordnung zu sein. Aber der Schein trog, wie so oft. Zwei „Jagdkollegen", die zu den Anschaffungskosten der Fasanen nicht beigetragen hatten, hielten sich leider nicht an die getroffenen Vereinbarungen. Sie schossen in der folgenden Jagdsaison beim „ersten Schlatt" alle Fasanen, die ihnen vor die Flinte kamen, ab, trugen die Beute in ihren Rucksäcken auf heimlichen Wegen nach Hause und verkauften das damals noch seltene Wild für gutes Geld in einer benachbarten Kleinstadt. Solches Verhalten war sehr betrüblich. Es hat auch den ersten Einbürgerungserfolg geschmälert, aber die Einbürgerung nicht in Frage gestellt. Der verbliebene karge Restbestand wurde gut durch den Winter gebracht und durch den Zukauf und das Aussetzen neuer Tiere wieder aufgefüllt. So wurde hier der Grundstock für die Fasanenjagd gelegt, die ganz gewiß kein Jäger mehr missen möchte. In der letzten Jagdsaison (1970) erbrachte sie z. B. hier 399 Hahnen- und über 100 Hennenabschüsse.

Daß die Namen der an der Fasaneneinbürgerung beteiligten Personen: Gastwirt Klemens Muhle (gest. 1932), Zeller Georg Kathe (gest. 1932), Kaufmann Klemens Bramlage, alle aus Rechterfeld und Zeller Klemens Meyer, Hogenbögen-Varnhusen (gest. 1955) nicht ganz vergessen werden, dazu mag auch dieser Artikel beitragen.

Landesbibliothek Oldenburg

„Machandel, lieber Machandelbaum..."

Wacholder und Stechpalme, Kleinode der Bergmark

Von Gregor Mohr

„Machandel, lieber Machandelbaum, in Trauern komm ich her.
Ich träumte einen bösen Traum, das Herze ist mir schwer." H. Löns

Für Naturfreunde und Botaniker ist es sicherlich eine Freude, bei Wanderungen durch die Dammer/Neuenkirchener Bergmark, wieder etwas mehr als in vergangenen Jahren den Wacholder (Juniperus communis) und die Stechpalme (Ilex aquifolium) feststellen zu können. Als Unterholz in Kiefern- und Mischwald, auf trockenem Sand und anmoorigen Böden bleibt ihr Wuchs mehr strauchig; kommen sie in den Genuß des vollen Lichtes, entwickeln sie sich zu pyramidenartig schlanken Bäumchen bis zu sechs bis sieben Meter Höhe.

Erfreulich ist es, daß man im Raum der Heimat von dem in früheren Jahren geübten Brauch abgekommen ist, den Wacholder als Schmuck vor Hochzeitshäusern aufzustellen. Niederdeutsche Namen für den Juniperus communis sind außer Machandel oder Machandelbaum, Macholler, Queckholder oder Quakeln. Die Tiroler und Bayern nennen ihn Kranwitt, Kranawitt oder Krammetsbaum. Diese Namen deuten schon darauf hin, daß der Wacholder im Gedankengut des Volkes lebt. Tatsächlich hat er in Sage, Brauchtum und Volksheilkunde (Öl und Tee, wichtige Heilmittel, Beeren als Gewürz an Sauerkraut und Gänsebraten, Schnaps Kranawitter) eine bedeutende Rolle gespielt.

„Die Hexen und Wettermacherinnen üben damit viel Zauberey und Abenthewer", so klagt der alte Matthious in seinem Kräuterbuch.

In der Volksmedizin wurden die aromatischen Früchte, auf glühende Kohlen gestreut, als Räuchermittel gegen „üble und schädliche Dünste" benutzt. Heilsam schien unseren Vorfahren der aus Beeren gewonnene Schnaps zu sein, der in einer etwas veränderten Zusammensetzung heute bei uns Wacholder und Steinhänger, bei den Holländern Genever, bei den Engländern Gin und bei den Slawen Borovicka heißt . . . Der Name im Mittelhochdeutschen „Wachalter", der vom Althochdeutschen her wehalwach (lebensfrisch) und tra oder tar (Baum) herkommt, weist schon auf die belebende Wirkung hin, die aber wahrscheinlich sich nur auf die frischen oder getrockneten Beeren bezieht. Die Inder gehen in ihrer Meinung so weit, den Früchten die Kraft der Verjüngung zuzuschreiben.

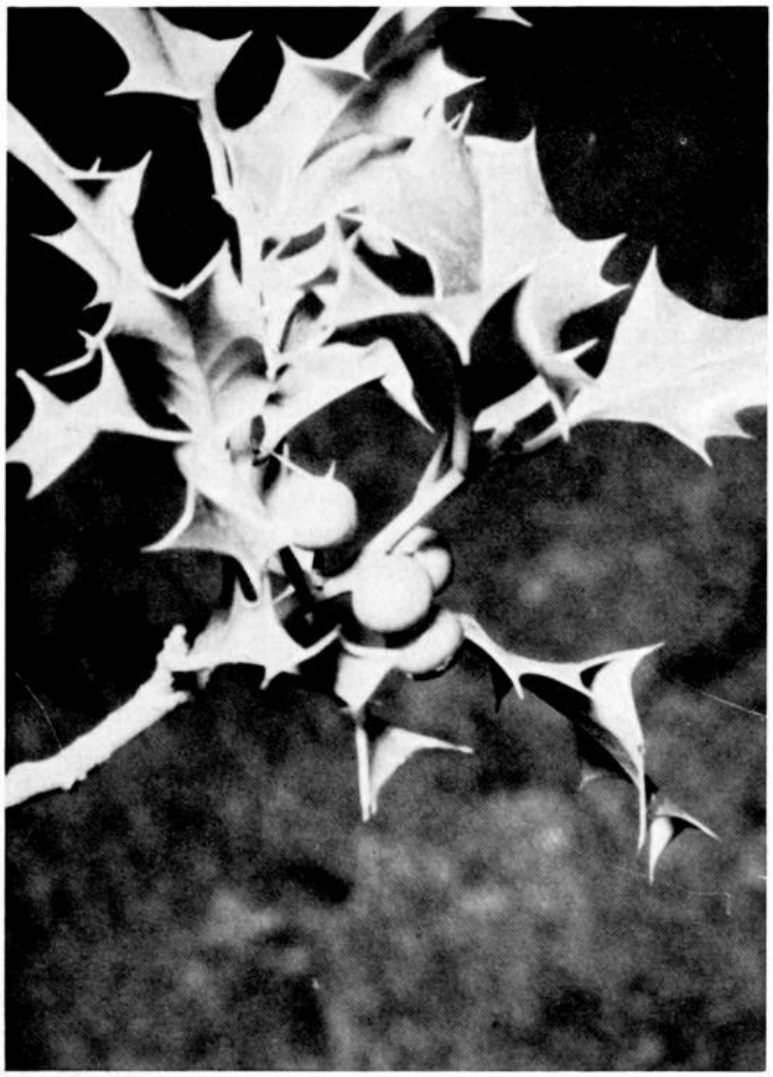
Nun noch einige Hinweise und Ausführungen zur Stechpalme (Ilex apuifolium), die unter dem Namen Gemeine Hülse bekannt ist, auch einfach Hülsekrabben genannt wird. In den milden Tälern des Rheinlandes ist die Stechpalme ebenso zu finden wie an der oberen Donau, ferner in den Küstenländern der Nordsee im Schatten der Bruch- und Buchenwälder. In Ostdeutschland soll sie nicht vorkommen. Im Mittelmeergebiet und in besonders begünstigten Tälern des südlichen Schwarzwaldes entwickelt die Gemeine Hülse sich bis zu 10 m hohen Bäumen. Auffallend ist, daß die

Landesbibliothek Oldenburg

Wacholder in der Dammer/Neuenkirchener Bergmark *Foto: Franz Enneking*

immergrünen ledrigen Blätter an den unteren Zweigen dornig gezähnt sind, während sie etwas höher, wo sie nicht mehr dem Tierfraß ausgesetzt sind, ganzrandig bleiben. Die kleinen weißen Blüten erscheinen im Mai oder Juni, sie stehen in Bündeln in den Blattachseln und entwickeln im Herbst erbsengroße, leuchtend rote, glänzende Steinfrüchte mit vier kleinen Samen. Von den zahlreichen Kulturformen mit großen und nur schwach dornig gezähnten Blättern erfreut sich u. a. die Quirlständige Stechpalme (Ilex verticillata), eine Art ohne Dornen, in den Vereinigten Staaten, wo sie heimisch ist, als „Weihnachtspflanze" großer Beliebtheit. Eine südamerikanische Verwandte unserer Gemeinen Hülse ist der Mate-

Landesbibliothek Oldenburg



Stechpalme

baum (Ilex paraguariensis), der für Brasilien wirtschaftlich von Bedeutung ist. Seit altersher bereitete man aus den zuerst fermentierten, darauf getrockneten Blättern einen teeartigen Aufguß (Koffeingehalt). In Argentinien ist es Brauch, den Yerbatee aus in Silber gefaßten, kleinen ausgehöhlten Kürbissen zu trinken. Man nimmt dazu ein silbernes Röhrchen, das die Runde macht, indem es von Mund zu Mund geht.

Die Neuenkirchener und Dammer Heimat- und Naturfreunde sind stolz auf ihre Wacholder und Stechpalmen und möchten sie erhalten wissen. So vermeidet man es, Wanderwege in die Nähe dieser anmutigen Recken zu legen. Sie sollen in der Einsamkeit bleiben, der sie die feierlich-schwermütige Stimmung geben, so sie aus den Liedern des unvergessenen Dichters der Heide, Hermann Löns, widerklingt. Mitglieder der Heimatvereine des Südkreises werden sich im übrigen gern bereitfinden, Naturfreunden diese Kleinode der Bergmark zu zeigen.

Landesbibliothek Oldenburg

Sträucher der Wallhecke

Von Franz Ruholl

Die Wallhecken verschwinden bei uns mehr und mehr, mit ihr die Fülle der Straucharten. Kreuzdorn, Holzapfel, Stechginster sind fast ganz ausgestorben; Hartriegel, Pfaffenhütlein, Traubeneiche nehmen stark ab. Über einige noch reichlich vorkommende Arten möchte ich einige Ausführungen machen, ehe auch diese unserer Landschaft entrissen werden.

Die Hundsrose

An den sonnigsten Stellen der Wallhecke oder des Waldrandes spannt die Hundsrose ihre eleganten Bogen. Die Zweige, aber auch die Blattstiele und die Mittelrippen der Blätter sind mit Stacheln bewehrt. Aus der Seitenwurzel der Mutterpflanze reckt sich senkrecht aus dem Boden ein mit Stacheln stark besetzter Schößling, anfangs noch krautig, später verholzt. Hat er die notwendige Länge erreicht, neigt sich die Spitze in großem Bogen zur Erde. Im Frühjahr sprießen aus der Oberseite zahlreiche Triebe, die sich wie der erste krümmen. Alle drängen zur Sonnenseite, verhäkeln sich mit ihren Stachelzähnen, verdichten sich schließlich zu einem undurchdringlichen Busch. Aus den Nebenzweigen entfalten sich an warmen Junitagen voll Anmut und Grazie die Blüten. Ausnehmend schön ist sie gekleidet, weiße Staubfäden mit goldenen Beutelchen in einer hellroten Blütenhülle. Die 30 bis 50 Blüten gewähren einen wahrhaft prächtigen Anblick. Der feine Duft lockt die Wildbienen an, aber auch Käferarten, darunter der goldglänzende Rosenkäfer. Nektar können sie nicht erhaschen, nur Blütenstaub. Die Frucht, Hagebutte genannt, färbt sich rosenrot. Sie umhegt zahlreiche Nüßchen, für deren Verbreitung Drossel und Häher sorgen. Der Name Hagebutte bedeutet: Hage = dichtes Gebüsch; Butte kommt von Butzen = Klumpen (Hegi).

Das Wort „Rose" wird für zahlreiche andere Pflanzen verwendet, z. B. Pfingstrose, Adonisröschen, Klatschrose (Mohn), Rosenkohl, Stockrose (Malve), Alpenrose. Es sind alles Blumen mit strahligem Bau.

Oft entstehen an den Wildrosen moosartige, zottig bewachsene Gebilde, Rosengallen genannt. Sie verdanken ihre Entstehung der Rosengallwespe, einem winzigen, rötlich gefleckten Tierchen. Im Frühjahr legt es seine Eier in die Blattknospen. Aus der reifen Galle arbeiten sich zahlreiche Gallen hervor.

Der Weißdorn

Eingestreut in Wallhecken und Gebüschen finden wir den Weißdorn. Oft sind zwei Arten vertreten: der eingrifflige und der zweigrifflige Weißdorn. Sie sind Verwandte des Birnbaums. Beide Weißdornarten ähneln sich zum Verwechseln. Sie tragen beide gelappte Blätter, beim eingriffligen sind die Lappen abgerundet und weniger tief geteilt. Der Weißdorn hat es im Frühjahr eilig mit dem Blühen. Später rauben ihm die „Herren der Wallhecke": Eiche, Birke, Erle, das begehrte Sonnenlicht. Die weiße Blüte duftet nach fauligem Schlamm. Dieser Duft wirkt aber anziehend auf manche Aasfliegenarten. Auch Bienen und Hummeln naschen gerne vom Nektar, der reichlich geboten wird.

Landesbibliothek Oldenburg

Die in den Blattwinkeln stehenden Dornen haben diesem Strauch den Namen gegeben. Was sind nun Dornen? Welchen Zweck haben sie? Der Botaniker unterscheidet zwischen Dornen und Stacheln, die einen völlig unterschiedlichen Ursprung haben. Dornen sind spitze, starre Gebilde — sie können verzweigt oder unverzweigt sein —, die durch Umwandlung von Blättern oder Blatteilen (Blattdornen) oder von Sproßachsen (Sproßdornen) in Verbindung mit Holzbildung entstanden sind. Stacheln werden in der Hauptsache aus der Oberhaut gebildet und enden ebenfalls in einer Spitze. Rosen, Brombeere, Robinie (Akazie) haben Stacheln. Man kann den Unterschied zwischen Dornen und Stacheln sehr leicht feststellen, wenn man den Stachel einer Rose mit dem Daumen seitwärts eindrückt. bricht der Stachel ab und zieht oft lange Fäden der Oberhaut mit sich, was die enge Verbundenheit zwischen Oberhaut und Stachel anzeigt. Dornen hingegen brechen ab, gleich wie ein Ast von einem Baum abbricht. Somit gibt es also — im botanischen Sinn wenigstens — nur „Rosen ohne Dornen", aber nicht ohne Stacheln. Über den Sinn und Zweck dieser scharfen Waffe hat man lange gerätselt. Es ist gewiß das einfachste, sie als Schutzmittel gegen Tierfraß anzusehen. Schaf, Ziegen, Rinder schaden häufig, indem sie die Triebe der Sträucher abreißen. So einleuchtend diese Deutung erscheint, so wenig kann sie als richtig gelten. Es gibt Tiere, die weder Dornen noch Stacheln scheuen, weil Lippen und Gaumen hart genug sind, daß Dornen und Stacheln kein Hindernis bilden. Die Stacheln der Rosen und der Brombeeren bilden Haftorgane, an denen sich die langen Schößlinge verankern können. Die Dornenbildung ist klimatisch bedingt, besonders bewirkt durch Lufttrockenheit. Bei einer Kultur in sehr warmer und feuchter Luft hört nämlich die Dornenbildung auf. In den von Dürre beherrschten Gebieten gibt es eine Unzahl von Pflanzen mit Dornen. Die Kakteen z. B. haben keine Blätter mehr; nur noch die Ansätze heben sich in Form von Dornen vom Stamm ab. Wegen der langen Trockenheit ist die Verdunstung auf ein Minimum herabgesetzt. Die Hauptaufgabe der Blätter, die Photosynthese (das Herstellen von Zucker aus dem Kohlendioxyd der Luft) wird vom Stamm übernommen.

Bei den Griechen und Römern trugen die Brautleute Weißdornzweige. Mit brennenden Zweigen als Fackeln wurden sie begrüßt. In Frankreich ist man der Meinung, die Dornenkrone des Herrn sei aus Weißdornzweigen geflochten. In der Bartholomäusnacht habe der Weißdorn nach dem Blutbad plötzlich Blüten getragen — Katholiken und Protestanten betrachteten dies als göttliche Sanktionierung für ihr Handeln. Bei uns bringt die Sage den Weißdorn mit dem Leiden Jesu in Beziehung. Als die Soldaten aus den Zweigen die Dornenkrone flochten, sträubten sie sich vergeblich, und der Strauch war sehr traurig. Der Herr erkannte die Unschuld des Strauches und schmückte ihn mit weißen Blüten.

Das Geißblatt

Das Geißblatt verdankt seinen Namen der Vorliebe, welche die Geiß oder die Ziege für die zarten Blätter der wohlriechenden Pflanze zeigt. Es ist gegenüber seinen Artgenossen aus der Familie der Geißblattgewächse aus der Rolle gefallen, weil es eine Schlingpflanze ist. Man braucht sie nur zu sehen, und man denkt unwillkürlich an die Lianen des tropischen Urwaldes, wie sie seit Humboldt immer wieder geschildert werden. Das Geißblatt ist

Landesbibliothek Oldenburg

eine der wenigen Zwerglianen unserer Hecke. Es besitzt die Fähigkeit, erreichbare Zweige oder Stämme mit seinen Stengeln zu umwinden und kann wohl bis zu fünf Meter hoch emporklettern. Das Stengelseil ist so fest, daß die in die Dicke wachsenden Stützen es nicht zu zersprengen vermögen, obwohl es sich tief in die umschlungenden Stämme eindrückt. An schwülen Sommerabenden verbreitet das Geißblatt einen berauschenden Duft. Das ist die Zeit für die dickbäuchigen Schäumer, mit dichtem Haarpelz bekleidet, mit langen Vorder- und kurzen Hinterflügeln. Sie stürmen auf die Duftquelle zu, lassen sich aber nicht wie ein Tagfalter darauf nieder, sondern schweben wie die Kolibri mit raschen Flügelschlägen vor den Blüten und führen ihren 3 bis 8 cm langen Rüssel in die Blumenröhre, um zu dem wohlschmeckenden Nektar zu gelangen. Nur die Schwärmer haben im deutschen Gebiete Rüssel dieser Länge. Schwärmer und Blüte haben sich wunderbar aufeinander eingestellt. „Sugetittkes" heißen die Blüten auf plattdeutsch; beißt man den untersten Knoten ab, so schmeckt man die Süße des Nektars.

Das Geißblatt wird auch „Jelängejelieber" genannt nach einer Sage von W. Müller: Vor Zeiten blühte das Geißblatt nur kurze Zeit. Die Verlobten Daphnis und Chloe wohnten weit voneinander entfernt und sahen sich selten. Im Frühling besuchte die Mutter Lycinna mit ihrer Tochter Cloe ihre Jugendfreundin und traf Daphnes Mutter in der Geißblattlaube des Gartens. Da fragte Daphnis die gute Lycinna, ob sie auch recht lange bleibe. Scherzend anwortete sie, solange das Geißblatt blühe. Traurig ging Daphnis abends zum hl. Haine, wo er die Göttin der Liebe aus Buchsbaum geschnitzt hatte. Er bat sie, das Geißblatt recht lange blühen zu lassen: „Ich opfere Dir zwei Tauben und täglich frische Kränze". Die Göttin erhörte ihn, das Geißblatt duftete den ganzen Sommer. Damals nannte er es zum ersten Male: „Jelängerjelieber". Bis auf unsere Zeit behielt es seinen Namen.

Die Vogelbeere

In Büchern heißt sie gewöhnlich Eberesche. In ihrer Belaubung zeigt sie eine gewisse Ähnlichkeit mit der Esche, daher „Eber — Aber"-Eschen = falsche oder Scheinesche. Vogelbeere heißt sie, weil Vögel, besonders Drosseln, die Früchte gerne verspeisen. Früher wurden die Beeren zum Fang von Drosseln in Dolmen benutzt, deshalb Krammetsboom. In Südoldenburg nennt man sie auch „Quäkbeern". Dies kommt von quick = lebendig, weil sie sich überall verbreitet. Kinder verfertigten aus den Rinden der Zweige im Frühjahr sog. „Hupphupps" und Fleitpiepen, deshalb der Name: „Fleitpiepenboom". Dabei sangen sie:

Zipp zapp ziepe
woneier bist du riepe?
Tauken Johr bi Maidag,
wenn alle Vögel Eier leggt.
Dor köm dei blinde Hesse
mit dat grote Mest.
Schnitt dei Kinner dei Köppe aff,
schmitt se inne Poggenbäke.
Aowe bis du.

(Goldenstedt, ähnlich auch in Lohne)

Landesbibliothek Oldenburg

Das wird so oft wiederholt, bis sich der Bast löst. Der Strauch gehört zu den Kernobstgewächsen. Man sieht es deutlich an den Früchten. Wie beim Apfel zeigt sich auch hier am oberen Pol der Rest eines Kelches; im Innern mehrere Kammern mit Samen — hier drei Kammern. Die Blüten sind wie beim Apfel nach der Fünfzahl geordnet, nur ist die Eberesche reichblütiger. Der Geruch ist ziemlich unangenehm. Dafür prunkt die Krone im Spätsommer über und über mit Perlenbüschen von sattem Rot, besonders hervorgehoben durch das lebhafte Grün der Fiederblätter. Es gibt im deutschen Wald und am Wall keinen schöneren Baum als die Eberesche im Schmucke ihrer Früchte. Ihre weite Verbreitung verdankt sie ihrer Üppigkeit im Blühen und Fruchten. Drosseln sorgen für die Verbreitung. Im Wald, am Wege und in der Hecke schießen zahlreiche Sämlinge hervor. Als Naturfreund kann man nur wünschen, daß die Vogelbeere wegen ihrer Schönheit in ihrer großen Anzahl erhalten bleiben möge.

In vielen Gegenden Deutschlands galt die Eberesche als zauberkräftige Pflanze. In der Walpurgisnacht steckte man Zweige an die Stalltüren zum Schutze gegen Hexen, daß der Milchertrag der Kühe nicht durch Hexen gestört wurde. — In Oldenburg erzählt man, daß die Eberesche Schutz gegen den Donnergott gewähre, aber auch gegen Blitzschlag. In der Johannisnacht wurden die Beeren von Hexen verspeist.

Die Wirtschaft Südoldenburgs im Strukturwandel

Von Walter Aden

Vom allgemeinen wirtschaftlichen Strukturwandel in der Bundesrepublik, der vereinfacht formuliert vor allen Dingen in einem Rückgang der Landwirtschaft bei gleichzeitigem Vordringen der Industrie und des Dienstleistungssektors zum Ausdruck kommt, ist in den zurückliegenden Jahren auch der Südoldenburger Raum voll erfaßt gewesen. Dadurch haben sich in den beiden Landkreisen Cloppenburg und Vechta so beachtliche Veränderungen in der Wirtschaftsstruktur ergeben, daß die Landwirtschaft heute trotz ihrer nach wie vor großen wirtschaftlichen Bedeutung innerhalb der einzelnen Wirtschaftsbereiche nicht mehr die dominierende Rolle spielt, sondern der produzierende Sektor, und hier wiederum die Industrie das wirtschaftliche Rückgrat bildet.

Bei einer Analyse der Entwicklung im einzelnen ist zu erkennen, daß im Südoldenburger Gebiet der Beitrag der Landwirtschaft zur Wertschöpfung zwar prozentual, nicht jedoch auch in absoluten Werten einen Rückgang aufweist, wie dies in vielen anderen Regionen der Bundesrepublik der Fall ist. Das liegt daran, daß in kaum einem anderen deutschen Raum der Ausbau der Veredelungswirtschaft mit gleich großem Erfolg wie in den beiden Landkreisen Cloppenburg und Vechta vorangetrieben worden ist, um innerhalb des Agrarbereichs eine Anpassung an die sich ändernden Marktkonstellationen zu erreichen. Dennoch hätten diese Maßnahmen nicht ausgereicht, um zu einer nachhaltigen Verbesserung der Wirtschaftsstruktur in ihrer Gesamtheit zu kommen, insbesondere auch nicht, um genügend Arbeitsplätze für die ansässige Bevölkerung zur Verfügung zu stellen. Ent-

Landesbibliothek Oldenburg

scheidend war daher, daß sich gleichzeitig ein Industrialisierungsprozeß anbahnte, der aus der Rückschau auf das zurückliegende Jahrzehnt eine imponierende Ansiedlungsbilanz widerspiegelt.

Entwicklung des Bruttoinlandsprodukts 1957/1961/1964/1966 *)

Gebiet	Jahr	Bruttoinlandsprodukt in Mill. DM	Land- und Forstwirtschaft in Mill. DM	Produzierendes Gewerbe in Mill. DM	Dienstleistungsbereiche in Mill. DM
Südoldenburg	1957	483 = 100 %	186,0 = 38,5 %	137,7 = 28,5 %	158,9 = 33,0 %
	1961	624 = 100 %	142,4 = 22,8 %	243,2 = 39,0 %	238,1 = 38,2 %
	1964	844 = 100 %	193,0 = 22,9 %	302,9 = 35,9 %	348,5 = 41,2 %
	1966	1052 = 100 %	223,6 = 21,3 %	415,1 = 39,5 %	413,2 = 39,2 %
Steigerung 1966 zu	1957	117,8 %	20,2 %	201,5 %	160,0 %
Kammerbezirk	1957	2481	431,7	1017,2	1032,1
	1961	3601	406,9	1645,7	1552,0
	1964	4609	488,6	2092,5	2028,0
	1966	5388	522,6	2365,3	2500,0
Steigerung 1966 zu	1957	117,2 %	21,0 %	132,6 %	142,2 %

Quelle: „Das Bruttoinlandsprodukt der kreisfreien Städte und Landkreise 1957 bis 1966"

*) Neuere Zahlen liegen nicht vor.

Aus dieser Tabelle ist zu ersehen, daß im Vergleich zu der Entwicklung im Kammerbezirk im Südoldenburger Raum die Zuwachsrate des produzierenden Gewerbes überdurchschnittlich hoch lag und auch der Dienstleistungssektor eine recht beachtliche Aufwärtsentwicklung zu verzeichnen hatte. Die Übersicht spiegelt gleichzeitig wider, daß der Anteil der Landwirtschaft am Bruttosozialprodukt wegen der vergleichsweise geringen Steigerungsrate von 38,5 % im Jahre 1957 auf 21,3 % im Jahre 1966 zurückging.

Überleitend auf die Industrie als der stärksten motorischen Kraft im Rahmen des Strukturwandels ist zu bemerken, daß von 1960 bis 1970 die Zahl der Industriebetriebe (ohne Bauindustrie) in der Größenordnung von zehn und mehr Beschäftigten — und nur diese sind in der offiziellen Statistik erfaßt — im Südoldenburger Raum von 105 auf 166 oder um 58,1 % zunahm. Im gleichen Zeitraum erhöhte sich die Anzahl der Industriebeschäftigten von 8461 auf 12 031. Wer hätte im Jahre 1939, als es im Südoldenburger Gebiet insgesamt 3218 Industriebeschäftigte gab, diese stürmische Aufwärtsentwicklung etwa in dem Sinne vorherzusagen gewagt, daß im Verlauf von nur 30 Jahren die Zahl der Industriebeschäftigten um beinahe das 4fache zunehmen würde? Diese wenigen Daten veranschaulichen deutlicher als Worte es vermögen den imponierenden Strukturwandel in den beiden Landkreisen Cloppenburg und Vechta, der durch eine beachtliche Stärkung der Industriestruktur gekennzeichnet ist. Würde man, um diese Fragen in den Raum zu stellen, zu den Zahlen der Industriebeschäftigten noch die

Landesbibliothek Oldenburg

Mitarbeiter derjenigen Veredelungsbetriebe der Landwirtschaft hinzurechnen, die von ihrer Größenordnung her und nach Art des Produktionsverfahrens eigentlich als Industriebetriebe anzusehen sind, dann wäre für die beiden Landkreise sogar eine noch eindrucksvollere Industriebilanz zu verzeichnen. Die Industriedichte als Ausdruck der Relation zwischen Industriebeschäftigtenzahl und Einwohnerzahl, die in Südoldenburg im Jahre 1970 bei 63,7 gegenüber 84,0 im Kammerbezirk lag, beliefe sich dann sicherlich in einer Größenordnung von 70—75. Sie hätte damit eine Höhe erreicht, wie sie beispielsweise in den kreisfreien Städten Oldenburg und Wilhelmshaven zu verzeichnen ist.

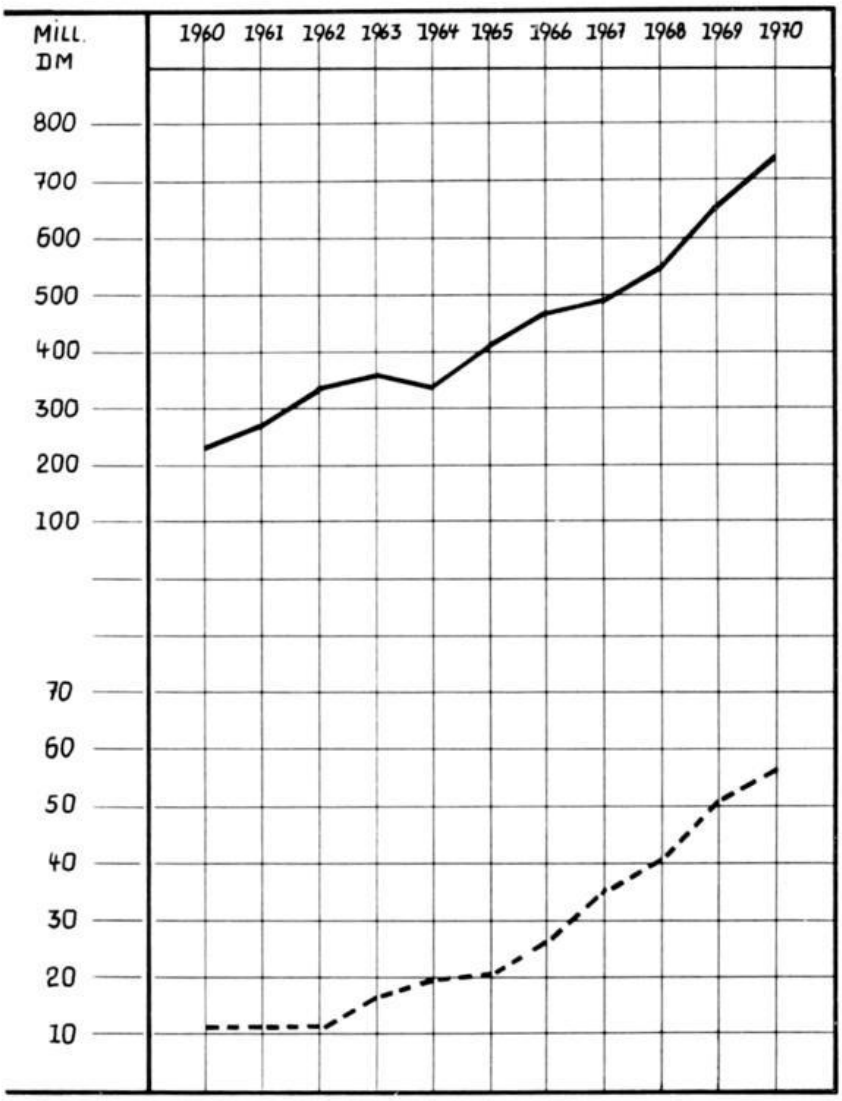
Für den gesamten Südoldenburger Raum gilt die Feststellung, daß es vergleichsweise nur wenige große Industriebetriebe gibt. Die größten Betriebe weisen eine Mitarbeiterzahl um etwa 500 bis maximal 600 auf, wobei es sich hier nur um einige wenige Unternehmen wie Franz Bramlage & Co., Lohne, Weyhausen & Söhne GmbH, Vechta, Maschinenbau Damme AG, Damme, und Friedrich Pieper, Oldenburgische Fleischwarenfabrik, Cloppenburg, handelt. Die Mehrzahl der Industriebetriebe liegt größenordnungsmäßig in der Gruppe bis zu 50 Mitarbeitern, es gibt aber auch eine ganze Reihe von Unternehmen mit 100 — 200 Beschäftigten.

Örtliche Schwerpunkte der Industrialisierung sind Cloppenburg und Löningen innerhalb des Landkreises Cloppenburg sowie Damme, Steinfeld, Lohne und Vechta im Landkreis Vechta, wenn man von der Zahl und der Größenordnung der Betriebe ausgeht. Darüber hinaus ist in Dinklage, Holdorf und Goldenstedt sowie in Essen, Friesoythe und Scharrel ein stärkerer Industriebesatz zu verzeichnen.

Die Vielfalt der einzelnen Branchen des Südoldenburger Raumes ist beachtlich. Sie reicht von der Grundstoffindustrie über die Investitionsgüter- und Verbrauchsgüterindustrie bis hin zum Nahrungs- und Genußmittelbereich. Während bis zu Beginn der 60er Jahre bei der Südoldenburger Industrie noch eine überdurchschnittlich starke Ausrichtung zum landwirtschaftlichen Sektor festzustellen war, und zwar einerseits im Sinne der Verarbeitung heimischer Erzeugnisse und andererseits im Hinblick auf die Produktion von Gütern für die Landwirtschaft, ist seit dieser Zeit eine stärkere Verlagerung in andere Industriegruppen unverkennbar. Aus der Vielzahl der aufzuführenden Beispiele sei unter anderem die Herstellung von Baggern, von Spurstangen für die Automobilindustrie, von Möbeln und elektronischen Erzeugnissen und die Verarbeitung von Kunststoffen und Blechwaren erwähnt. Das breitgefächerte Produktionsprogramm umfaßt ferner die Erzeugnisse der stark vertretenen Textil- und Bekleidungsindustrie, den Heizkessel-, Lüftungs- und Apparatebau, die Produktion von Gardinen, Fertigfenstern, Fahrrädern und Kabeln und schließlich die verschiedenen Sparten des Maschinenbaus.

Zählt man zu diesen Sparten die Unternehmen der Nahrungsmittelindustrie, wie Milchwerke, Fleischwarenfabriken, Kartoffelverwertungsbetriebe und Obstverarbeitungsfirmen hinzu, so spiegelt sich eine außergewöhnliche Branchenvielfalt der Südoldenburger Industrie wider. Dies ist nicht zuletzt auch unter dem Gesichtspunkt der dadurch gegebenen geringeren Krisenanfälligkeit, wie sie bei Monostrukturen immer befürchtet werden muß, sehr zu begrüßen.

Landesbibliothek Oldenburg



Entwicklung des Industrieumsatzes —— und des Exportumsatzes - - - im Südoldenburger Raum 1960—1970

Der Gesamtumsatz der Südoldenburger Industriebetriebe erhöhte sich von 1960 mit seinerzeit DM 233,5 Mill. auf DM 746,7 Mill. im Jahre 1970 oder um 219,8 %. Der von diesem Gesamtumsatz auf den Export entfallende Anteil war sogar durch eine noch höhere Steigerungsrate, nämlich um 384,4 %, gekennzeichnet, worin die hohe Leistungsfähigkeit der ansässigen Firmen zum Ausdruck kommt.

Die große Bedeutung der Industrie im Rahmen des Strukturwandels, wie sie aus den vorhergehend genannten Zahlen zu ersehen ist, wird aber auch in den Lohn- und Gehaltszahlungen der 166 Südoldenburger Industriebetriebe offensichtlich. Während im Jahre 1960 das Einkommen der in der Industrie Beschäftigten im Südoldenburger Raum noch bei lediglich DM 43,6 Mill. lag, belief sich der entsprechende Wert des Jahres 1970 bereits auf DM 141,3

Landesbibliothek Oldenburg

Mill. Wenn man sich in diesem Zusammenhang die Tatsache vergegenwärtigt, daß ein Großteil dieser Kaufkraft wieder an Ort und Stelle in den Konsum fließt, dann wird damit deutlich, welche Impulse von der Industrie nicht nur direkt auf den Dienstleistungsbereich als Zuliefererbetriebe im weitesten Sinne des Wortes, sondern auch indirekt über die Einkommenschöpfung auf den örtlichen Einzelhandel und andere Wirtschaftsgruppen ausgehen.

Forscht man nach den Ursachen für die starke Industrialisierung der Südoldenburger Region in den 60er Jahren, so zeichnen sich verschiedene Gründe ab. Ein besonderes Schwergewicht dürfte einmal der verbesserten Standortlage durch den Bau der Bundesautobahn Hansalinie und zum anderen der Tatsache zukommen, daß Südoldenburg als Bundesausbaugebiet in das Regionale Förderungsprogramm des Bundes einbezogen ist, was bedeutet, daß sowohl industrielle Neuansiedlungen als auch Kapazitätserweiterungen seitens der ansässigen Betriebe in beachtlichem Umfang durch Investitionszuschüsse gefördert worden sind. Auch spielte die Verfügbarkeit einer Vielzahl und teilweise sehr günstig dimensionierter Grundstücke eine wichtige Rolle. Entscheidend dürfte aber vor allen Dingen in den letzten Jahren die relativ günstige Arbeitsmarktlage gewesen sein, da im Gegensatz zu den wirtschaftsstärkeren Regionen der Bundesrepublik sowohl im Landkreis Cloppenburg als auch im Landkreis Vechta die Einstellung von Arbeitskräften nicht so große Schwierigkeiten bereitete. Auch soll in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben, daß die gute Arbeitsmoral und hohe Zuverlässigkeit und Geschicklichkeit der Bewohner Südoldenburgs bei manchen Standortentscheidungen den Ausschlag gegeben haben dürften. Betriebe, die aus den sogenannten Ballungsgebieten gekommen sind, um in den Landkreisen Cloppenburg und Vechta Zweigwerke zu errichten, haben dies immer wieder anerkennend herausgestellt.

Als Pluspunkt für Investitionsentscheidungen im Südoldenburger Raum ist auch der hohe Wohnwert dieser Region zu nennen. Dank der Weiträumigkeit besteht hier im Gegensatz zu den dichter besiedelten Gebieten die Möglichkeit, Eigenheime zu bauen, um im Grünen und damit in Ruhe zu wohnen. Dies entspricht nach kürzlich durchgeführten Befragungen den höchsten Wunschvorstellungen weiter Kreise der Bevölkerung und dürfte auch bei künftigen Industrieansiedlungen standortfaktormäßig von großem Vorzug sein. Schließlich spielte bei den in den zurückliegenden Jahren durchgeführten wirtschaftlichen Erschließungsmaßnahmen eine große Rolle, daß in Südoldenburg vergleichsweise günstige Freizeitwerte gegeben sind.

Die Frage, ob die bisherige zufriedenstellende Entwicklung anhalten wird, darf insgesamt gesehen optimistisch beantwortet werden. Das liegt daran, daß ganz allgemein die Industrie künftig vorzugsweise in solche Gebiete gehen wird, die über genügend Industrieflächen zu vergleichsweise niedrigen Preisen verfügen, relativ geringere Probleme des Umweltschutzes aufweisen, als dies in Ballungsgebieten der Fall ist, und schließlich von der Arbeitsmarktlage her günstige Konstellationen bieten. Allen diesen Erfordernissen wird das Südoldenburger Gebiet genauso gerecht, wie dies vorhergehend im Hinblick auf die Wohn- und Freizeitwerte dargelegt worden ist. Die größte Bedeutung dürfte dabei der Frage der Möglichkeit der Gewinnung von Mitarbeitern zukommen. Gerade hier liegt aber eine der

Landesbibliothek Oldenburg

großen Stärken des Südoldenburger Raumes, weil die Bevölkerungszunahme in den Landkreisen Cloppenburg und Vechta im Vergleich zum Bundes- und Landesdurchschnitt überdurchschnittlich hoch ist und damit — zumindest statistisch gesehen — auch die Zahl der potentiellen Beschäftigten auf einem entsprechend hohen Niveau liegt. So ist beispielsweise aus der nachfolgenden Tabelle zu ersehen, daß sich die Einwohnerzahl Südoldenburgs von 1960 bis 1970 um etwa 24 500 erhöht hat, was einer Zunahme um 14,9 % entspricht. Bei Zugrundelegung eines durchschnittlichen Beschäftigungsfaktors von 42 % bedeutet dies einen Arbeitskräftezuwachs um etwa 10 300.

Wohnbevölkerung

Bezirk	1910	1925	1933	1939	1960	1970
Landkreise						
Cloppenburg	43 371	55 254	61 958	68 647	90 034	103 053
Vechta	39 949	46 205	49 427	52 164	74 413	85 879
Südoldenburger Raum	83 320	101 459	111 385	120 811	164 447	188 932

Hinzu kommt, und das ist gerade unter dem Aspekt der Arbeitsmarktlage wichtig, daß die in früheren Zeiten zu beobachtende Abwanderung weitgehend zum Stillstand gekommen ist und damit dem Südoldenburger Raum nicht mehr ständig Arbeitskräfte verloren gehen, wie dies bislang wegen des Fehlens attraktiver Arbeitsplätze der Fall war. Schließlich ist darauf hinzuweisen, daß sich als Arbeitskräftereservoir auch die Landwirtschaft und die örtlich gesehen teilweise überbesetzte Bauwirtschaft anbieten, weil hier im Zuge des Strukturwandels auch künftig mit Freisetzungen zu rechnen ist. Wichtig ist jedoch, daß auch einer entsprechenden Ausbildung dieser Erwerbstätigen die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wird, weil nachweislich die Wirtschaft in immer stärkerem Maße qualifizierte Mitarbeiter benötigt. Deshalb muß versucht werden, innerhalb der breiten Palette der Bildungseinrichtungen ein besonderes Augenmerk auf den Ausbau des gesamten Berufsschulbereichs zu legen und stärker noch als bisher auch Möglichkeiten der Fort- und Weiterbildung für technische Berufe zu schaffen.

Eine weitere wichtige Voraussetzung für die wirtschaftliche Erschließung des Südoldenburger Raumes bildet der Ausbau der Verkehrsinfrastruktur, da ohne ein ausreichendes Straßennetz und ohne einen leistungsfähigen Schienenverkehr infrastrukturell gesehen eine Benachteiligung gegenüber den wirtschaftsstärkeren Regionen mit den daraus resultierenden Wettbewerbsnachteilen für die heimische Wirtschaft gegeben ist. Die weitere wirtschaftliche Entwicklung wird schließlich mit davon abhängen, ob es gelingt, auch die übrige Infrastruktur so zu verbessern, daß sie allen Anforderungen gerecht wird. Stellvertretend für viele Beispiele sei hier auf das Krankenhauswesen sowie den Bau von Kindergärten und Sportplatzanlagen hingewiesen.

Die Frage, wo regional gesehen vorrangig mit weiteren Industrieansiedlungen gerechnet werden kann, ist zwar nur unter Vorbehalt zu beant-

Landesbibliothek Oldenburg

worten, weil die Investitionsentscheidung der Betriebe bei den Unternehmern selbst liegt. Es gibt aber Anzeichen dafür, daß sich künftig stärker als bisher die Industrieansiedlung in den von der Landesplanung vorgeschlagenen Schwerpunkten vollziehen wird, weil vorzugsweise hier Investitionszuschüsse für neue Produktionskapazitäten gewährt werden sollen. Das bedeutet, daß in der näheren Zukunft vor allen Dingen der Schwerpunktraum Cloppenburg mit den anerkannten Bundesausbauorten Cloppenburg und Friesoythe sowie innerhalb des Landkreises Vechta die Bundesausbauorte Vechta und Lohne für Neuansiedlungen besonders attraktiv sind. Diese durch das Regionale Aktionsprogramm Nordwestniedersachsen bestimmte Schwerpunktpolitik ist in der Öffentlichkeit umstritten, vor allen Dingen bei denjenigen Gemeinden, die nicht in das Förderungsprogramm einbezogen worden sind. Nicht zuletzt aber im Hinblick auf die nur begrenzt zur Verfügung stehenden Förderungsmittel erscheint eine solche Konzentration der Kräfte doch richtig zu sein. Ein Plädoyer für die Förderung von Schwerpunktorten ist zudem auch deshalb gerechtfertigt, weil das Aktionsprogramm ausdrücklich eine Fortschreibung bei den einzelnen Bundesausbauorten vorschreibt, um je nach Erfolg der zwischenzeitlichen Ansiedlungsbilanz zu prüfen, ob an die Stelle der bisherigen Förderungsorte andere Kommunen treten sollen. Für diejenigen Gemeinden, die nicht eine entsprechende Anerkennung gefunden haben, und die darüber hinaus auch nicht von der Landesplanung für die Durchführung bestimmter Entwicklungsaufgaben vorgesehen sind, besteht dennoch kein Anlaß zur Resignation. Es kommt für sie vielmehr darauf an, die sich örtlich bietenden Möglichkeiten zu nutzen. Gerade im Südoldenburger Raum haben einige Kommunen bewiesen, wie auch außerhalb des Förderungsprogramms Industrieansiedlungen durchgeführt werden können, wenn durch eine umsichtige Planung ein Schwergewicht auf die Ausweisung günstiger Wohn- und Gewerbegebiete gelegt worden ist.

Die Industrie stellt bei aller Würdigung ihres wirtschaftlichen Schwergewichts jedoch nur einen Hauptbereich dar. Eine große Bedeutung kommt gleichermaßen dem gesamten Dienstleistungssektor, wie beispielsweise Groß- und Einzelhandel, Kredit- und Versicherungswirtschaft, dem Speditionsgewerbe und anderen Gruppen des tertiären Sektors zu. Sie alle sind darauf angewiesen, daß vom produzierenden Gewerbe Impulse ausgehen, damit sie ihre Rolle als „Zulieferer" im weitesten Sinne des Wortes erfüllen können. Besonders erwähnt werden soll in diesem Zusammenhang auch die wichtige volkswirtschaftliche Funktion des Einzelhandels zur Versorgung der ansässigen Bevölkerung. Gerade dieser Branche ist aus der Rückschau auf das letzte Jahrzehnt zu bescheinigen, daß die Zeichen des Strukturwandels rechtzeitig und in vollem Umfang erkannt worden sind und der Einzelhandel seine Leistungsfähigkeit erheblich gesteigert hat. Ein Blick auf die Fachgeschäfte in den größeren Orten des Südoldenburger Raumes beweist, daß der Vergleich mit dem Angebot in anderen Gebieten, selbst in größeren Städten, nicht gescheut zu werden braucht.

Ein neuer Wirtschaftszweig Südoldenburgs schließlich, der im Zuge des allgemeinen Strukturwandels seit einigen Jahren einen bemerkenswerten Aufschwung nimmt, ist das Fremdenverkehrsgewerbe. Aus der Erkenntnis heraus, daß die natürlichen Attraktivitäten der Landkreise Cloppenburg

Landesbibliothek Oldenburg

und Vechta einen Anreiz vor allen Dingen für den Kurzurlaub, aber auch für längere Erholungsaufenthalte bieten, sind von privater und kommunaler Seite gerade in jüngster Zeit in nicht unerheblichem Umfang Investitionen durchgeführt worden, um die Voraussetzungen für die Ausweitung dieses neuen Erwerbszweiges zu verbessern. Das hat inzwischen dazu geführt, daß der Südoldenburger Raum, etwa an der Thülsfelder Talsperre und in der Dammer Bergmark, aber auch in verschiedenen anderen Gebieten, wie beispielsweise dem Raum um Barßel, eine steigende Gästezahl verzeichnen kann. Kritisch anzumerken ist, daß es bislang an einer umfassenden Planung und Abstimmung der Investitionen gemangelt hat, weil die einzelnen Gebietsteile weitgehend für sich wirken. Bei einer besseren Koordinierung ließen sich hier sicherlich noch größere Erfolge erzielen und insbesondere auch Fehlinvestitionen vermeiden. So erweist sich als nachteilig, daß beispielsweise zwischen den für den Fremdenverkehr attraktiven Bereichen und den in Südoldenburg gelegenen Betrieben der Veredelungswirtschaft nicht immer Schutzzonen im Sinne größerer entfernungsmäßiger Abstände bestehen, so daß dadurch Belästigungen der Urlauber, aber auch der erholungssuchenden ansässigen Bevölkerung eintreten. Hier könnte ein Generalverkehrsplan für den gesamten Südoldenburger Raum, der die jeweiligen Entwicklungsaufgaben verbindlich festlegt, sicherlich Abhilfe schaffen und dazu beitragen, daß schon im Planungsstadium die notwendigen Abgrenzungen vorgenommen werden.

Dem Südoldenburger Raum, dessen Wirtschaftskraft auf mehreren Säulen, nämlich einer leistungsfähigen Agrarwirtschaft, einem sich ständig besser entwickelnden Dienstleistungsbereich einschließlich Fremdenverkehrswirtschaft und schließlich vor allen Dingen auf einer sich günstig entwickelnden Industrie, ruht, darf aufgrund der bisherigen zufriedenstellenden Entwicklungstendenzen und insbesondere wegen der vergleichsweise günstigen Standortbedingungen, zu denen auch die hier lagernden größten deutschen Erdgasvorräte zu zählen sind, für die zukünftige Entwicklung eine günstige Prognose gestellt werden. Ob diese Voraussage realisiert wird, hängt nicht zuletzt davon ab, ob es gelingt, die Standortvorzüge dieses Raumes entsprechend „zu verkaufen" und weiterhin neue Betriebe für eine Ansiedlung und die bestehenden Unternehmen für Kapazitätserweiterungen zu gewinnen. Eine zielgerichtete Werbung ist hierfür unumgänglich notwendig. Wenn in der Vergangenheit vielleicht auf dem Gebiet der Akquisition nicht immer optimal verfahren worden ist, so bedeutet diese Feststellung keine Kritik. Sie soll vielmehr Ansporn sein, künftig im Zusammenwirken aller zuständigen Stellen besonders erfolgreich zu arbeiten.

Die Oldenburgische Industrie- und Handelskammer ist jederzeit gern bereit, im Rahmen der ihr gegebenen Möglichkeiten hierbei mitzuwirken.

Landesbibliothek Oldenburg

Zur Bevölkerungsdynamik Südoldenburgs

Von Hans-Wilhelm Windhorst

Für die wirtschaftliche Entwicklung, besonders den Grad der Industrialisierung, ist die Dynamik der Bevölkerungsentwicklung eines Raumes ein recht gutes Maß. Wachsende Industrialisierung hat in den meisten Fällen zur Folge, daß die Bevölkerung im Nahbereich der Industrieansiedlungen zunimmt, in den Ergänzungsräumen jedoch abnimmt, weil im allgemeinen eine Tendenz zu den Arbeitsstätten besteht.

Vorwiegend agrarisch orientierte Räume unterliegen aus diesem Grunde häufig einer negativen Bevölkerungsentwicklung, besonders dann, wenn die Kinderzahl hoch liegt und keine Möglichkeit besteht, die zusätzlich auftretenden Arbeitskräfte in der Landwirtschaft zu beschäftigen. In solchen Gebieten ist dann die Abwanderung nach beendeter Schulzeit oder Lehrlingsausbildung besonders hoch. Auf die Dauer gesehen muß eine solche Abwanderung negative Folgen für die Wirtschaftsstruktur haben, da meistens diejenigen Menschen abwandern, die eine abgeschlossene Ausbildung haben. Für sie bietet sich in benachbarten, stärker industrialisierten Räumen eine bessere Aufstiegsmöglichkeit. Der erste Schritt auf diesem Wege ist eine verstärkte Pendlertätigkeit, die besonders gefördert wird, wenn gute Nahverkehrsverbindungen bestehen. Durch die größere Mobilität der Bevölkerung im allgemeinen ist dies heute aber keine notwendige Voraussetzung mehr.

Ist im Nahbereich keine Möglichkeit vorhanden, auf diese Weise eine bessere Verdienstmöglichkeit zu finden, folgt als nächster Schritt eine Abwanderung in weiter entfernt liegende Gebiete, teilweise sogar eine Auswanderung in überseeische Neusiedelräume. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß solche Bewegungen besonders abhängig sind von der gesamten Wirtschaftsstruktur eines Landes, der gegenwärtigen wirtschaftlichen Lage und einer Anzahl anderer Faktoren, vor allem soziologischer Art.

Während bei einer verstärkten Pendlertätigkeit eine Abnahme der absoluten Bevölkerungszahl nicht zu bemerken ist, und man schon eingehendere Studien vornehmen muß, um die Pendlerströme festzustellen, läßt sich dies bei der einsetzenden Abwanderung sehr viel leichter erkennen. Hier nimmt nämlich die Bevölkerung nicht mehr entsprechend der Rate des Geburtenüberschusses zu. Es ist festzustellen, daß eine Abwanderung erst langsam einsetzt, dann aber mit der Ausbreitung der Kenntnis unter der arbeitsfähigen Bevölkerung sehr schnell hohe Werte annehmen kann. Die Folge einer solchen Abwanderung ist eine offensichtliche Verschiebung innerhalb der Bevölkerungspyramide. An der Basis treten die starken Geburtenjahrgänge auf, die sich in dieser Breite bis etwa zum 14. Lebensjahr fortsetzen, dann folgt schon ein erster Einschnitt, der bedingt ist durch die Abwanderung einiger Schulabgänger, die in benachbarte Industriegebiete gehen, um dort eine bestimmte Berufsausbildung zu erlangen. Der zweite Einschnitt erfolgt dann bei etwa 18—20 Jahren. Viele der männlichen und weiblichen Lehrlinge wandern nach abgeschlossener Berufsausbildung in die benachbarten Industriegebiete, weil sie dort einmal bessere Aufstiegs-

Landesbibliothek Oldenburg

chancen haben, zum anderen bessere Verdienstmöglichkeiten. Auf der männlichen Seite setzt sich diese Einengung dann deutlicher fort als bei der weiblichen, da diese, wie viele Untersuchungen gezeigt haben, nicht so leicht abwandern. An der Spitze der Pyramide weitet sich der Anteil der Bewohner wieder. Dies ist einmal dadurch bedingt, daß ältere Menschen nicht mehr gern ihren Heimatort verlassen, bzw. während der Zeit ihrer mittleren Lebensabschnitte keine Gelegenheit hatten, den Ort zu verlassen.

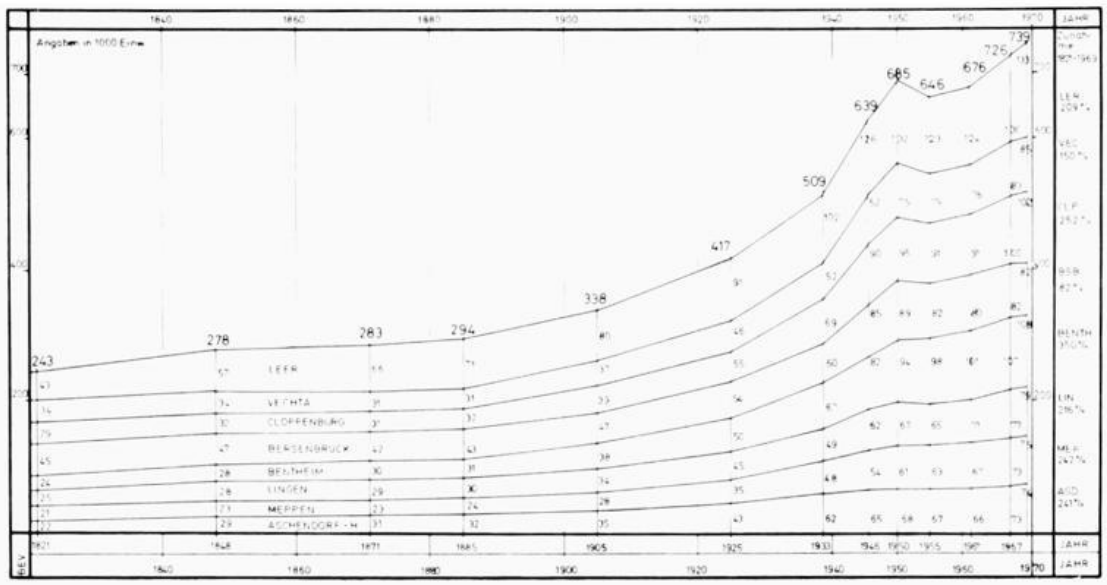
Hat eine solche Tendenz über einen längeren Zeitraum angehalten, ist es oftmals sehr schwierig, dieser Bewegung Einhalt zu gebieten, weil die Ansiedlung einer arbeitsintensiven Industrie häufig schon am Arbeitskräftemangel scheitert. So können sich ganze Räume zu „Passivräumen" entwickeln, wie das beim Kreis Bersenbrück, wie wir später sehen werden, deutlich der Fall ist. Diese Gebiete bieten im Hinblick auf eine Verbesserung der Wirtschaftsstruktur recht ungünstige Voraussetzungen.

Gelingt es jedoch, diese Tendenz schon zu Beginn zu stoppen, wozu allerdings fortlaufende Analysen notwendig sind, dann läßt sich an der Bevölkerungskurve sehr leicht feststellen, wann sich die wirtschaftspolitischen Maßnahmen auszuwirken beginnen. Ein solches Gebiet hat einmal die Möglichkeit, die bestehenden landwirtschaftlichen Betriebsformen zu verändern, zum anderen, zu versuchen, Industriebetriebe anzusiedeln.

Wie sich die Bevölkerungsdynamik in Südoldenburg seit 1821 und besonders seit 1949 ausprägt, soll in den folgenden Abschnitten dargelegt und analysiert werden. Um der besseren Vergleichbarkeit willen werden Vergleichszahlen aus dem Emslandplangebiet, dem Land Niedersachsen und der BRD herangezogen. Sie erst erlauben es, die Dynamik im rechten Licht zu sehen und zu begreifen.

Abb. 1 gibt einen Überblick über die Bevölkerungsentwicklung in den berücksichtigten Landkreisen. Besonders interessant ist zunächst der lang-

Abb 1 Bevölkerungsentwicklung im Emsland 1821-1969



Landesbibliothek Oldenburg

fristige Vergleich 1821 bis 1969, weil er die Bevölkerungsdynamik besonders deutlich werden läßt. Auffallend ist das langsame Wachstum bis 1905, eine erste stärkere Steigerungsrate ist bis 1933 festzustellen. Dann erfolgt durch das Aufnehmen der Vertriebenen und Flüchtlinge ein starker Anstieg bis 1950. Den Zeitraum danach werden wir noch eingehender analysieren.

Der Grund für die geringe Zunahme ist bis 1905 einmal sicherlich in der hohen Kindersterblichkeit, der dauernden Abwanderung in die Städte und der Auswanderung in überseeische Gebiete zu sehen, außerdem in den Auswirkungen der Kriege. Besonders hoch ist der Bevölkerungsverlust im Kreis Bersenbrück, der zwischen 1848 und 1871 etwa 5000 Menschen verloren hat. Diese schon damals offensichtliche Tendenz zur Abwanderung hat sich bis heute gehalten, so daß es nicht verwunderlich ist, hier den geringsten Zunahmewert (80 %) von allen Landkreisen zu finden. Diese Entwicklung sollte bedenklich stimmen. Im Rahmen des Gutachtens der Emsland GmbH ist hierauf mit allem Nachdruck hingewiesen worden.

Tab. 1 zeigt die Bevölkerungsentwicklung seit 1949. Nach dem Kriege war durch die Zuwanderung der Vertriebenen und Flüchtlinge aus den ehemaligen Ostgebieten und Mitteldeutschland die Bevölkerungszahl trotz der Kriegsverluste weitaus höher als in den Vorkriegsjahren. Es setzt aber schon recht bald (etwa um 1950) eine starke Abnahme der Bevölkerung ein, die bedingt ist durch die planmäßige Ansiedlung der Vertriebenen und eine Abwanderung in die wieder erstarkende Industrie des Ruhrgebietes und der Küstenstädte sowie in das neu erschlossene Gebiet um Wolfsburg und Salzgitter. In einigen Kreisen, wie Meppen und der Grafschaft Bentheim, bricht diese Bewegung schon sehr früh ab, weil es gelingt, für die Menschen Arbeitsplätze zu beschaffen. Besonders im Textilindustriegebiet um Rheine und Nordhorn ist dies sehr schnell erreicht worden, wodurch die starke Bevölkerungszunahme erklärlich wird. In den stärker agrarisch orientierten Landkreisen Südoldenburgs hält diese Tendenz aber länger an, weil es nicht so schnell gelingt, die Menschen an festen Arbeitsplätzen unterzubringen.

In diesen Landkreisen wird der Tiefststand der Bevölkerung erst in den Jahren 1956—58 erreicht. Bis zu diesem Zeitpunkt ist eine dauernde Abnahme festzustellen. Dann beginnt sich jedoch im Landkreis Vechta, teilweise auch im südlichen Cloppenburg, die verstärkte Umstellung auf die arbeitsintensivere landwirtschaftliche Veredlungswirtschaft und die Spezialkulturen auszuwirken. Sie bremst den dauernden Verlust an Arbeitskräften und bietet besonders auch den Frauen in den Legehennen- und Aufzuchtbetrieben sowie den Gartenbaubetrieben gute Verdienstmöglichkeiten.

Anders sieht das Bild im Landkreis Bersenbrück aus. Hier setzt offensichtlich die Umstellung später ein, da die Bevölkerungszunahme nach dem Tiefststand von 1958 nur schwach ist. Auch 1969 hatte der Kreis noch nicht wieder den Stand von 1950 erreicht. Hierbei gilt zu berücksichtigen, daß die Nähe zum Ballungszentrum Osnabrück sich sicherlich verstärkend auf die Tendenz ausgewirkt hat. Die Mittellage zwischen Osnabrück und Bremen hat sich auf Vechta und das südliche Cloppenburg sicherlich sehr günstig

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Jahr	Aschend.-Hümmling	Bersenbrück	Gfsch. Bentheim	Lingen	Meppen	Leer	Cloppenburg	Vechta	Emsland	Niedersachsen
1949	68 178	90 159	92 930	67 932	61 146	134 790	96 500	80 710	692 345	6 965 799
1950	68 448	88 535	94 339	66 953	60 899	132 303	94 794	79 125	685 396	6 797 379
1951	67 946	86 316	95 732	66 184	61 056	129 215	93 492	77 982	677 941	6 710 974
1952	67 856	85 255	96 363	66 246	61 745	127 637	92 700	77 124	674 926	6 650 720
1953	67 513	84 129	96 927	65 756	62 245	125 876	91 746	76 266	670 476	6 605 240
1954	67 321	82 961	97 709	65 417	63 664	124 097	91 408	75 607	667 184	6 569 342
1955	66 929	81 804	98 051	65 166	62 758	122 310	90 615	74 756	662 390	6 548 141
1956	65 909	79 901	96 651	66 919	62 397	121 576	88 431	73 557	655 341	6 477 699
1957	65 728	79 331	97 618	67 516	63 185	121 058	88 438	73 411	656 285	6 496 065
1958	65 881	78 825	98 179	68 372	63 658	120 724	88 606	73 381	657 626	6 515 582
1959	65 869	79 016	98 550	69 477	64 263	120 880	89 108	73 922	661 058	6 538 416
1960	66 305	79 875	99 018	70 262	65 147	121 375	90 034	74 413	666 429	6 576 137
1961	66 426	79 927	100 607	71 380	66 539	123 794	90 979	76 013	675 665	6 640 855
1962	67 725	80 277	101 906	72 610	68 323	125 253	93 121	77 598	686 813	6 731 562
1963	68 745	80 490	102 902	73 586	69 505	125 835	94 695	78 676	694 434	6 786 416
1964	70 048	80 735	103 997	74 488	70 849	127 123	56 519	79 904	703 663	6 854 481
1965	71 193	80 089	105 449	75 637	71 912	128 175	97 961	81 278	711 694	6 921 000
1966	72 132	81 325	106 446	76 636	73 006	129 708	99 386	82 120	720 759	6 967 216
1967	73 116	81 771	107 063	77 798	74 085	131 116	100 754	83 557	729 260	6 993 194
1968	74 109	81 836	107 780	78 677	74 964	132 409	101 811	84 764	736 350	7 039 169
1969	74 931	82 141	108 578	79 632	75 537	133 306	102 721	85 810	742 656	7 100 417
Einw. pro qkm										
1950	59,8	84,0	103,0	82,0	57,7	124,7	69,5	104,1	84,0	143,7
1969	65,4	77,9	118,6	97,5	72,8	126,0	75,2	112,9	91,1	149,8

Tab. 1 Bevölkerungsentwicklung in Südoldenburg im Vergleich zu den Emslandkreisen und Niedersachsen
(Quelle: Statistik 11011 der Emsland GmbH.)

ausgewirkt. Die relativ abgeschlossene Lage hat dazu geführt, daß hier aus eigener Kraft versucht worden ist, diese Entwicklung aufzufangen und einen Weg zu finden, der den Menschen Arbeit bietet, ohne allzuviel an der bisherigen Struktur in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht zu verändern. Letztere Feststellung bezieht sich streng genommen auf einen nicht genau faßbaren Bereich, nämlich die Lebensweise der Bevölkerung. Trotz der Umstellungen und Umschichtungen innerhalb der Landwirtschaft und der Ansiedlung von Industriebetrieben hat sich an der Lebensweise kaum etwas geändert. Die Hektik der Großstadt ist noch nicht in diesen Raum eingekehrt.

Diese Entwicklungstendenz innerhalb der Bevölkerungsdynamik läßt sich anhand einiger anderer Aufstellungen weiter erhellen.

Tab. 2 Wanderungsverluste der Emslandkreise im Jahre 1966 im Vergleich zum Geburtenüberschuß

Kreis	Wanderungsverlust in %
Aschendorf-Hümmling	20,1
Meppen	18,4
Lingen	23,6
Grafschaft Bentheim	29,9
Bersenbrück	68,8
Cloppenburg	17,0
Leer	0,0
Vechta	35,5

Das oben bereits erwähnte Gutachten der Emsland GmbH hat ganz eindeutig gezeigt, daß es vor allem die jungen Menschen bis zum 20. Lebensjahr sind, die nach abgeschlossener Berufsausbildung Südoldenburg und das gesamte Emsland verlassen. Dabei ist die Abwanderung besonders im Landkreis Bersenbrück alarmierend. Dazu kommt hier noch, daß der Kreis mit nur 9,3 ‰ die niedrigste Geburtenrate im gesamten Raum hat, Vechta 15,9 ‰, Cloppenburg 17,4 ‰. In diesen Zahlen spiegelt sich ganz offensichtlich die Religionszugehörigkeit wider. In Bersenbrück waren 1961 bei der letzten Volkszählung 55 % ev. und 44 % kath., in Vechta 85 % kath. und 15 % ev., in Cloppenburg 82 % kath. und 17 % ev. Hieraus resultieren dann die unterschiedlichen Werte für die Gesamtzunahme der Bevölkerung: Cloppenburg 1,4 %, Vechta 1,1 % und Bersenbrück 0,3 % (bezogen auf das Jahr 1966). Diese Zahlen lassen erkennen, daß es sehr schwer sein wird, hier eine Veränderung einzuleiten.

Tab. 3 zeigt die Zahl der Industriebeschäftigten seit 1952.

Während sich in Vechta von 1952—1958 die Zahl etwa verdoppelt hat, nahm sie in Bersenbrück nur um etwa 33 % zu, während sie in Cloppenburg sogar noch abnahm. Es wird deutlich, daß im Landkreis Vechta die wirtschaftspolitischen Maßnahmen sich schon früher auszuwirken begannen, in Cloppenburg sehr viel später und erreichten bei weitem nicht die Effektivität wie in Vechta und Bersenbrück, wie der Vergleich der Prozentzahlen der Gesamtzunahme zeigt. Cloppenburg erreicht nicht einmal den Landesdurchschnitt, liegt aber 2 % über der Gesamtzuwachsrate des Emslandes. Vechta und Bersenbrück liegen deutlich höher, Vechta erreicht sogar mit Lingen die höchsten Werte überhaupt. Interessant ist noch ein Vergleich mit der Grafschaft Bentheim. Die hier schon sehr früh ein-

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Jahr	Aschend.-Hümmling	Bersen-brück	Gfsch. Benth.	Lingen	Meppen	Leer	Cloppen-burg	Vechta	Emsland	Nieders.	BRD
1952 Juni	2 607	3 609	15 175	2 012	2 743	4 170	3 730	2 331	36 377	478 660	5,4 Mill.
1958	2 835	4 834	16 381	4 407	3 695	4 526	3 647	4 161	44 486	657 469	
1963	3 909	5 873	15 249	4 922	4 328	6 615	4 173	4 898	49 967	742 512	8,3 Mill.
1969	4 752	6 789	15 414	5 246	4 185	7 326	5 501	5 524	54 737	767 276	7,9 Mill.
1970	5 123	7 266	15 884	5 234	4 386	7 349	5 953	6 078	57 276	798 833	(1968)
Beschäftigte auf 1000 Einwohner											
1952	38	41	158	30	45	32	40	30	54	72	111
1963	57	73	150	67	63	53	45	64	73	111	144
1970	68	89	146	66	58	55	58	71	76	101	(1969) 139
Zunahme der Beschäftigten in %											
1952—1970	96,5	101,3	4,7	160,1	59,9	76,2	59,6	160,7	57,4	66,9	

Tab. 3 Industriebeschäftigte in Südoldenburg im Vergleich zu den Emslandkreisen, Niedersachsen u. der BRD. (Quelle: Statistik 24 011 der Emsland GmbH)

	Jahr	Aschend.-Hümml.	Bersen-brück	Gfsch. Benth.	Lingen	Meppen	Leer	Cloppen-burg	Vechta	Emsland	Nieder-sachsen
Brutto-Inlands-produkt insgesamt in Mill. DM	1957	164,5	237,2	366,0	276,1	212,8	295,0	250,0	233,4	2035,0	23 175,7
	1961	203,0	315,6	476,0	367,9	383,8	393,0	331,5	292,4	2763,2	33 684,1
	1964	276,7	368,9	644,5	492,8	405,2	512,5	396,2	447,8	3544,6	42 581,0
	1966	334,4	435,7	844,9	575,5	489,9	589,4	480,0	571,8	4321,6	48 904,4
je Einwohner in DM	1957	2500	2980	3770	4110	3390	2430	2830	3180	3150	3570
	1961	3060	3950	4730	5160	5770	3170	3640	3850	4170	5070
	1964	3990	4580	6230	6660	5770	4060	4140	5650	5130	6240
	1966	4660	5370	7970	7560	6770	4570	4860	6990	6090	7040
∅ jährliche Veränderung gegen vorherg. Ber.-Jahr	1961	5,4	7,4	6,8	7,4	15,9	7,4	7,3	5,8	8,3	9,8
	1964	10,9	5,3	10,6	10,2	1,8	9,3	6,1	15,3	8,8	8,1
	1966	10,0	8,7	14,5	8,1	10,0	7,2	10,1	13,0	10,4	7,2
BIP insgesamt in %											
wie vorher je Einwohner BIP in %	1961	5,2	7,3	5,9	5,8	14,2	6,9	6,6	4,9	7,3	9,2
	1964	9,3	5,1	9,6	8,9	0,0	8,5	4,4	13,7	7,2	7,1
	1966	8,2	8,3	13,0	6,5	8,3	6,1	8,3	11,3	8,9	6,2

Tab. 4 Die Entwicklung des Bruttoinlandsprodukts in Südoldenburg im Vergleich zu den Emslandkreisen u. Niedersachsen. (Quelle: Statistik 20 061 der Emsland GmbH)

setzende Industrialisierung ist an einem gewissen Sättigungspunkt angelangt, zeigt, was die Anzahl der Beschäftigten pro 1000 Einwohner angeht, sogar schon eine rückläufige Tendenz.

Vergleicht man die Entwicklung im Hinblick auf das Bruttoinlandsprodukt, dann zeigt sich auch hier ein ähnliches Bild.

Das Bruttoinlandsprodukt hat sich seit 1957 in Vechta verdoppelt und ist auch in Cloppenburg stärker gestiegen als in Bersenbrück. Vechta liegt in der relativen Zunahme etwa auf der Ebene mit dem Land Niedersachsen.

Interessant ist es, festzustellen, daß die Rückläufigkeit der Entwicklung, die sich im gesamten Land erkennen läßt, etwa im gleichen Ausmaß im Landkreis Vechta festzustellen ist, während in Bersenbrück und Cloppenburg die Zuwachsraten bis 1966 noch recht kräftig sind. Neuere Vergleichszahlen liegen leider noch nicht vor. Hier zeigt sich wiederum, daß das frühere Einsetzen der wirtschaftspolitischen Maßnahmen im Hinblick auf eine Veränderung der Wirtschaftsstruktur auch früher zu einer Stagnation bzw. Rückläufigkeit führt.

Zusammenfassung

Nach einem Höchststand der Bevölkerungszahlen in den Nachkriegsjahren durch Aufnahme der Flüchtlinge und Vertriebenen setzt durch Abwanderung der arbeitsfähigen Bevölkerung (besonders Jugendliche bis 20 Jahren) in die wieder erstarkten Industriegebiete schon bald eine negative Bevölkerungsentwicklung ein, die in den einzelnen Kreisen verschieden schnell und auf unterschiedliche Weise aufgefangen wird. In Bentheim beginnt dieser Prozeß schon sehr früh durch Ansiedlung von Textilindustrie. In Südoldenburg beginnt sich die Umstellung auf die landwirtschaftliche Veredlungswirtschaft und Spezialkulturen erst später auszuwirken.

Im Landkreis Vechta ist ein gewisser Sättigungsgrad erreicht, die Zuwachsraten sind leicht rückläufig und spiegeln bis 1966 deutlich die allgemeine wirtschaftliche Lage der BRD wider.

Bersenbrück liegt im Hinblick auf die Bevölkerungsentwicklung ganz deutlich an letzter Stelle der verglichenen Kreise. Die Zahl hat sich seit 1821 nicht einmal verdoppelt und auch 1969 noch nicht den Stand der Nachkriegsjahre wieder erreicht.

Ich möchte an dieser Stelle der Emsland GmbH (Meppen) herzlich für die freundliche Überlassung folgender Quellen danken:

1. Bevölkerungsentwicklung in den acht Partnerkreisen der Emsland GmbH (1970)
2. Statistik 11011, 20061, 24011 (1971)
3. Gutachten über die Verbesserung der landwirtschaftlichen und allgemeinwirtschaftlichen Struktur des Emslandplangebietes. Meppen 1967).

Landesbibliothek Oldenburg

Gastarbeiter in Südoldenburg

Von Willy Wilkens

Uber zwei Millionen ausländische Arbeitnehmer arbeiten in der Bundesrepublik. Das ist die höchste Zahl, die bisher in der Bundesrepublik erreicht wurde. Vieles spricht dafür, daß auch in den kommenden Jahren die Ausländerbeschäftigung eine sehr bedeutende Rolle spielen wird. Bei einer Beschäftigung von über 2 Millionen Arbeitnehmern aus dem Ausland stellt sich die Frage nach dem wirtschaftlichen Nutzen. Hierzu ist eindeutig festzustellen, daß die Tätigkeit der ausländischen Arbeitnehmer für die Bundesrepublik volkswirtschaftlich und sozialpolitisch einen großen Gewinn bedeutet. Sie leisten einen nicht unerheblichen Beitrag zur Wohlstandssteigerung. Ohne ihre Hilfe hätte sich der Wachstumsprozeß der deutschen Wirtschaft langsamer vollzogen. Ihre Tätigkeit ist aus arbeitsmarkt- und wirtschaftspolitischen Gründen notwendig.

Die Beschäftigung ausländischer Arbeitnehmer hat auch im Südoldenburger Raum in den letzten Monaten stark an Bedeutung gewonnen. Die Zahl der beschäftigten Ausländer ist sprunghaft angestiegen. Die anhaltende Nachfrage nach Arbeitskräften veranlaßte viele Unternehmer, ausländische Arbeitskräfte anzufordern, weil der hiesige inländische Arbeitsmarkt kaum noch Reserven bietet. Im Arbeitsamtsbezirk Vechta wird zwar in den Wintermonaten auch in konjunkturell günstigen Zeiten eine verhältnismäßig hohe saison- und witterungsbedingte Arbeitslosigkeit verzeichnet. In den Sommermonaten überwiegt jedoch die Nachfrage nach Arbeitskräften; so weist der Landkreis Vechta in den Sommermonaten Arbeitslosenquoten auf, die noch unter dem Bundesdurchschnitt liegen. Das Schwergewicht der Beschäftigung ausländischer Arbeitnehmer liegt daher innerhalb des Arbeitsamtsbezirks Vechta auch im Landkreis Vechta.

Ende Juni 1971 wurden im Arbeitsamtsbezirk Vechta 1031 ausländische Arbeitnehmer beschäftigt, darunter 243 Frauen. Nach Bezirken gegliedert, ergibt sich folgendes Bild:

Bezirk	Männer	Frauen	Insgesamt
Bezirk des Hauptamtes (Landkreis Vechta)	487	126	613
Bezirk der Nebenstelle Cloppenburg	181	109	290
Bezirk der Nebenstelle Friesoythe	120	8	128
Arbeitsamtsbezirk Vechta	788	243	1031

Die größte Gruppe unter den 1031 ausländischen Arbeitnehmern von Ende Juni 1971 bilden die Spanier mit 345 (33,5 %). An zweiter Stelle stehen die Jugoslawen mit 234 (22,7 %). Ferner werden beschäftigt 117 Türken (11,3 %), 83 Italiener (8,2 %) und 75 Griechen (7,3 %). Die übrigen 177 Ausländer gehören verschiedenen Nationalitäten an.

Landesbibliothek Oldenburg

Schwerpunkte der Beschäftigung ausländischer Arbeitnehmer in Südoldenburg sind die Städte Cloppenburg, Vechta und Lohne. Sie werden hauptsächlich in den Betrieben der Nahrungsmittelindustrie (Geflügel- und Versandschlachtereien), der Metallverarbeitung, des Baugewerbes und der Torfwirtschaft beschäftigt.

Erstmalig wurden 1956 für hiesige landwirtschaftliche Betriebe italienische Landarbeiter angeworben und vermittelt. Im Jahre 1962 wurden dann von einigen gewerblichen Betrieben Spanierinnen angefordert. Die weitere zahlenmäßige Entwicklung der Beschäftigung ausländischer Arbeitnehmer zeigt die nachstehende Übersicht:

Stand 30. 6. d. J.	Beschäftigte ausländische Arbeitnehmer								
	Insgesamt	darunter		darunter (Spalte 2)					Übrige
		Männer	Frauen	Italiener	Spanier	Griechen	Jugoslawen	Türken	
1960	145	119	26	15	1	—	4	—	125
1961	136	106	30	15	1	6	2	—	112
1962	201	132	69	28	42	10	3	—	118
1963	391	299	92	111	115	20	13	2	130
1964	330	243	87	23	122	30	13	1	141
1965	361	263	98	49	123	33	7	1	148
1966	499	389	110	39	178	68	25	11	178
1967	364	277	87	26	120	54	9	18	137
1968	330	251	79	19	103	39	11	11	147
1969	387	292	95	29	135	34	20	39	130
1970	745	571	174	34	280	46	138	78	169
1971	1031	788	243	83	345	75	234	117	177

Warum und wie kommen sie zu uns? Mitte der 50er Jahre zeigte sich, daß der deutsche Arbeitsmarkt mit der Entwicklung der stark exportorientierten deutschen Wirtschaft nicht Schritt halten konnte. Das in der Bundesrepublik Deutschland vorhandene Arbeitskräftepotential reichte nicht aus, um den steigenden Kräftebedarf zu decken. Es wurde daher notwendig, in größerer Zahl ausländische Arbeitnehmer zu beschäftigen. Zu diesem Zweck schloß die Bundesrepublik mit verschiedenen Staaten bilaterale Regierungsvereinbarungen über die Anwerbung und Vermittlung ausländischer Arbeitnehmer ab, so 1955 mit Italien, 1960 mit Spanien, 1960 mit Griechenland, 1961 mit der Türkei, 1964 mit Portugal und 1968 mit Jugoslawien. Die Durchführung der abgeschlossenen Vereinbarungen über die Anwerbung und Vermittlung von Arbeitnehmern im Ausland ist Aufgabe der Bundesanstalt für Arbeit. Die Bundesanstalt hat in diesen Ländern Kommissionen als Vermittlungsstellen eingerichtet. Die Anwerbung und Vermittlung von Arbeitskräften im Ausland durch diese deutschen Kommissionen erfolgt nur auf Grund konkreter Aufträge. Die Vermittlungsaufträge sind von den anfordernden Arbeitgebern mit den von ihnen bereits ausgefüllten und unterschriebenen Arbeitsverträgen entsprechend einem Mustervertrag beim Arbeitsamt einzureichen. Das Arbeitsamt leitet die Unterlagen nach Prüfung direkt an die jeweiligen deutschen Kommissionen im Ausland weiter. Die Prüfung des Arbeitsamtes erstreckt sich darauf, ob die

Landesbibliothek Oldenburg

benötigten Arbeitskräfte auf dem deutschen Arbeitsmarkt gewonnen werden können, ob die gebotenen Arbeits- und Lohnbedingungen den gültigen Tarifverträgen bzw. den ortsüblichen Löhnen und Arbeitsbedingungen entsprechen. Außerdem muß vom Arbeitgeber der Nachweis geführt werden, daß angemessene Unterkünfte bereitstehen. Letztlich ist vor der Weiterleitung der Aufträge noch eine Vermittlungsgebühr zu entrichten.
Nach Eingang der Aufträge bei den deutschen Kommissionen wird die zuständige Partnerverwaltung unterrichtet und gebeten, geeignete Bewerber vorzustellen. Den vorgestellten Kräften werden entsprechend der Eignung verschiedene Vermittlungsaufträge angeboten. Sie können sich frei entscheiden, welchen Arbeitsvertrag sie annehmen wollen. Welche Bewerber nach Deutschland vermittelt werden, entscheidet die deutsche Kommission nach Eignung und Neigung sowie der Feststellung der gesundheitlichen Eignung für den vorgesehenen Arbeitsplatz. Im Rahmen des Anwerbeververfahrens wird dann durch den ausländischen Arbeitnehmer der Arbeitsvertrag unterschrieben, durch die deutsche Kommission die Legitimationskarte ausgestellt, welche die Arbeitserlaubnis ersetzt, sowie der Anreisetag festgelegt und bekanntgegeben. In Sammeltransporten mit Sonderzügen fahren sie dann in die Bundesrepublik Deutschland.
Sie kommen nicht als Touristen oder Gäste zu uns. Sie sind keine „Gast"-arbeiter. Sie kommen zu uns, um mit uns zu arbeiten, um durch Arbeit in möglichst kurzer Zeit möglichst viel Geld zu verdienen, um evtl. später mit den Ersparnissen im Heimatland eine neue Existenz aufzubauen. Dennoch sollten wir bestrebt sein und uns bemühen, die ausländischen Arbeitnehmer während ihres Aufenthaltes in der Bundesrepublik wie Gäste zu behandeln. Die Betreuung innerhalb des betrieblichen Bereichs ist Aufgabe der Arbeitgeber. Die außerbetriebliche Betreuung wurde den Spitzenverbänden der Freien Wohlfahrtspflege übertragen, die ein weitverzweigtes Netz von Betreuungsstellen errichtet haben, die dem ausländischen Arbeitnehmer mit Rat und Hilfe zur Seite stehen. Die Probleme sind jedoch so vielfältig und vielschichtig, daß sie allein von diesen Stellen nicht gelöst werden können. Das trifft besonders auch für den ländlichen Raum zu. Dankenswerterweise haben sich in den letzten Monaten Privatpersonen und Kreise um die Betreuung ausländischer Arbeitnehmer bemüht. Eine Stätte der Begegnung wurde geschaffen, Sprachunterricht wird erteilt, bei der Suche von Familienwohnungen ist man behilflich, den ausländischen Schulkindern wird bei den Hausaufgaben geholfen, kulturelle und bunte Abende werden veranstaltet.
Alle Bemühungen um eine Betreuung und Intergration sind aber nur dann erfolgversprechend, wenn sie von der gesamten Bevölkerung unterstützt werden. Hier liegt noch einiges im argen. Die Bundesrepublik ist kein Einwanderungsland. Die Mehrzahl der Ausländer strebt auch keine Einbürgerung an. Für die Dauer ihres Aufenthaltes haben sie jedoch Anspruch, nicht als Außenseiter, sondern als Teile unserer Gesellschaft behandelt zu werden. Es ist ein menschliches und soziales Gebot, den ausländischen Arbeitnehmern alle zur Erleichterung und Beschleunigung der Anpassung an die Arbeits- und Lebensbedingungen in der Bundesrepublik notwendigen Hilfen zu gewähren. Wenn das gelingt, wird die Ausländerbeschäftigung in der Bundesrepublik auch ein Beitrag zur Völkerverständigung sein.

Landesbibliothek Oldenburg

Pferd und Zugmaschine

in der Statistik 1852—1970

Von Franz Hellbernd

Über eine Zeitspanne von 6000 Jahren diente das Pferd dem Menschen als Reit-, Last- und Zugtier. Steinzeitliche Jäger überlieferten uns in zahlreichen Höhlenzeichnungen und Schnitzereien das Aussehen des Wildpferdes. In Zentralasien gab es die ersten gezähmten Pferde. Von dort gelangten sie Ende des vierten vorchristlichen Jahrtausends nach dem Bergland von Iran und nach Mesopotamien, wo sie uns auf den Reliefbildern der Assyrer begegnen. Bald war das Hauspferd über den gesamten Mittelmeerraum verbreitet.

Die Germanen erhielten das gezähmte Pferd gegen Ende der jüngeren Steinzeit aus Asien. Bei ihnen galten Pferde als heilige Tiere. Als Beweis dieser Ansicht können die 24 Pferdegräber um die sächsischen Kultstätten in Drantum (Gemeinde Emstek) angesehen werden.

Der Bauer mit seinem treuen Helfer *Foto: Archiv OV*

Landesbibliothek Oldenburg

Von der Karolingerzeit bis in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts wäre die Urbarmachung und Kultivierung unseres Heimatbodens ohne das Pferd nicht möglich gewesen. Die letzte große Leistung vollbrachten die Pferde im zweiten Weltkrieg und in den Hungerjahren danach. In dieser Zeit erreichten auch in allen Gemeinden die Pferdebestände ihren absoluten Höhepunkt. Mit der Zunahme der Schlepperbestände sank die Zahl der Pferde rapide ab. Heute hat das Pferd als Zug- und Wagenpferd weitgehend ausgedient, als Reitpferd für Sport und Freizeit wird es in den stark reduzierten Beständen sicherlich eine Zukunft haben, dabei werden leichtere Oldenburger und Ponys mehr gefragt sein.

Für Pferdeliebhaber behält das alte arabischen Sprichwort seine Gültigkeit: Das höchste Glück der Erde liegt auf dem Rücken der Pferde.

Pferdebestände im Landkreis Cloppenburg

Stadt- oder Landgemeinde	1852	1873	1892	1912	1925	1938	1948	1956	1960	1965	1970
Altenoythe	171	182	89	142		924	439	395	366	210	108
Barßel	141	107	118	221		699	509	513	420	220	90
Bösel	—	—	98	244			558	499	374	189	79
Cappeln	256	308	322	494	614	870	959	552	361	209	160
Cloppenburg	555	455	501	975	1286	822	874	582	373	175	156
Emstek	337	319	365	743	951	1085	1173	748	447	192	95
Essen	533	424	448	688	806	947	1035	718	460	273	139
Friesoythe	65	84	84	175		745	459	396	344	174	56
Garrel		70	109	474	597	1111	1192	1004	711	393	214
Lastrup	346	304	349	638	721	1511	951	634	427	285	189
Lindern	164	188	233	368	533		638	528	373	144	35
Löningen	470	487	577	879	1212	1245	1278	1011	819	513	248
Markhausen	40	45	50	144			319	247	194	78	30
Molbergen	149	145	147	375	503	725	843	575	359	154	74
Neuscharrel	—	—	64	101			147	141	128	69	15
Ramsloh	179	116	99	124			251	204	162	83	21
Scharrel	156	148	95	148			317	291	223	91	23
Strücklingen	191	142	130	150			289	215	191	152	51
Amt Friesoythe					2179						
Saterland						633					
Landkreis Cloppenburg	3753	3524	3878	7083	9402	11317	12231	9253	6732	36004	1783

Die vielfachen Änderungen der Gemeindegrößen sind besonders zu beachten. Bösel wurde 1876 von Altenoythe getrennt, 1933 wieder damit verbunden und 1948 wieder getrennt. Garrel trennte sich 1872 von Krapendorf (Cloppenburg). Lindern war von 1933 bis 1948 mit Lastrup verbunden, Markhausen mit Friesoythe und Strücklingen mit Barßel. Neuscharrel wurde 1879 von Scharrel getrennt und gehörte von 1933 bis 1948 mit Scharrel und Ramsloh zur Gemeinde Saterland. Die Zahlen von 1925 konnten nur für das gesamte Amt Friesoythe ermittelt werden.

Landesbibliothek Oldenburg

Pferdebestände im Landkreis Vechta

Stadt- oder Landgemeinde	1852	1873	1892	1912	1925	1938	1948	1956	1960	1965	1970
Bakum	348	351	362	692	854		973	722	522	314	128
Damme	543	462	463	650	879		1274	1008	605	225	92
Dinklage	415	378	397	569	715		856	648	549	386	219
Goldenstedt	410	331	340	601	727		741	441	294	117	52
Holdorf	178	166	189	306	423		504	355	290	164	92
Langförden	194	175	201	315	411		479	322	248	144	120
Lohne	404	319	371	604	937		965	725	550	332	194
Lutten	107	72	94	144	185		247	188	149	96	33
Neuenkirchen	175	171	188	239	347		444	378	299	218	138
Steinfeld	196	194	209	331	449		640	500	351	177	139
Vechta	185	181	221	289	331		458	329	265	154	99
Visbek	367	392	476	855	1037		1113	740	499	216	151
Lkrs. Vechta	3522	3192	3511	5595	7295	8200	8694	6356	4621	2543	1457

Für 1938 waren die Zahlen von allen Gemeinden wegen der Verwaltungsreform von 1933 nicht exakt zu ermitteln. Damals bildeten Bakum, Langförden und Vestrup die Gemeinde Bakum, Goldenstedt und Lutten die Gemeinde Goldenstedt, Neuenkirchen und Holdorf die Gemeinde Neuenkirchen.

Die Statistiken sprechen eine so deutliche Sprache, daß ich mich mit wenigen Hinweisen begnügen möchte. Die unterschiedliche Bodenqualität und Siedlungsdichte spielten neben der Gemeindegröße eine große Rolle. Sehr deutlich spiegelt sich die Auswanderung in der Zählung des Jahres 1873 wider. Die „goldenen Jahre" vor dem 1. Weltkrieg sind deutlich ablesbar. Damals war der Bedarf an Pferden außerordentlich groß wegen der umfangreichen Binnenkolonisation, in der mit Hilfe der Pferde und des Kunst-

Ponys werden bei Kindern immer beliebter

Landesbibliothek Oldenburg

Bestand an zulassungspflichtigen Zugmaschinen in den Landkreisen des Verwaltungs-Bezirks Oldenburg

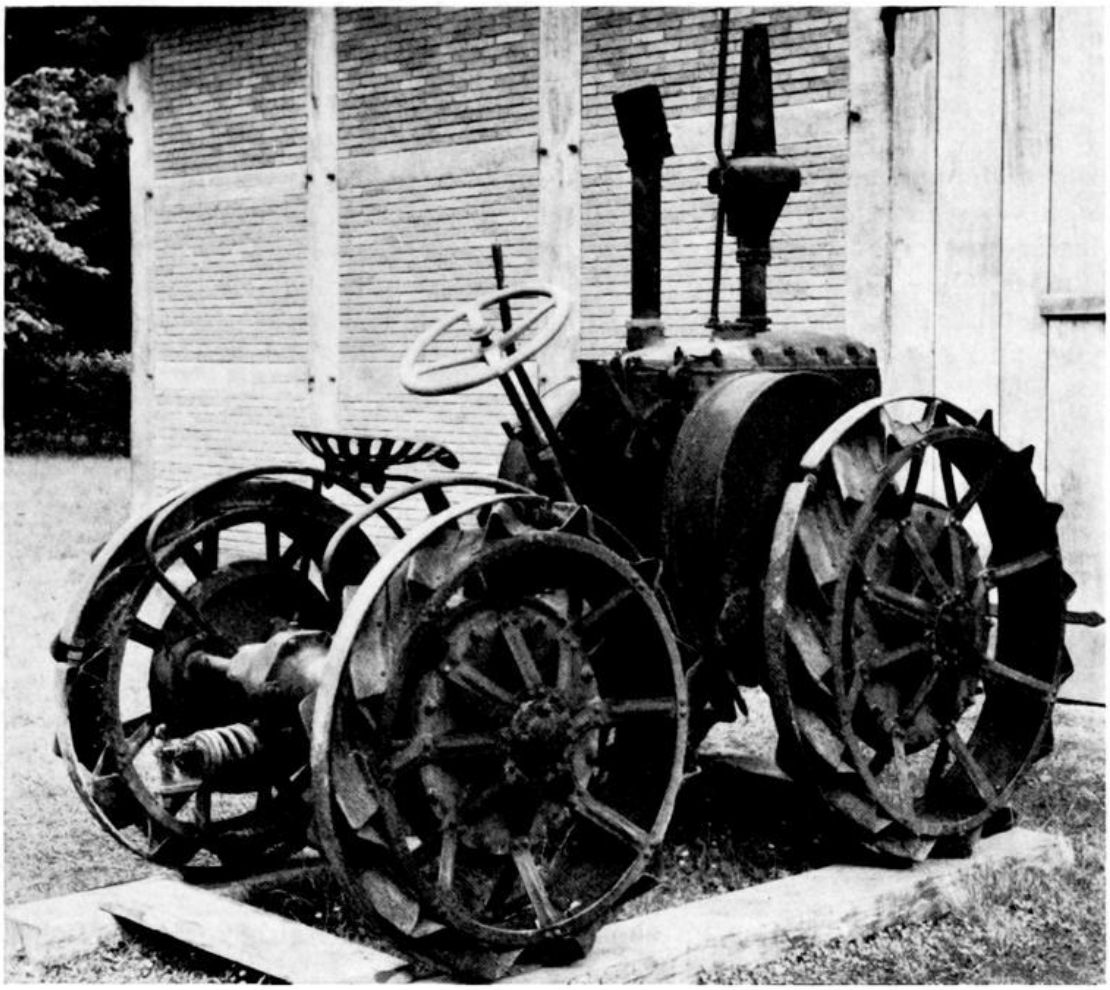
(einschließlich der vorübergehend abgemeldeten Fahrzeuge)

Jahr	Ammerland	Cl'burg	Friesland	Oldenburg	Vechta	Wesermarsch
1930 (1. Juli)	4	5	2	13	12	3
1931	4	9	5	15	15	4
1932	5	8	8	14	14	5
1933	26	22	19	9	16	17
1934	28	14	26	15	17	13
1935	38	18	34	17	20	26
1936	21	13	58	21	26	32
1937	40	21	58	37	28	47
1938	61	34	75	67	37	62
1939—1940	für diese Zeit keine Angaben vorhanden					
1948 (1. Januar)	183	193	172	301	216	85
1949	213	203	149	340	227	97
1950	261	244	164	433	247	142
1951	330	364	221	542	335	157
1952	391	565	262	720	479	205
1953	501	778	331	901	641	267
1954	613	1013	371	1085	790	340
1955	699	1313	448	1305	1052	471
1956	763	1451	477	1411	1122	540
1957	804	1623	467	1496	1215	564
1958	907	1868	577	1657	1388	712
1959	1118	2216	732	1871	1535	888
1960	1311	2593	896	2156	1725	1081
1961	1480	2954	1031	2389	1934	1347
1962	1645	3339	1172	2634	2189	1613
1963	1842	3636	1358	2790	2289	1857
1964	2053	4111	1550	3085	2522	2111
1965	2262	4493	1661	3313	2739	2342
1966	2520	4922	1830	3515	3000	2622
1967	2858	5459	2018	3851	3343	2883
1968	3027	5781	2110	4012	3564	3020
1969	3193	5987	2182	4112	3706	3157
1970	3409	6336	2314	4319	3893	3327
1971	3590	6580	2432	4475	4044	3410

Landkreis Vechta: 31. 5. 1960 insgesamt 1750 Zugmaschinen

Bakum	Damme	Dinklage	Goldenstedt	Holdorf	Langförden
192	247	125	236	116	99
Lohne	Lutten	Neuenkirchen	Steinfeld	Vechta	Visbek
165	39	67	151	88	225

Landesbibliothek Oldenburg



Lanz-Traktor in der Sammlung Museumsdorf. Als erster Traktor im Ort Aerzen b. Hameln 1926 angeschafft. *Foto: Archiv Museumsdorf*

düngers große Flächen von Heide- und Moorböden zu Acker- und Grünland umgestaltet wurden. Schließlich läßt sich die „motorlose Zeit" in der Zählung von 1948 gut nachweisen und danach die starke Abnahme, die bis in unsere Tage anhält.

Der Abnahme der Pferdebestände steht die Zunahme der Zugmaschinen gegenüber. Leider geben die Übersichten keine Auskunft über das Steigen der PS-Zahlen. Es war geplant, bei jeder Gemeinde ab 1938 die Zahlen der Pferde und die der Zugmaschinen gegenüberzustellen. Da die Landkreise für Zugmaschinen keine Übersichten auf Gemeindeebene führen, war der Plan nicht durchführbar. Lediglich im Kreise Vechta war eine solche Aufgliederung vom Jahre 1960 vorhanden. So können die Vergleiche nur auf Kreisebene gemacht werden, die trotzdem nicht uninteressant sind, zumal bei den Zugmaschinen die Zahlen der anderen oldenburgischen Landkreise aufgeführt sind.

Quellen: Statistische Mitteilungen des Kraftfahr-Bundesamtes Flensburg;
Akten der Straßenverkehrsämter Cloppenburg und Vechta;
Viehzählungslisten der Landkreise Cloppenburg und Vechta.

Landesbibliothek Oldenburg

Die Oldenburger Pferdezucht heute

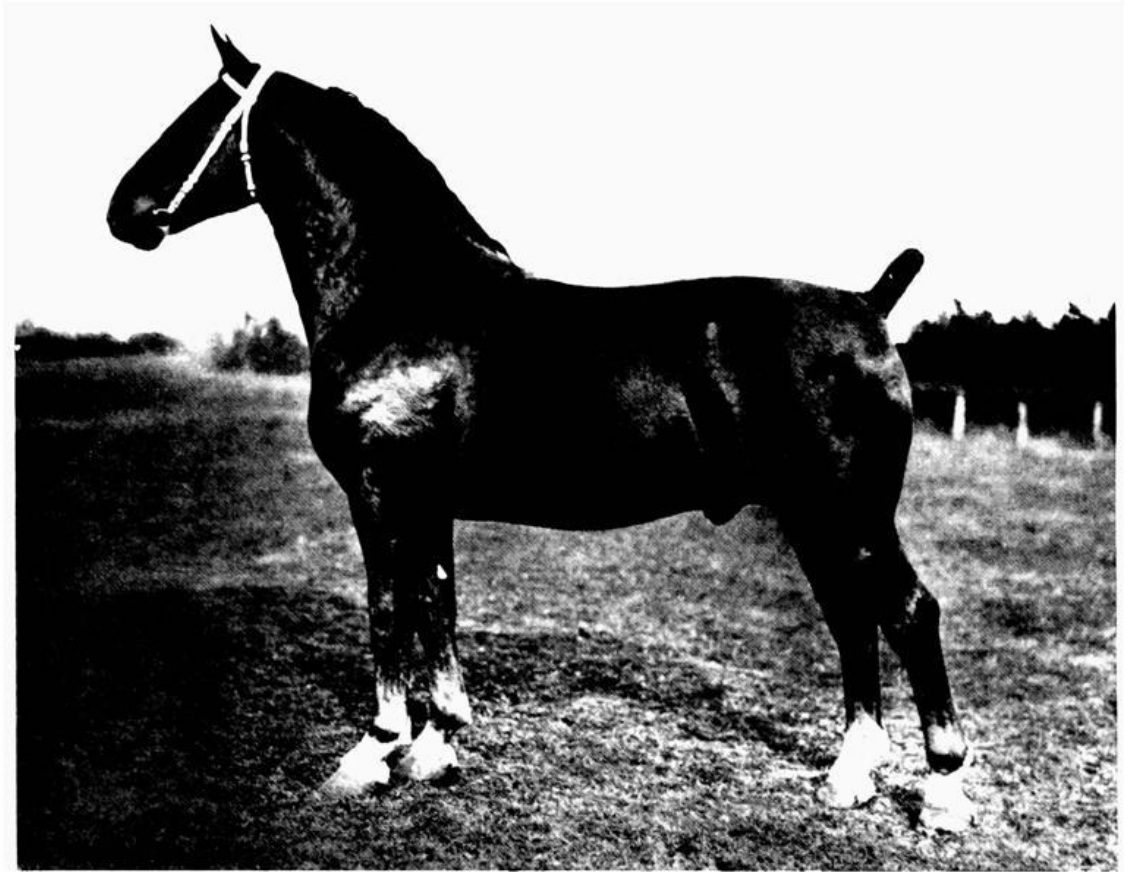
Von Werner Schockemöhle

Die Oldenburger Pferdezucht hat zusammen mit Ostfriesland am schwersten von den fünf großen Warmblutzuchtgebieten Nord- und Westdeutschlands unter der Krise der Pferdezucht gelitten. Die Erklärung dafür ist einfach. Oldenburg und Ostfriesland hatten schon immer mehr das gängige Wagenpferd gezüchtet, bei dem Knieaktion nicht unerwünscht war. In den 20er und 30er Jahren dieses Jahrhunderts verlangte der Markt ein immer schwereres Pferd.

Um in der Konkurrenz mit dem vordrängenden Kaltblut bestehen zu können, hatten Oldenburg und Ostfriesland in diesen Jahren immer schwerere Pferde gezüchtet und dabei meines Erachtens zu große Konzessionen gemacht an Typ, Ausdruck, Adel und vor allen Dingen an Nerv. Die Hengste wogen nachher bis 900 kg. Dies ist ein Gewicht, das heute schon längst nicht mehr die Kaltblutzüchter bei ihren schwersten Hengsten sehen wollen. Es ist müßig, an dieser Stelle von den Hengstlinien jener Jahre zu sprechen; es ist nichts mehr von ihnen vorhanden. Als ab 1949 die Pferdezucht den größten Teil ihrer Bedeutung verlor, als sich immer mehr herausstellte, daß die Reitpferdezucht nur würde überleben können, da hat man in Oldenburg und Ostfriesland sehr lange gezögert, die Zucht radikal umzustellen und die Zucht des edlen Reitpferdes auf den Schild zu erheben. Zu lieb waren den Züchtern und ihrer Zuchtleitung die alten Stämme geworden, zu kostbar glaubte man, sei dieses Blut, mit dem man auf allen großen Schauen im ehemaligen deutschen Reich vorne geblieben war.

Man muß es diesen Zuchten zugestehen, daß sie Großes erreicht haben. Mit der Verwirklichung ihres Zuchtzieles waren sie weiter gekommen als die Zuchtgebiete Holsteins, Hannovers und Westfalens, die freilich andere Zuchtziele anstrebten. Vor allen Dingen war jeder Außenstehende immer wieder überrascht über die Einheitlichkeit des Typs, der in Oldenburg herrschte. Die in Hannover immer geduldete Variationsbreite zwischen den Pferden von der Geest und denen von der Marsch gab es in Oldenburg nicht. Alle Pferde waren tief und schwer, mit mächtigen Hälsen ausgestattet, versehen mit etwas steilen Schultern, ohne ausgeprägten Widerrist; der Rücken kurz und fest, die Kruppe nicht sehr lang und in der Regel gerade; dabei war das ganze Pferd ungeheuer breit und tief, wie anders hätten Hengste mit einem Stockmaß von ca. 1,62 m bis 900 kg wiegen können. Aber was nutzte der einheitliche Typ in den 50er Jahren, wenn es der falsche war. Die Entwicklung lief genau anders als in den 30er Jahren, und es war müßig und verwirrend, gegenüber den Züchtern davon zu reden, man müsse sich für den Fall bereithalten, daß der Dieselkraftstoff ausfalle und die Zugkraft des Pferdes gebraucht werde. Den Bestrebungen aus der Züchterschaft, ein edleres Pferd zu züchten, glaubte die Zuchtleitung des Oldenburger Pferdes dadurch entsprechen zu können, daß sie Anfang der 50er Jahre den Anglo-Normannen „Condor" einführte, der von dem Vollblüter „Foudroyant" xx abstammte und dessen

Landesbibliothek Oldenburg



„Hidalgo", geb. 1930 in Tenstedt; Züchter: Drühl, Tenstedt

Mutter eine normannische Warmblutstute war. „Foudroyant" xx hat sich als Springpferdevererber einen Namen gemacht. Der berühmte „Kenavo D" von Janou Lefebvre ist sein Sohn. „Condor" war ein schwarzer Hengst mit einem recht ordentlichen Kopf, guter Halsung und schöner Schulter. Leider war er in der Kruppe gerade und besaß damit einen Mangel, der in Oldenburg sehr häufig anzutreffen war und der dringend bekämpft werden mußte.

Bei dieser Sachlage durfte man von vornherein als Reitpferdeliebhaber nicht viel Hoffnung auf „Condor" setzen. Letztlich muß man den Versuch „Condor" als gescheitert ansehen, denn „Condor" und seine Nachkommen haben es nicht zu verhindern vermocht, daß das Oldenburger Pferd immer mehr auf die Verliererstraße geriet. Das Experiment „Condor" hat die Oldenburger Zucht zu unserer schnellebigen Zeit etwa 10 Jahre lang stillstehen lassen.

Erst Ende der 50er Jahre wurde der erste Vollblüter in die Oldenburger Zucht genommen, der auf Anhieb doppelt so viel Stuten deckte wie der begehrteste Oldenburger Hengst. Dieser Vollblüter „Adonis" xx war ein brauner Hengst, der endlich Pferde brachte, die man als Reitpferde verkaufen konnte. Sie brachten in jungen Jahren doppelt so viel ein wie ihre

Landesbibliothek Oldenburg

Altersgenossen, die noch Anfang der 60er Jahre in Scharen die bittere Reise nach Paris antreten mußten. Aus Norddeutschland werden seit gut 10 Jahren sehr viel Schlachtpferde nach Frankreich exportiert. Sie werden per Waggon verladen, Bestimmungsbahnhof ist Paris. „Adonis" hinterließ viele nette Pferde, die besonders beliebt waren wegen ihrer guten Charaktereigenschaften. Einige von ihnen sind gute Vielseitigkeitspferde.

Nachdem „Adonis" einige Jahre gedeckt hatte, war der Bann gebrochen. In rascher Folge wurden die Vollblüter „Miracolo" xx, „Guter Gast" xx, „More Magic" xx, „Macuba" xx, „Vollkorn" xx und „Kronprinz" xx nach Oldenburg eingeführt. Hinzu kamen verschiedene hannoversche Hengste.

Der braune Vollblüter „Miracolo" xx besticht besonders durch seine außerordentliche Größe — er hat etwa 1,69 m Stockmaß — und durch seinen herrlichen Hengstausdruck.

Der Rappe „Guter Gast" xx war lange Jahre auf deutschen Rennbahnen besonders über Hindernissen ein gutes Pferd, bevor er in Oldenburg eine Beschälerbox bezog. Besonders auffallend ist das große Galoppier- und Springvermögen bei einigen seiner Kinder. Sein bekanntester Sohn ist „Gracchus", Militarypferd unter Horst Karsten.

Der Schimmel „More Magic" xx ist in England geboren und ist der Typ eines außerordentlich leichtfutterigen Pferdes. Bei wenig Fundament besitzt er eine gewaltige Brust- und Herztiefe und eine hervorragende Wölbung der Rippen. Die Kruppe ist sehr rund und die Hinterhand ist tiefbemuskelt. Die sehr runde Kruppe mit dem tiefliegenden Schweifansatz ist ein großer Vorteil angesichts der Tatsache, daß die Kruppen der meisten Oldenburger Stuten zu gerade sind. Besonders hervorzuheben ist das angenehme Temperament dieses Schimmels und seine gute Rittigkeit. Seine Gänge sind gut, die aktive Hinterhand ist zu loben. Er vererbt fast ausschließlich seine Schimmelfarbe. Seine Kinder haben in aller Regel von ihm den guten Charakter und die besondere Leichtfutterigkeit geerbt. Seine guten Gänge gibt er getreulich weiter.

Der braune Hengst „Macuba" xx, geboren 1956 im Gestüt Waldfried, deckt seit 1966 in Oldenburg. Er ist ein großer, sehr eleganter Hengst. Er hat eine schöne dunkelbraune Jacke, die er in aller Regel seinen Kindern weitergibt. Seine Gänge sind korrekt und gerade. Dabei verfügt er auch im Trabe über so große Bewegungen, wie man sie bei Vollblütern recht selten findet.

Der Hengst „Vollkorn" xx deckt seit 1967 in der Wesermarsch, die in der Krise der Oldenburger Zucht die schwersten Verluste hinnehmen mußte. Sah man früher in diesem reinen Weidegebiet sommers große Mengen an Pferden laufen, so kann man heute zur Weidezeit kilometerweit durch die Wesermarsch fahren, ohne ein Pferd anzutreffen. Besonders interessant ist „Vollkorn" durch das Blut seines Vaters „Neckar" xx, der als Dreijähriger das beste Pferd seines Jahrgangs war und auch das Derby gewann. „Neckar" xx hat bereits eine große Zahl Rennpferde der ersten Klasse hinterlassen. Er tritt damit in die Fußstapfen seines Vaters „Ticino" xx, der wohl der beste Vererber in der Nachkriegszeit in der deutschen Vollblutzucht war. Das Blut des „Ticino" xx läßt erwarten, daß nach „Vollkorn" xx gute Springpferde fallen werden; denn den Nachkommen des „Ticino" xx sagt man nach, daß sie sehr viel springen können.

Landesbibliothek Oldenburg

„Miracolo"-Stute (geb. 1966) mit „Magister"-Fohlen (geb. 1971). Züchter: Schuling, Hausstette. *Foto: W. Ernst*

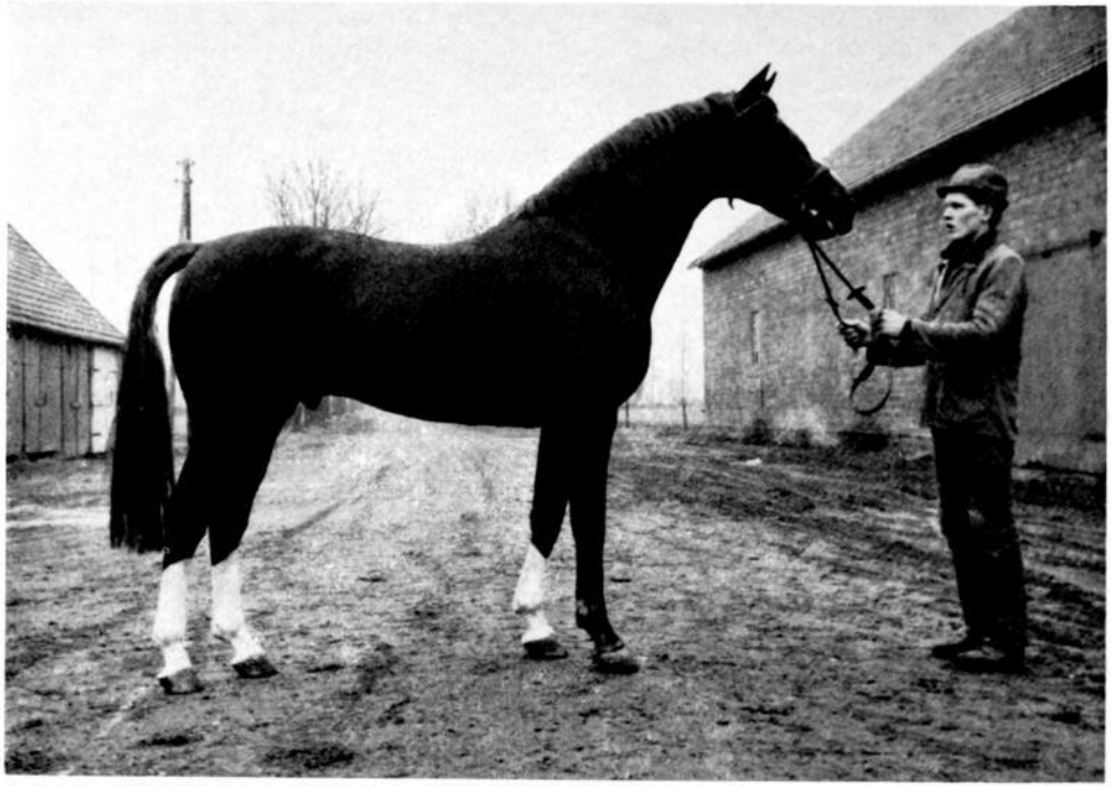
Mit Bedacht und sehr viel Sachverstand wurde auch der dunkelbraune Hengst „Kronprinz" xx eingekauft. „Kronprinz" xx ist ein auffallend eleganter Vollblüter, an dem besonders sein langer Reitpferdehals und sein kleiner, leichter Kopf auffallen. Er verfügt neben einer großartigen Galoppade über eine sehr gute Trabbewegung. Die Gänge kommen frei aus der Schulter heraus und sind flach und schwungvoll.

Auch „Kronprinz" ist über seinen Vater „Nizam" xx ein „Ticino"-Enkel. Man kann nur hoffen, daß dieser glanzvolle Dunkelbraune sich selbst vererbt.

Die aus Hannover nach Oldenburg eingeführten Hengste stammen durchweg aus modernen Blutlinien. Die Hengsthalter haben auch keine Kosten gescheut, um das beste Hengstmaterial nach Oldenburg zu holen. Dabei haben sie darauf geachtet, nur Hengste aus schon bewährten Stämmen anzukaufen. Dieses Gebot darf auch nicht gebrochen werden, will man in der Reitpferdezucht nicht nur schöne Pferde erzeugen, sondern solche, die neben der Schönheit über gute Leistungsanlagen verfügen.

In Oldenburg gibt es von alters her nur die Privathengsthaltung, d. h., daß alle Hengste im Eigentum von Privatleuten, von sogenannten Hengsthaltern, stehen. Diese Erscheinung mag einige Nachteile haben. Im Augenblick jedoch, wo alle Kraft darauf gerichtet sein muß, das Oldenburger Pferd umzuzüchten, hat die Privathengsthaltung nur Vorteile. Die Hengsthalter nämlich können sich viel schneller, als dies eine staatliche Hengst-

Landesbibliothek Oldenburg



„Furioso" II, geb. 1965 in Frankreich

haltung vermöchte, ganz umstellen auf edle Hengste. So ist es auch zu erklären, daß nach 1962, als endlich in Oldenburg die um 10 Jahre verspätete Wendung in der Zuchtrichtung kam, die Hengsthalter in kurzer Zeit viele Hengste ankauften, die Vollblüter waren oder die aus den besten hannoverschen Stämmen gezogen worden waren.

Der wertvollste Hengst, der in Oldenburg deckt, ist wohl jener Fuchshengst, der den klangvollen Namen „Furioso II" trägt. Er ist ein Sohn des weltberühmten „Furioso" xx. „Furioso II" ist zwar reichlich bunt, aber von einer Qualität, die auch den skeptischen Betrachter überzeugt. Er steht im Typ eines edlen Halbblüters ist makellos in Kopf und Hals, ist gut gerippt und besitzt viel Brust- und genügend Herztiefe. Die Kruppe ist sehr lang, wie es heute von einem Reitpferd verlangt wird, könnte jedoch für Oldenburger Verhältnisse ein wenig runder sein. Der Hengst hat gute korrekte Gänge. Wie so häufig bei Halbblütern ist der lange Schritt gekoppelt mit einer hervorragenden, raumgreifenden Galoppade. Sein Widerrist könnte ausgeprägter sein.

Der Fuchs wird im Springen seiner Abstammung gerecht. Er springt mit gut gewölbtem Rücken und fußt mit einer Leichtigkeit ab, die begeistert. Im Temperament und Charakter ist er ohne Tadel. Der große Wert dieses Hengstes liegt in seiner Abstammung. Sein Vater „Furioso" xx war der beste Springpferdevererber, den die Welt bisher gekannt hat. Dessen Eltern waren englische Vollblüter; sein Vater „Precipitation" xx war ein Sohn jenes legendären „Hurry On", der einer der besten Galopper der ganzen Welt gewesen ist. Der braune, 1939 geborene „Furioso" xx hat in seiner

Landesbibliothek Oldenburg

„Ballyboy" xx, geb. 1965 in Irland *Foto: W. Ernst*

langen Beschälerlaufbahn eine Unmenge guter Springpferde, darunter mehr als zwei Dutzend Weltklassepferde hinterlassen. Einige davon sind die Pferde „Lutteur B", Olympiasieger von 1964, „Virtouoso", „Pomone B" und „Mr. de Littry".

Erfreulicherweise gibt „Furioso II" seinen Kindern viel Masse und Größe mit. Auch mit Vollbluttöchtern bringt er Fohlen, die ausreichend groß und schwer sind. Die Leistungsveranlagung seiner Kinder bleibt abzuwarten.

Das Blut des berühmten Vollblüters „Furioso" wird noch durch einen weiteren Sohn namens „Futuro" in Oldenburg verbreitet. „Futuro" ist in seiner Vererbung angenehm aufgefallen. Seine Kinder sind z. T. noch edler und vielleicht auch gängiger als die seines geschätzten Bruders. Sie haben jedoch nicht immer die Masse und die Größe, die vielen „Furioso II"-Kindern zu eigen sind.

Weitere sehr beachtliche Vollblüter sind inzwischen nach Oldenburg eingeführt worden. Sie heißen unter anderem „Praefectus", „Ballyboy" xx und „Equador"; sie sind alle in England geboren. Über ihre Nachzucht kann noch nichts gesagt werden.

Oldenburg ist inzwischen in ganz Deutschland bekannt wegen seiner qualitätvollen Hengste.

Die erfreuliche Konsequenz ist, daß die Fohlen dieser Hengste das Interesse der Reitpferdeliebhaber genießen. Im Frühjahr und Sommer reisen die Leute durch das Oldenburger Land und kaufen zu beachtlichen Preisen (2000,— bis 4000,— DM) Fohlen auf. Außerdem findet im Herbst eines

Landesbibliothek Oldenburg

jeden Jahres in Vechta eine Fohlenauktion statt, auf der Fohlen aus dem Raum Weser-Ems angeboten werden. In den letzten Jahren wurden die Spitzenpreise jeweils für Fohlen aus Oldenburger Stuten erzielt.

Darüber hinaus treten Oldenburger Pferde immer mehr im Turniersport hervor. Besondere Erfolge haben sie im Vielseitigkeitssport.

Die Durststrecke der Jahre 1950—1965 scheint überwunden. Die Züchter in unserem Land können ihre Produkte endlich wieder gut verkaufen und wenden ihr Interesse folglich wieder mehr der Pferdezucht zu.

Es ist zu erwarten, daß die Oldenburger Pferde ihren früheren Ruhm und ihr früher großes Ansehen zurückerobern. Dies ist auch deshalb wahrscheinlich, weil die ungewöhnliche Passion der Züchter, wegen der uns manch anderes Zuchtgebiet beneidet, uns die Gewißheit gibt, daß die besten Stutfohlen im Lande bleiben, um sie der Zucht zuzuführen.

Die Oldenburger Züchter und die Liebhaber des Oldenburger Pferdes können also gelassen in die Zunkunft sehen.

50 Jahre Oldenburgische Wasserachten

Von Hellmuth Rehme

In dem Gesetzblatt für den Freistaat Oldenburg, Landesteil Oldenburg, XLI. Band, vom 15. August 1922, wurde das Gesetz „betreffend die Bildung von Geest-Wassergenossenschaften vom 9. August 1922" veröffentlicht. Der 9. 8. 1922 ist daher der Gründungstag aller oldenburgischen Wasserachten.

Das älteste Wasserrecht in der Grafschaft Oldenburg entwickelte sich aus den ungeschriebenen Gesetzen der Menschen, die im Kampf mit dem Meer standen, an der Küste. Hier galt der alte Grundsatz: Kein Land ohne Deich, kein Deich ohne Land. Dazu kam das sogenannte Spatenrecht: Wer nicht will dieken, mut wieken, d. h. wer die auf seinem Grundstück haftenden Deichpflichten nicht beachtete und untätig war, ging seines Grundstückes ohne Gnade verlustig. Steckte jemand den Spaten in den Deich, so zeigte er damit an, daß er die Deichlast aufgab und zugleich auch das Land, auf dem die Last ruhte. Wer den Spaten herauszog, übernahm damit Land und Deichlast für seine Person.

Die Deichordnung des Herzogstums Oldenburg vom 8. 6. 1855 regelte das Wasserrecht der Deich- und Sielachten.

Auf der Geest waren die wasserwirtschaftlichen Verhältnisse früher weit weniger geordnet als in den Marschgebieten. Die Grundsätze des gemeinen Rechts wurden in den Gebieten der alten Grafschaft Oldenburg angewandt. Hier hatte der Staat zwar eine regelmäßige Schauung der Flüsse, Bäche und Wasserleitungen angeordnet und vorgeschrieben, daß die angetroffenen Ansandungen, Verschlammungen und Engen in den Vorflutern, die den natürlichen Wasserabfluß hinderten, notiert wurden nach der „Beamteninstruktion von 1814". Die zur Beseitigung der Hindernisse des natürlichen Wasserabflusses Verpflichteten sollten auch vom Staat hierzu aufge-

Landesbibliothek Oldenburg

Nachdem Ihro Churfürstl.

Durchl. zu Cölln / Bischoffen zu Münster / ꝛc. 1738.

Unserm gnädigsten Fürsten und Herrn von denen Getrewen Land-Ständen auff jüngeren Landtag zu Dero höchsten Mißfallen unterthänigst referirt worden / daß denen- sowohl von Höchst-Deroselben / als Dero Herren Vorfahren wegen Reinigung deren zu Zeiten fliessenden Feld- und Regen-Bächlein erlassenen heylsahmen Verordnungen der Gebühr nicht nachgelebet / sondern an verschiedenen Orthen zum grösten Schaden deren benachbahrten daran ein merklicher Mangel verspühret werde ; Höchstdieselbe aber sothaner- dem gemeinen Weesen höchst-nachtheiliger Fahrläßigkeit ferner nachzusehen nicht gemeint / mithin hierunter Fürsehung zu thuen / und die hierinfalls ergangene heylsahme Verordnungen zu erneweren / vor nöhtig erachtet haben ; Als ist Höchstderoselben gnädigst-ernstlicher Befehl / daß ein jeder ohne Außnahm gegen- und bey seinem Grunde / in den Gemeinheiten aber / wo es nicht anderster hergebracht / die sämbtliche interessenten die geringe und zu Zeiten fliessende Feld- und Regen-Bächlein / Neben-Flüsse an denen Garten-Hecken / Graben-Flüsse und Bäche in ihrem Lauff halten / und deren Gänge von Holtz und anderen behinderlichen Sachen so gewiß reinigen solle / als lieb demselben seyn wird / die fiscalische Ahndung und anbey zu vermeiden / daß sothane Reinigung / wan dieselbe auff- von denen Vögten dießfalls geschehene Erinnerung nicht vorgenommen / und so forth zu Stande gebracht wird / auff deren saumhafftigen Kösten verrichtet / und

Erneuertes Edict wegen Reinigung deren Bächen ꝛc.

Edikt des Bischofs von Münster vom 10. Juli 1738

Landesbibliothek Oldenburg

fordert werden. Da jedoch die Verpflichteten die anliegenden Grundbesitzer — die Flußanlieger — waren und von diesen die Last viel zu drückend empfunden wurde, geschah zumeist nichts an einer Instandsetzung oder Unterhaltung der für die Entwässerung wichtigen Vorfluter.

Anders war es in den ehemaligen münsterischen Ämtern Vechta und Cloppenburg. Hier gab es landespolizeiliche Vorschriften über die Instandsetzung und Beaufsichtigung der öffentlichen Gewässer.

Der Bischof von Münster als hier zuständiger Landesherr erließ am 10. Juli 1738 ein erneuertes Edikt wegen Reinigung der Bäche, daß seine Vorgänger „wegen Reinigung deren zu Zeiten fließenden Feld- und Regen-Bächlein als heylsame Verordnung erlassen" hatten. Die Kirchspielvögte wurden angewiesen, „daß ein jeder ohne Ausnahm gegen und bey seinem Grunde, in den Gemeinheiten aber, wo es nicht andersten hergebracht, die sämtliche Interessenten die geringe und zu Zeiten fließenden Feld- und Regen-Bächlein, Neben-Flüße an den Gartenhecken, Grabenflüße und Bäche in ihrem Lauff halten, und deren Gänge von Holtz und anderen behinderlichen Sachen so gewiß reinigen solle, als demselben lieb seyn wird."

Das spätere erweiterte Abwässerungsedikt vom 11. Mai 1771 bestimmte:

„1. daß die Flüsse und größeren Bäche von den ganzen Gemeinheiten und Kirchspielen, deren Eingesessenen daran Grundstücke liegen haben oder deren Ländereien dadurch Abwässerung verschafft werden kann, in Stand gesetzt, erweitert und vertieft werden sollen,
2. daß zu dem Ende Besticke aufgestellt und diese bald ausgeführt werden sollen und zu den Kosten nicht bloß die Schatzpflichtigen, sondern auch die Befreiten beizutragen haben,
3. daß die gewöhnliche Reinigung von den Anliegern vorzunehmen sei, weshalb der Bestick abzupfählen sei,
4. daß, um den einzelnen Ländereien die nötige Abwässerung zu verschaffen, die Eigentümer dieser Ländereien auf ihre Kosten durch fremden Grund und Boden neue Zuggräben herstellen dürfen, jedoch gegen Entschädigung,
5. daß die Weggräben als Abzugsgräben in Stand zu setzen und unterhalten werden sollen,
6. daß der Bauerrichter zur Schauung bestellt werden soll, welche auch Verbesserungsvorschläge zu machen haben,
7. daß die Beamten und nicht die Richter bei entstehenden Streitigkeiten zu entscheiden haben."

Die Vorschriften dieses Abwässerungsediktes belasteten die Anlieger in weit geringerem Maße als im alten Herzogtum Oldenburg, weil die größeren Arbeiten für die Entwässerungen ganzen Gemeinheiten oder den Kirchspielen auferlegt wurden.

Den größeren Bedürfnissen der Landwirtschaft — insbesondere nach und während der Markenteilungen — genügten diese gesetzgeberischen Vorschriften für die Entwässerungen des Bodens jedoch mit der Zeit nicht mehr. Nachdem 1855 die Deichordnung verabschiedet worden war, wurde für die wasserrechtliche Beordnung der Geest eine Kommission eingesetzt, mit der Aufgabe eine neue Wasserordnung vorzubereiten. Der Entwurf hier-

Landesbibliothek Oldenburg

für wurde 1863 vorgelegt. Hierin wurde das Prinzip für die Bildung von Entwässerungsgenossenschaften bereits nach Flußgebieten und nach den Wasserscheidungen vorgeschlagen. Der Gesetzgeber der Wasserordnung vom 20. 11. 1868 konnte sich jedoch noch nicht entschließen, so weit zu gehen. Die Grundzüge der Wasserordnung für das Herzogtum Oldenburg von 1868 sind dem münsterischen Abwässerungsedikt von 1771 entnommen. Die Wasserlast wurde den Gemeinden übertragen und auferlegt, die Kosten hierzu werden auf die Grundstücke nach dem Grundsteuerreinertrag verteilt.

Mit dem Gesetz betreffend Bildung von Geestwassergenossenschaften vom 9. 8. 1922 wurde die Trägerschaft der wasserwirtschaftlichen Probleme aus der Hand der Gemeinden in diejenige der nun neu gebildeten Wasserachten gelegt. Die Verfassung und Verwaltung der Wasserachten wurde den Deichbänden und Sielachten nachgebildet. Die Wasseracht ist eine Körperschaft des öffentlichen Rechts. Mitglied der Wasseracht ist jede natürliche und Rechtsperson, die innerhalb der Acht ein Grundstück als Eigentum besitzt. Die Mitglieder sind zur Mitbenutzung der genossenschaftlichen Anlagen und Anstalten berechtigt, andererseits zur Teilnahme an den genossenschaftlichen Aufgaben und Lasten verpflichtet.

Der in Oldenburg geltende Grundsatz: die Fläche bringt das Wasser, also zahlt auch die Fläche das Wasser, ist als allgemeiner Maßstab für die Umlagenhebungen bestimmt worden.

Die Wasserachten wurden 1922 nach den Niederschlagsgrenzen der einzelnen Flußgebiete abgegrenzt.

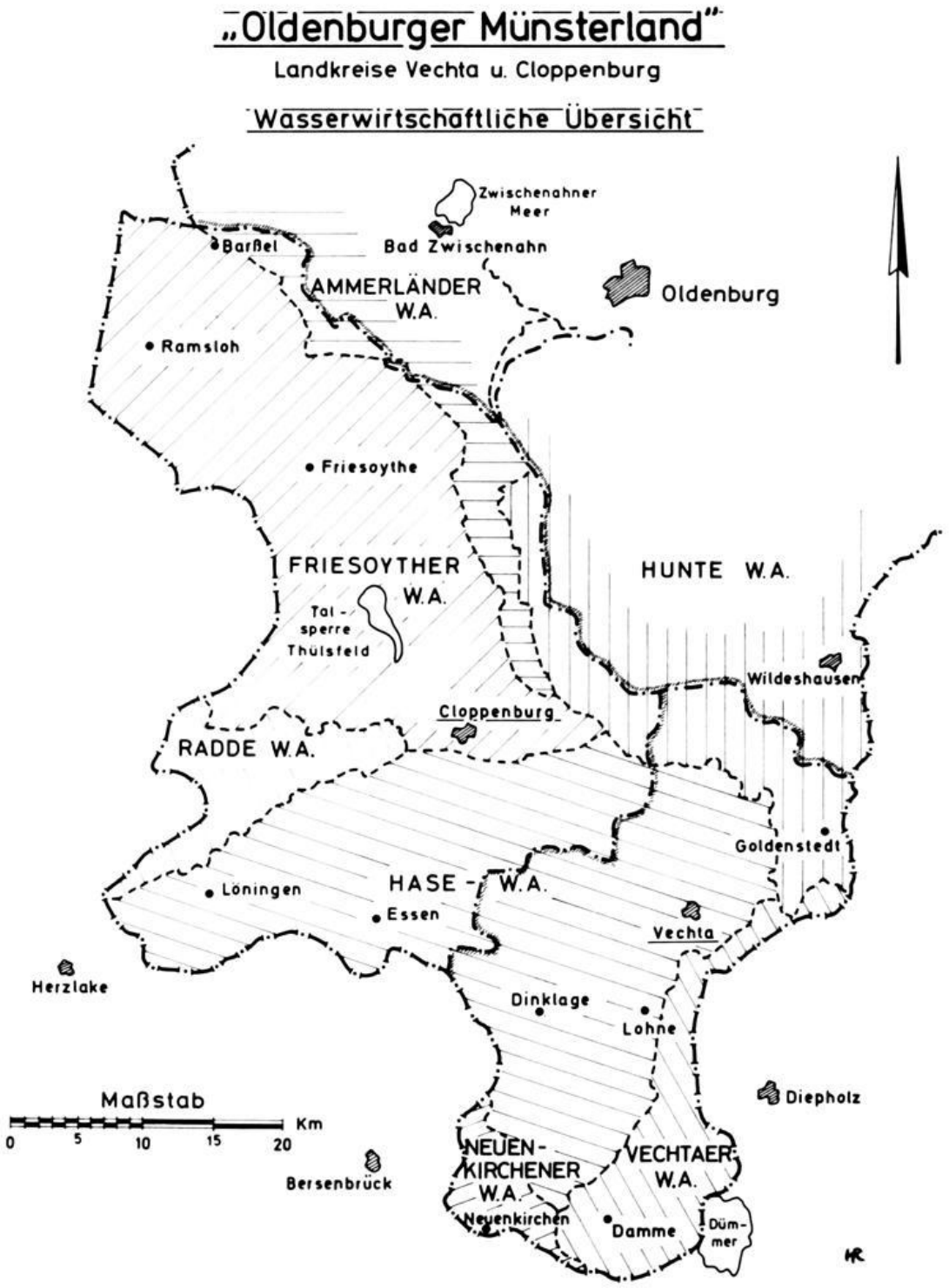
Es entstanden so 1922 insgesamt 19 verschiedene Wasserachten. Im Oldenburger Münsterland sind dieses folgende Achten:

Wasseracht	Flußgebiet	Größe ha	davon im Landkreis ha Cloppenburg	Vechta
Ammerländer W. A.	Ems	64 630	6 000	—
Friesoyther W. A.	Ems	76 000	74 000	—
Radde W. A.	Ems	12 000	12 000	—
Hase W. A.	Ems	86 000	40 000	46 000
Neuenkirch. W. A.	Ems	5 300	—	5 300
Vechtaer W. A.	Weser	15 500	—	15 500
Hunte W. A.	Weser	69 000	5 000	9 700
	insgesamt:		137 000	76 500

Im Herbst 1922 wurden die Ausschüsse der Achten gewählt. In dem Ausschuß mußte nach dem Gesetz jede Gemeinde, die mindestens mit einem Drittel ihrer Größe zu dem Niederschlagsgebiet der Acht gehört, durch ein Mitglied vertreten sein. Der Ausschuß wiederum wählte den Vorstand. Der Vorstand bestand jedoch:

1. aus dem Amtshauptmann des Amtsbezirks des Sitzes der Acht,
2. aus dem Vorstand des vom Ministerium des Inneren bestimmten Bauamtes,

Landesbibliothek Oldenburg



Das Oldenburgische Münsterland wird etwa in der Mitte seines Raumes so getrennt, daß der nördliche Teil in allgemeiner Richtung nach Nordwesten (Leda), der südliche Teil nach Westen hin (Hase-Ems) oberflächlich abwässert.

Landesbibliothek Oldenburg

Die Karte kann nur die größeren Gewässer aufzeigen. Die Hasewasseracht und die Friesoyther Wasseracht haben beispielsweise je weit über 1000 km Gewässerlängen zu betreuen. Durch Verkleinerung der Karte ist der Maßstab etwa 1:600 000.

Landesbibliothek Oldenburg

3. aus dem Amtshauptmann und dem Bürgermeister der Stadt I. Klasse, aus deren Bezirk Grundstücke im Umfange von mindestens ein Zehntel — später ein Drittel — der Gesamtfläche zu ihr pflichtig war und
4. aus drei bis sieben Abgeordneten, die vom Ausschuß aus seiner Mitte zu wählen waren.

Man ersieht, daß die staatliche Mitwirkung bei den Wasserachten in der Geschäftsführung erheblich war.

Dieses wurde geändert, als durch das Reichsgesetz über Wasser- und Bodenverbände vom 10. 2. 1937 die Neugestaltung des Wasser- und Bodenverbandsrechts in Deutschland einheitlich neu gestaltet wurde.

Das Wasser hält sich bekanntlich nicht an politische Grenzen und daher war in Deutschland eine größere Buntscheckigkeit an Gesetzen über das Wasserverbandsrecht entstanden, die oft unnötige Schwierigkeiten brachten.

Die Neuordnung durch die erste Wasserverbandsverordnung vom 3. 9. 1937 ist bis heute das Grundgesetz der Wasser- und Bodenverbände geblieben. Das materielle Wasserrecht, z. B. die Unterhaltung und die Benutzung der Wasserläufe, blieb jedoch unberührt, bis im Lande Niedersachsen das Wassergesetz vom 7. 7. 1960 auch hier eine einheitliche Regelung brachte.

Mit dem Niedersächsischen Wassergesetz von 1960 wurden die Grundsätze der oldenburgischen Wassergesetzgebung von 1868 und 1922 inhaltlich weitgehendst auf das Land Niedersachsen übernommen, zum Beispiel für die Gründung der Unterhaltungsverbände, die nach dem Muster von Oldenburg mit seinem Wasserachtssystem ins Leben gerufen wurden.

Die Wasserverbandverordung von 1937 brachte den Wasserachten die bäuerliche Selbstverwaltung im Vorstand und Ausschuß, die sich im Verlauf der letzten 35 Jahre bewährt hat.

Hinsichtlich der Unterhaltung der Wasserzüge hatte das Geestwassergenossenschaftsgesetz von 1922 den Anliegern der Ufer keine Last abgenommen. Lediglich die größeren Arbeiten zur Bestickserhaltung der Wasserzüge, wie „das Abstechen der Anlandungen, der Einsenkungen und das Herausschaffen von Sand, Holz usw. aus dem Flußbett" ging auf die Wasseracht als Pflicht über.

Das Niedersächsische Wassergesetz von 1960 bringt für die „Gewässer" die Einteilung in drei Ordnungsstufen: Gewässer I. O. sind die Landesgewässer (Bundesgewässer), d. h. die größeren, zum Teil schiffbaren, Flüsse und Kanäle. Gewässer II. O. sind in einem besonderen Verzeichnis aufgeführt und solche, die für die Wasserwirtschaft zur Regelung der Abflußvorgänge eine besondere Bedeutung aufweisen. Diese Gewässer II. O. werden von den dazu gebildeten Unterhaltungsverbänden unterhalten.

Alle übrigen Gewässer sind Gewässer III.O., die vom Eigentümer oder vom Anlieger unterhalten werden müssen. Da in den oldenburgischen Wasserachten die in den Wasserzugregistern aufgeführten „Öffentlichen Wasserzüge" als im Eigentum der jeweiligen Wasseracht befindlich anzusehen sind, hat die Acht diese Gewässer zu unterhalten.

Das Entwässerungsnetz ist in den Wasserachten unterschiedlich groß, je nachdem wie die Anforderungen des Bodens nach Art oder Lage bestimmend sind oder betriebswirtschaftliche Wünsche aufkommen.

Landesbibliothek Oldenburg

Das Gewässernetz der Vechtaer Wasseracht ist beispielsweise rd. 300 km groß, davon fallen 40 km unter den Begriff Gewässer II. O. Etwa 80 Prozent des gesamten Gewässernetzes ist ausgebaut worden, d. h. die Breite der Sohle und die Gewässertiefe ist so hergestellt, daß diese Vorfluter allen Wünschen der Verbandsmitglieder entsprechen.

Dieser wünschenswerte Zustand ist jedoch in vielen Wasserachten noch keineswegs erreicht worden, obwohl gerade nach dem letzten Weltkrieg in dem Meliorationswesen ein unerwarteter Auftrieb zu verzeichnen ist und Bund und Land erhebliche Mittel für den großen Nachholbedarf für die landeskulturellen Arbeiten auf dem Entwässerungssektor bereitgestellt haben. Diese Hilfen können nicht hoch und dankbar genug anerkannt werden.

Viel bleibt noch zu erarbeiten, um das Wunschbild des Optimums für die Landeskultur im Oldenburger Münsterland zu verwirklichen. Dankbar ist indessen die Arbeit der Wasserachten, die sich zumeist in der Stille und abseits vom Tagesgeschehen vollzieht, anzuerkennen und die Jahrzehnt für Jahrzehnt sich vergrößerte im Dienen für die Allgemeinheit.

Die Bedeutung des Elementes Wasser für Mensch und Natur wird heute nachdrücklichst und mit Recht immer mehr hervorgehoben. Die eigentliche Aufgabe der Wasserachten lag früher fast ausschließlich in der Unterhaltungsarbeit für das Gewässernetz der Verbände. Über die reinen Satzungsvorschriften der Achten hinaus, in denen dem Verband folgende Aufgaben gestellt werden:

1. das Wasser aus dem Verbandsgebiet abzuleiten, dazu Gewässer herzustellen, zu ändern, in ordnungsmäßigem Zustand zu halten und zu beseitigen,
2. den Kulturzustand des Bodens land- und forstwirtschaftlicher Grundstücke zu verbessern und
3. die vorstehenden Aufgaben zu fördern und zu überwachen,

ist die Tätigkeit im Verbandsgebiet durch viele neu hinzugekommende Aufgaben recht vielseitig geworden.

Die Unterhaltungsarbeiten an den Gewässern rangieren zwar vor, aber der Ausbau von zahlreichen alten und neuen Gewässern bringt den Achten planerische und mit der Ausführung verbundene Tätigkeiten zu. Die Mitwirkung der Achten für gemeindliche Aufgaben der Bebauung, der Flächennutzungen, der siedlungswasserwirtschaftlichen Probleme mit Wasserversorgung, Oberflächenentwässerungen in den Ortslagen und der sehr wichtigen Lösungen der Abwasserprobleme — heute nicht nur in geschlossenen Dörfern und Städten, sondern auch auf dem flachen Lande (Güllebeseitigung) — vorwiegend also die schützenden Aufgaben für das Wasser als Gemeingut aller Menschen unserer Heimat, beanspruchen die Wasserachten und ihre Beautragten ständig in hohem Maße.

Im Rückblick auf die ersten 25 Jahren von 1922 bis 1947 haben die Wasserachten in dieser Zeit ihre Arbeiten in ruhiger Atmosphäre lösen dürfen, die Jahre von 1947 bis heute brachten eine sich ständig hektisch steigernde Aufgabenfülle mit sich, die auch zukünftig sich nicht vermindern wird. Möchten die Wasserachten auch in den nächsten 50 Jahren wie bisher allen Anforderungen gewachsen bleiben!

Landesbibliothek Oldenburg

Zum Werk von Albert Bocklage

Das Glasfenster als Kunstwerk

Von Jurgen Weichardt

In Perioden großer Architektur haben Glasfenster stets ihre künstlerische Funktion gehabt — sowohl als selbständige Einheit, indem sie malerische Qualitäten darstellen, als auch als bedeutsames Beiwerk des architekturalen Komplexes. Ein Höhepunkt war die Gotik, ein anderer das Barock — einen dritten bildet die Gegenwart. Viele der großen Künstler unserer Zeit haben in geistlichen und profanen Bauten Fenster und Decken und ganze Räume entworfen — manche der Ergebnisse wie Ronchamps, die Pariser Oper, die Jerusalemer Synagoge, die Kirchen von Braque und Matisse und Miro wurden quasi zu Pilgerorten.

Die Aktivität der Großen hat in fast allen Bereichen christlicher Kultur zu einer Befruchtung der Glasfenster-Kunst geführt, freilich häufig nicht mit der uneingeschränkten künstlerischen Freiheit, der sich die international bekannten Künstler bedienen durften. Im oldenburgischen und westfälischen Raum sind die Arbeiten von Albert Bocklage nicht nur ein Beispiel für einen individuellen künstlerischen Stil auch in diesem von vielerlei Faktoren bestimmten Bereich, sondern auch für die Entwicklung eigenständiger Formvorstellungen. Deutlich wird hier aber auch die Gefährdung — der Mangel an Zeit, sich auf den freien, nicht angewandten künstlerischen Gebieten fortzubilden. Albert Bocklage ist 1938 in Vechta geboren und hat von 1960—62 „Freie Malerei" an der Akademie in Düsseldorf studiert, anschließend in Krefeld von 1962—1964 Glasmalerei. Seit 1964 lebt der Künstler als Freischaffender wieder in Vechta. Er ist abhängig von öffentlichen und privaten Aufträgen. Zugleich aber malt er und produziert Grafik, die auch in einer Einzelausstellung in Vechta und im Zusammenhang mit anderen Künstlern in Rheine, Krefeld, Kevelaer und Münster gezeigt wurden. Doch läßt die Arbeit mit Glasfenstern und Kirchenraumgestaltungen wenig Zeit für die uneingeschränkte Auseinandersetzung mit der Malerei und der Grafik.

Das bisherige Werk von Albert Bocklage läßt sich ganz grob in drei wesentliche Phasen gliedern: Zunächst die Entwicklung von figurativen Darstellungen zu freien malerischen Formen; dann die strenge Ornamentik, die sich zu einem großen Zeichen konzentrieren kann, und schließlich die abstrakte Strukturierung einer Fläche.

1. Die Fenster der Kirchen in Waltrup, Bevern, Halen und Freckenhorst

Die Aufgabe in der modernen katholischen Kirche „Bonifatius" in Waltrup ist mehrschichtig gewesen: Einmal sollte eine hochgelegene kleine Fensterreihe mit Glasmalerei versehen werden, andererseits mußte die gesamte Chorwand mit Ausnahme des Chores selbst eine Lichtstruktur erhalten. Für diese Wand wählte Albert Bocklage eine pflanzenhafte Form, die sich — getrennt durch einen Betonblock — in strenger Symmetrie zunächst wiederholt, als Doppelform gereiht schließlich die ganze Wandfläche überzieht. Nach außen wird die Betonwand dabei zu einer reliefartigen Fläche,

Landesbibliothek Oldenburg

was die Lebhaftigkeit, die schon in den Variationen der Grundform zu finden ist, noch unterstreicht.

Wird an dieser Wand schon das strukturale Moment vorweggenommen, das spätere Kirchenfenster bestimmen soll, so zeigen die zwölf Rundbogenfenster im Wechsel freie grafische Abstraktionen und biblische Figuren, diese in starker Vereinfachung, aber als klare Farbträger. Sie nehmen jeweils den Mittelteil des Fensters ein — der bei den anderen sechs frei bleibt — und sind in Gesichtern, Insignien und Attributen deutlich unterschieden. Die Farben in den Rot- und Blautönen, aber auch im Grün sind deutlich nuanciert. Die Seitenflächen der Fenster haben ein unregelmäßiges Spiel von bleieingefaßten unfarbigen und farbigen Flächen, wobei angeschnittene Kreisformen und unregelmäßige Vierecke dominieren. Hier tauchen also erste geometrische Formen auf, die zunächst noch ohne konstruktive Absicht die Glasfläche charakterisieren. Diese Fenster der Waltruper Kirche haben demnach eine ganze Reihe von Ansätzen aufzuweisen, die in anderen Arbeiten von Albert Bocklage wirksam geworden sind. Zugleich aber werden hier zum letzten Male figurative Darstellungen verwendet.

In der katholischen Kirche in Bevern hatte Albert Bocklage eine ähnliche Aufgabe zu lösen: Eine Wand — hier eine Art Taufkapelle — sollte transparent und damit lichtdurchlässig gemacht werden. Bocklage nahm jedoch Abstand von der im Kern symmetrischen Struktur, er hat vielmehr die relativ niedrige, aber breite Fläche in ein System von Beton- und Glasformen zerlegt, wobei das Viereck und der rechte Winkel ein konstituierendes Maß angeben. Nur der Beton hat einige mittelgroße Flächen, die Glasteile sind alle ziemlich klein. Im Zentrum, im mittleren der fünf Wandabschnitte, taucht eine in ihrer Größe deutlich abgesetzte Rundform aus mehreren Glasstücken, auch runden, auf und akzentuiert damit einen Mittelpunkt, der wieder in gewisser größen- und lagemäßiger Relation zum Taufstein steht. Was also die Kirche in Bevern als wesentlich neues Element bringt, ist die Unregelmäßigkeit, die Lebhaftigkeit als Motiv, das dem Licht in besonderem Maße zur Wirkung verhilft.

Doch mit jeder neuen Aufgabe findet Albert Bocklage auch eine andere Lösung: In der katholischen Kirche von Halen waren nicht nur zwei Fensterreihen, sondern auch in Erdbodenhöhe Fenster mit Betonverglasung zu erarbeiten. Während Bocklage für die fast quadratischen niedrigen Glasflächen eine kräftige rot-blau-weiße Abstraktion wählte, bei der auch der Beton seine formale Wirksamkeit erhielt, wurden die Fenster nur zurückhaltend mit Farbglas gesetzt — die hellen Flächen, die Lichtquellen bestimmen die Intensität des Lichtes. Für Bocklages Entwicklung ist bedeutsam, daß sich die Farbgestaltung von der geometrisch-konstruktiven Struktur löst und frei malerisch wird — schwebende Farbflächen in weißem Glas.

Diese Gestaltungsweise erhält nun in der Kapelle des Altersheims in Freckenhorst eine spezifische Farbigkeit: Albert Bocklage trennt sich von den häufig als Fensterglasfarben gebrauchten Blau und Rot, er sucht nach gebrochenen Tönen, nach milden Farben, die dem Zweck der Kapelle besser zu entsprechen scheinen. So zeigen die Fenster eine aus großen Außenflächen und kleinen Binnenformen zusammengewachsene Komposition in

Landesbibliothek Oldenburg

vorherrschend grau-blauen Tönen, die nur in den Schwerpunkten eine kräftigere Akzentuierung durch Rot, Grün und Blau erfahren.

Der Fortschritt in Freckenhorst zeigt sich, wenn die Beziehung zu den Tendenzen der zeitgenössischen Malerei aufgewiesen wird: Bis zu dieser Kirche hat Albert Bocklage der stärker emotionalen tachistischen Richtung Raum gegeben, wenn natürlich dieser Stil nur in der großen Lockerheit augenfällig werden kann, die manche Fenster gezeigt haben. Die spätere Abstraktion lehnt sich enger der „Neuen" — aber immer noch der abstrakten — Figuration an, ein Stil, der Expressionismus und Pop Art gleichermaßen überwindet.

2. Die Zuwendung zur Ornamentik: Kirche in Bad Liesborn und das St. Josephsheim in Vechta

Für die gegenwärtige Stilart der Fenster von Albert Bocklage ist die Arbeit in der Abteikirche von Bad Liesborn insofern entscheidend gewesen, weil sie einen Wendepunkt darstellt. Die hohen gotischen Fenster haben allein von ihrem Äußeren her solch eine starke Ausstrahlungskraft, daß der Künstler die strenge Gliederung nur unterstreichen, nicht aber durch eine Figuration in Frage stellen wollte. So fand er zur strengen Ornamentik. Das hohe, in vier gleichbreite Streifen geteilte Fenster wurde in viermal zwölf Felder untergliedert, von denen jedes in zwei Reihen acht rautenähnliche Formen erhielt. Halbkreise, verstärkte Schnittpunktflächen, kleinere Bögen — alle aus den Rauten entwickelt, verwandeln dieses Ornament in ein kompliziertes geometrisches Gefüge. Und hier liegt der entscheidende Punkt — Bocklages endgültige Hinwendung zur konstruktiven Geometrie in der Komposition, die latent in den Symmetrien mancher Fenster schon vorhanden war.

Das erste Werk, wo Bocklage wieder mit Farbe arbeitet und dabei die Strenge einer konstruktiven Formgebung herrschen läßt, ist das sowohl von außen wie von innen gleichermaßen wirkungsvolle Fenster in der Kapelle des St. Josephsheims in Vechta. Aus kleinen, schmalen, unterschiedlich starken Glasstücken werden größere geometrische Einheiten wie Kreise, Segmente, Dreiecke, Rhomben und andere Formen zusammengesetzt. Jede erhält eine einheitliche Tönung, wobei allerdings weiße Flächen überwiegen. Was ansteht, ist eine große zentral aufgebaute Ornamentform, die selbst schon fast zum abstrakten Zeichen geworden ist — Zeichen hier für das rhythmische Empfinden und die konstruktive Strenge in der Arbeit eines Künstlers.

3. Die Vielgestaltigkeit der Struktur: Fenster in Marl, Vechta, Rheine und Ibbenbüren

Die Zeichenhaftigkeit dieser Form hat aber auch den Nachteil, wenig Spielraum für eine Reihe von Variationen zu lassen. Deshalb hat sich Albert Bocklage in den nächsten Fenstern nur ein Detail herausgegriffen — die streifenartige Struktur. Allerdings verlängert er die Linien. So entsteht ein ungewöhnlich reizvoller Dialog zwischen den parallel gelegten unterschiedlich breiten Horizontalstreifen und den bewegten, eigene Wege suchenden, schwingenden Vertikallinien. Diese konturierenden Formen, jene geben ihnen Ausstrahlungsintensität und bestimmen dabei ihre bildräumliche Lage. Denn neu ist an den Fenstern der katholischen Kirche in

Landesbibliothek Oldenburg

Marl-Brassert auch die Räumlichkeit der scheinbar vor- und übereinander gesetzten Flächen in Rot-, Blau- und Grüntönen, die sich vom Weiß der anderen Flächen abheben. In diesen Fenstern kommt die Betonfläche dazu, die in einen Gegensatz zu den weißen lichtdurchlässigen Stellen tritt.

Hier hat Albert Bocklage einen Stil gefunden, der sich bei ganz unterschiedlichen Gelegenheiten immer aufs Neue anwenden läßt: So bekommt auch das Portal der Propstei in Vechta eine ähnliche, auch von außen sichtbare und reizvolle Darstellung. Und die alte katholische Kirche in Rheine beweist, daß selbst konventionelle Rundbogenfenster eine ganz neue Wirkung ausstrahlen, wenn sie in dieser stillen strengen Weise strukturiert sind. Dabei spielt die Länge der Fenster keine Rolle. Konsequent greift Albert Bocklage zuweilen bei Einzelarbeiten auf die grundlegende Ornamentik zurück. Beispiel ist das Portal der St. Michaelskirche in Ibbenbüren, wo aus 24 sich ergänzenden Feldern ein systematisches Bleiglas-Ornament erarbeitet worden ist.

4. Die Kirchenfenster in Marienhain und in Lastrup

Im Gesamtwerk nehmen vor allem die jüngsten Arbeiten in der Provinzial-Kirche „Unserer Lieben Frau" in Marienhain in Vechta und in der katholischen Kirche in Lastrup nach Raum und Bedeutung einen besonderen Rang ein. In beiden modernen Kirchen wurden die Anlagen für den Einfall des natürlichen Lichtes großzügig geplant und der Architektur angepaßt — im Gegensatz etwa zu den kleinen, zwar sich in schönen, aber ziemlich wahllos eingeordneten Fenstern der Autobahn-Kapelle in Damme.

Bei der Provinzialkirche kann im Grunde nicht mehr von Fenstern gesprochen werden: Die Wände des Gebäudes sind streifenartig gegliedert und bestehen wechselweise aus Mauerwerk und Glas mit Betonflächen, insgesamt je über 40 aufragende Flächen. Die Lichtstreifen wiederum sind in sich horizontal strukturiert, wobei die Breite der einzelnen Formen variabel gehalten ist. Die Glasanteile nehmen jedoch zur Höhe hin zu: Aus Streifen werden Flächen, so daß die Kirche ein recht helles Oberlicht erhalten hat. Weiße und farblose Industriegläser dominieren; sie kontrastieren mit den fast schwarz wirkenden Flächen des Betons. Die wenigen eingesetzten Farbgläser haben bei dieser Ordnung eine umso stärkere Ausstrahlungskraft. Zugleich filtern sie das Licht, geben ihm einen weichen, leicht gebrochenen Glanz.

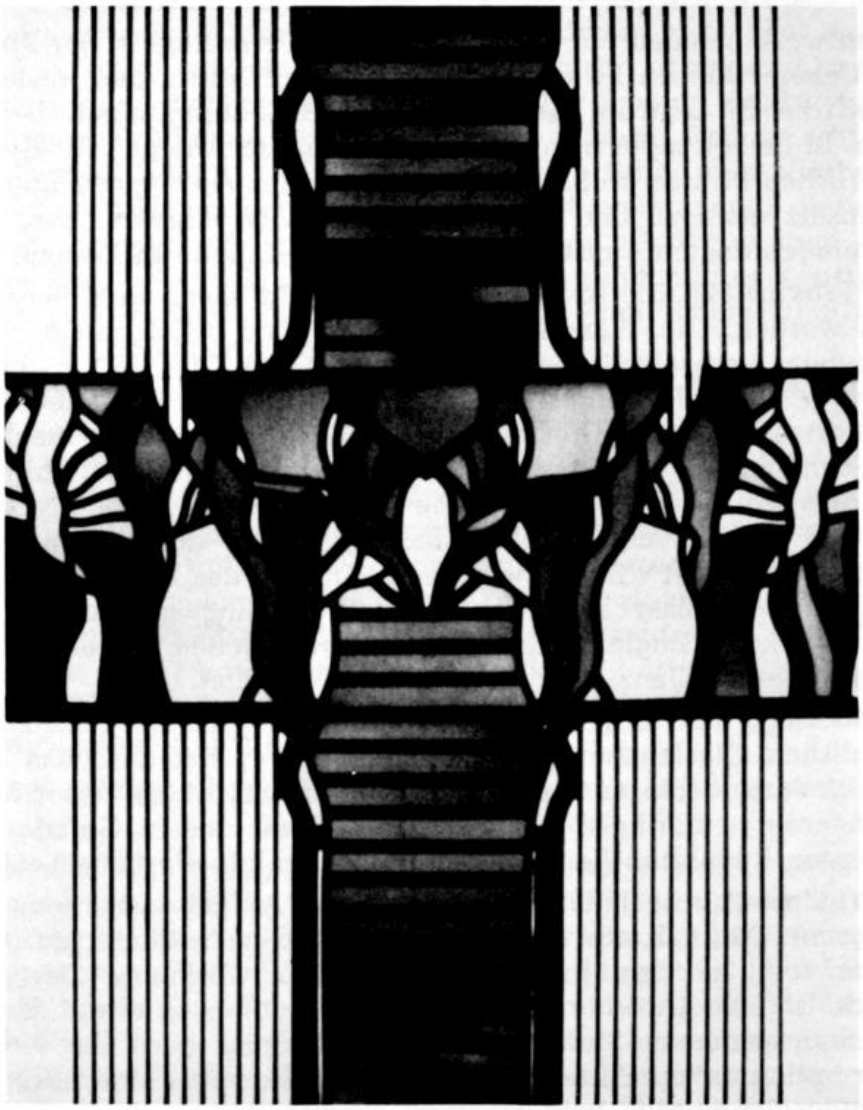
Albert Bocklage hat sich mit dieser Lichtmauer am weitesten von der herkömmlichen Glasfenster-Malerei distanziert, er hat das Glas auf jene Funktion reduziert, die es grundsätzlich haben soll: Licht zur Andacht in den Kirchenraum eindringen zu lassen, transparent zu sein. Gerade in dieser konsequenten Reduktion liegt die eigentümliche künstlerische Leistung.

In der Provinzialkirche hat Bocklage auch die Aufgabe übernommen, den Chorraum mit Altar, Kreuz, Ambo, Stele und Kerzenständer zu gestalten. Auch hier folgt er dem Prinzip geometrischer Ordnung: Der mächtige Altarblock ist aus Anröchter Dolomit gearbeitet; er ruht auf einer achteckigen Sachserlomeum-Stufe. Symmetrie bestimmt auch die Kreuzfigur. Lediglich in den äußeren Randzonen des Kreuzes selbst sind unregelmäßig Steine aufgesetzt worden, wodurch diese Form Leben erhält. Kerzenständer, Tabernakelstele und Osterleuchter lassen alle eine gleichmäßige Struk-

Landesbibliothek Oldenburg

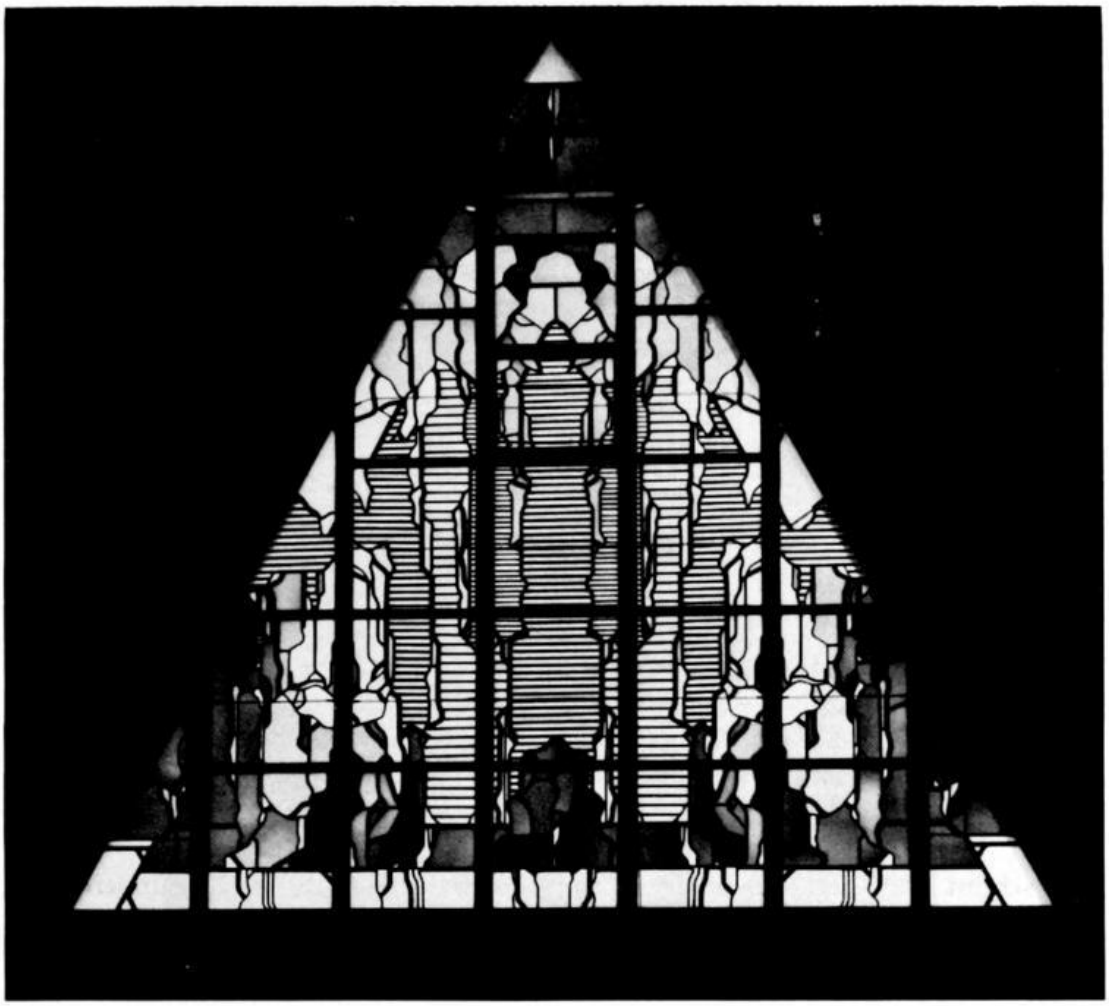
turierung erkennen. Bocklage weist mit dieser Choranlage im Bereich der angewandten Kunst die Qualität eines Bildhauers mit ausgeprägtem individuellem Stilempfinden nach.

Allerdings muß sich der Künstler bei der Gestaltung von Glasfenstern zwangsläufig der Architektur anpassen: Die Linie der Lichtstreifen in der Provinzialkirche kann zunächst nicht fortgesetzt werden — in der katholischen Kirche in Lastrup hat der Architekt fünf große dreieckige Fenster konzipiert, die giebelartig hoch über dem Kirchenraum für Licht zu sorgen haben. Um eine ausreichende Helligkeit zu schaffen, dürfen ihre Flächen nicht allzu stark mit Farbgläsern besetzt werden. Albert Bocklage hat eine für alle Fenster gleichartige, die gesamte Fensterfläche also wieder symmetrisch gliedernde Komposition entwickelt: Ein Wechsel von vertikalen Streifen mit horizontaler in der Stärke differenzierter Struktur und organischen blau-grünen, leicht nuancierten Farbformen im unteren Viertel der Fenster. In ihnen verbindet sich also die kühle Klarheit der Struktur mit



Bleiverglasung (1970), Autobahnkapelle Dammer-Berge *Foto: Zurborg, Vechta*

Landesbibliothek Oldenburg



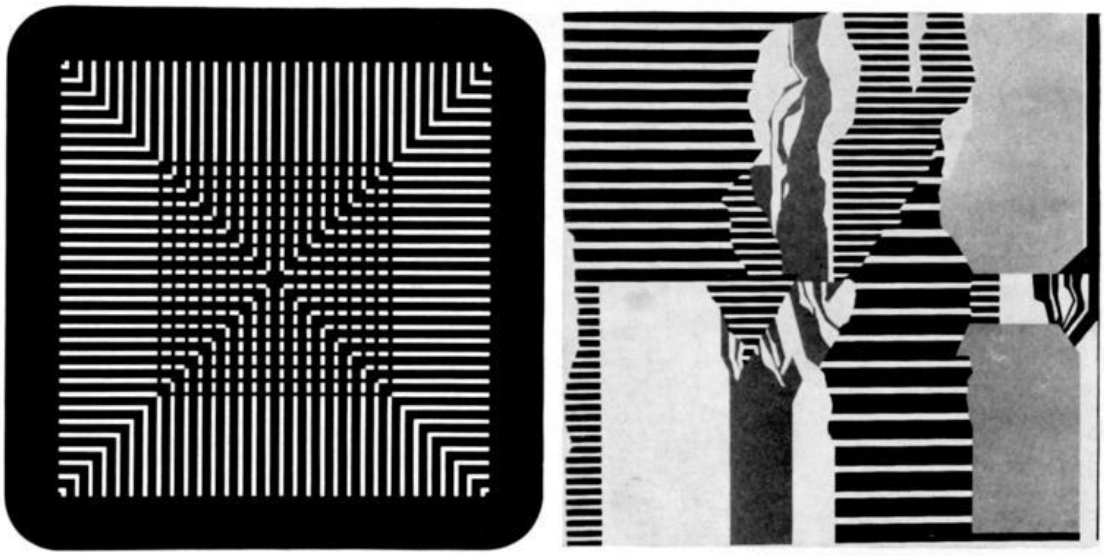
Bleiverglasung (1971), Katholische Kirche Lastrup *Foto: Zurborg, Vechta*

malerischen Bildabschnitten zu einem reizvollen Kontrast. Bocklage hat mit diesen großen Fenstern endgültig einen Stil erarbeitet, der ganz eigenständig und stets signifikant ist und auch noch genügend Möglichkeiten für Variation und Entwicklung enthält. Zu Recht gehört Albert Bocklage damit zu dem engsten Kreis der noch in der Diskussion stehenden Teilnehmer am Wettbewerb um die Fenster des Doms zu Münster.

5. Freie Arbeiten

Bei der ständigen, nicht nur künstlerischen Beanspruchung eines Entwerfers für Glasfenster kommen die eigenen freien Arbeiten sehr häufig zu kurz. Bocklage hat darum nur eine kurze Reihe von Grafiken geschaffen, die in ihrer Proportionierung, ihrer strengen Geometrie und in der Struktur der Flächen Parellelen zu manchen Glasfenster-Arbeiten aufweisen. Die Farben der Grafiken sind kräftig, werden aber durch Schwarz und Weiß in ihrer Ausstrahlung eingeschränkt. Sie sind fest an Formen gebunden. In der Komposition sind stets Rahmen und Raum farblich und struktural deutlich zu unterscheiden. Doch nur die jüngste Arbeit besitzt eine scheinbar perspektivisch angelegte Tiefe, wodurch die sonst offensichtlich vortretenden Flächen aufgelöst werden.

Landesbibliothek Oldenburg



Siebdruck *Foto: Zurborg, Vechta*

Zeichen aus Kontrasten scheinen als Prinzip bei diesen Grafiken den Inhalt auszumachen — auf jeden Fall besitzen auch sie eine charakteristische Eigenständigkeit, so daß es fast schade ist, daß der Künstler hier zur Zeit nicht intensiver weiterarbeiten kann.

6. Schlußbemerkung

Überschaut man das Gesamtwerk von Albert Bocklage, so ist zunächst die Vielgestaltigkeit hervorzuheben, die hier stets in Beziehung zu den Architekturmöglichkeiten steht. Zum anderen läßt das Werk klare Phasen erkennen und dahinter eine Entwicklung zu einem signifikanten, individuellen Stil, der heute soviel Gewicht besitzt, daß Albert Bocklage in der angewandten Kunst überregional profiliert ist. Hat der Künstler hier seinen — ausbaufähigen und durchaus nicht einspurigen Weg gefunden —, so bleibt in der freien Kunst noch manches zu tun, um eine ähnliche Bedeutung auch auf diesem Gebiet zu erlangen. Aber der Stress, unter dem ein Künstler mit Aufträgen heute steht, läßt nicht viel Zeit für freie Arbeit. Hier ist die Situation von Albert Bocklage typisch für viele Fälle. Immerhin überzeugt auch auf diesem Gebiet die sichere Kompositionsweise und die engen Beziehungen zwischen der einen und der anderen Art, Kunst auszuüben.

Landesbibliothek Oldenburg

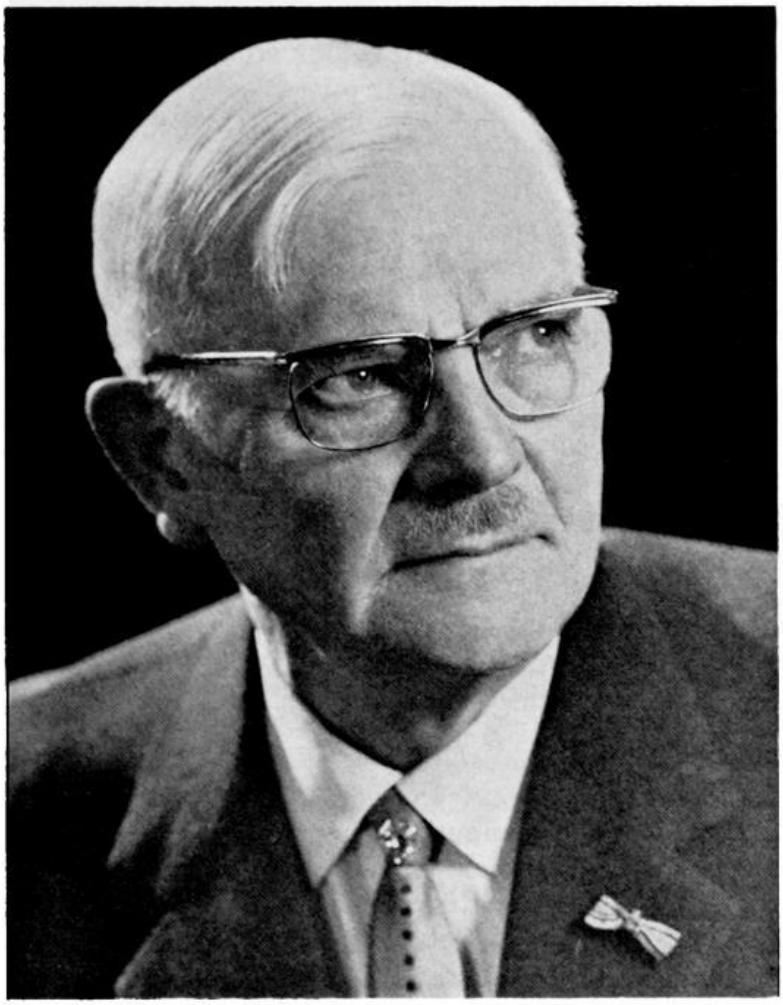


Foto: Hoffhaus, Cloppenburg

Ignatz Rüve

12. 1. 1891—29. 5. 1971

Von W. Keiser

Wie zu den Ehrentagen während seiner acht Jahrzehnte umspannenden Lebenszeit ist nun der am 29. 5. 1971 verstorbene Meister im Tischler- und Bildhauerhandwerk, Ignatz Rüve, nochmals in weitreichende Bedeutung für das Handwerk, besonders für seine oldenburgische Heimat, zusammenfassend zu würdigen. Keine der ihm seit dem ersten Weltkrieg verliehenen Auszeichnungen hat er nur als äußeres Zeichen für persönlich Geleistetes angesehen, vielmehr die Wertigkeit der Berufsausübung als etwas Vorbildliches betrachtet. Zu dieser Auffassung gehörte auch die Sinnfälligkeit, im Dienste für die Allgemeinheit bevorzugt solche Ehrenämter anzunehmen, die in erster Linie der Jugend nutzen konnten. Alle Aufgabenstellungen hat er so vollgültig erfüllt, daß ihm von der Handwerkskammer Oldenburg der Goldene Ehrenring verliehen wurde, den er mit berechtigtem Stolz

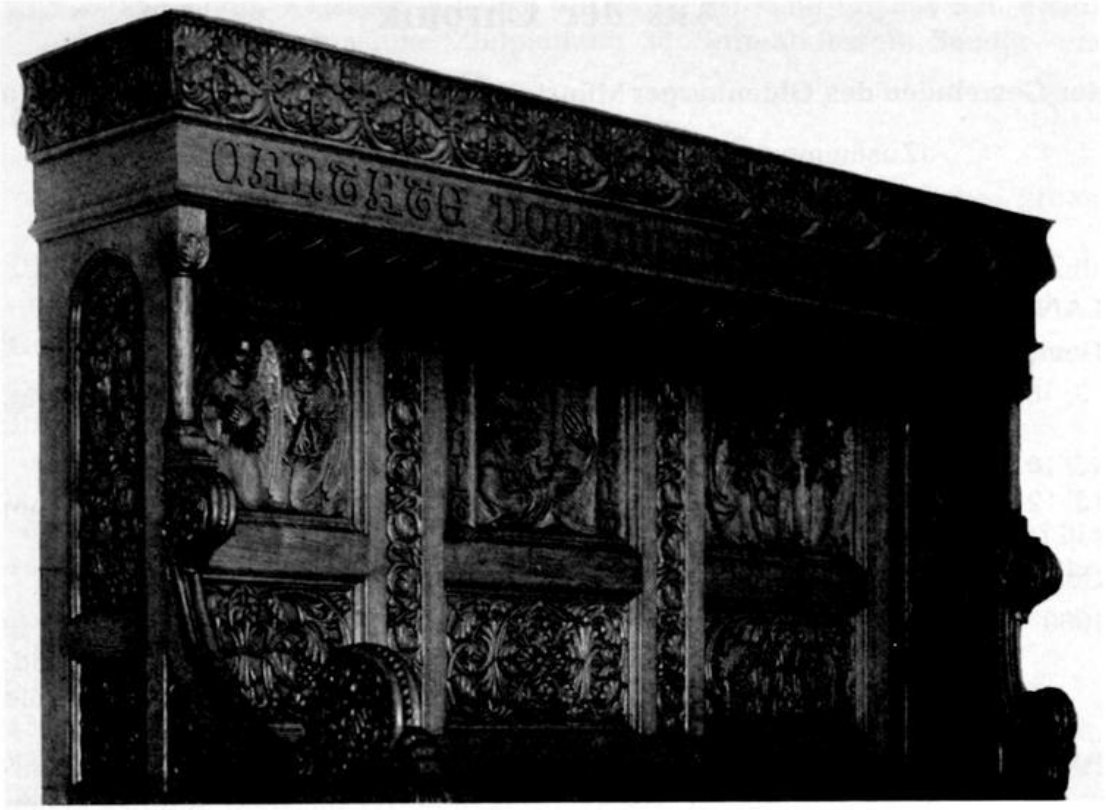
Landesbibliothek Oldenburg

bis zu seinem Tode getragen hat. Diese von der Goldschmiedemeisterin Helga Thoms geschaffene Arbeit gab seiner schöpferischen Hand sichtbarlich jene „Leuchtkraft", welche er jeder guten Handwerksarbeit in unserem Tageslauf ohnedies wünschte und seiner Werkstatt stets abverlangt hat, ja über die er sich bis ins hohe Alter von Herzen freute. Mit derselben nie erlahmenden Begeisterung rief er durch wiederholte Schilderungen seine eigenen Gesellen- und Wanderjahre vor jüngeren Zuhörern wach, um der nächsten Generation den rechten Ansporn für ihr Tun vor Augen zu stellen. In den letzten fünfzehn Jahren hat er im Vorstand der Arbeitsgruppe Kunsthandwerk Oldenburg aktiv mitgewirkt und die Stimme der in diesem Gebiet individuell Schaffenden im Stiftungsrat der Oldenburg-Stiftung mit bestem Erfolg zur Geltung gebracht. Die Gremien, in die er berufen war und denen er seine Kenntnisse widmete, werden fortan sehr oft seinen praktischen Rat vermissen. Überblickt der Leser die biographischen Fakten und vergegenwärtigt sich gleichzeitig das so lebendige Bild der Persönlichkeit, dann werden wohl niemand die für einen tüchtigen Handwerksmeister entscheidenden Wesenszüge bei dieser Betrachtung entgehen. Gerade durch die charakteristischen Eigenschaften, mit denen er seine Tätigkeiten in das öffentliche Bewußtsein rücken konnte, wird deutlich, in welchem handwerklichen Strukturwandel die nachfolgenden Kräfte ziemlich allein stehen und zukünftig ohne Voraussetzungen dieser Art auskommen müssen. Als kennzeichnendes Beispiels — noch aus den fünfziger Jahren — mag der Aufbau des durch Kriegseinwirkungen im Jahre 1945 zerstörten Quatmannshofes im Museumsdorf Cloppenburg dienen, weil am Ergebnis die Vielzahl bewältigter Schwierigkeiten sichtbar wird. Mehr als alle Worte bleiben die von ihm gelieferten Kunsttischler- und Bildhauerarbeiten in vielen Kirchen und repräsentativen Gebäuden des Oldenburger Raumes ein beredtes Zeugnis für die außerordentlich gründliche Ausbildung, die er in seiner Jugend absolvierte.

Die Lehre im Tischler- und Bildhauerhandwerk, die er im väterlichen Betrieb genoß, ergänzte er durch den Besuch der Tischlerfachschule in Detmold. Seine Fähigkeiten vervollkommnete er in sieben sehr unterschiedlichen Werktstätten, die ihn mit der Vielfalt holzbildhauerischer Arbeiten vertraut machten, wobei wenigstens die Orte Münster, Düsseldorf, Neuß, Köln, Frankfurt, Eltville und Bremen genannt werden müssen. Seine Gesellen- und Meisterprüfung legte er mit dem Prädikat „Ausgezeichnet" ab. Mit Beginn des erste Weltkrieges sah er sich an Brennpunkte der Westfront gestellt; bereits September 1914 erhielt er wegen hervorragender Tapferkeit das EK und das Friedrich-August-Kreuz. In den gewiß nicht leichten Nachkriegs- und Inflationsjahren widmete Rüve seine ganze Aufmerkamkeit dem Wiederaufbau des Handwerks als Mitbegründer des Niedersächsischen Handwerkerbundes, dessen Kreisvorsitzender er bis zum Jahre 1933 war. Das Innungsleben war zu erneuern, und so wurde er auch zum Kreishandwerksführer für Cloppenburg und Vechta berufen. Der Vollversammlung der Handwerkskammer gehörte Tischlermeister Rüve von 1930—1935 und ab 1945 für weitere 25 Jahre an.

Am 3. Oktober 1935 wurde Rüve wegen seiner politischen Einstellung, die ihn bald in offene Gegnerschaft zu den damaligen Machthabern brachte, aus allen Ehrenämtern entfernt. Nach dem Zusammenbruch wurden

Landesbibliothek Oldenburg



Chorstuhl in Langförden. Hergestellt in der Kunsttischlerei Rüve, Emstek.
Foto: Archiv Rüve

ihm sofort mehrere Ämter in voller Verantwortung angetragen. Von 1945—1956 war er Kreishandwerksmeister bzw. Kreishandwerksstellvertreter des Kreises Cloppenburg. Im Jahre 1954 wählte ihn die Vollversammlung zum Vizepräsidenten der Handwerkskammer Oldenburg. Seine Stimme war auch im Vorstand des Arbeitsamtes Vechta, als Mitglied des Landesfürsorgeverbandes und als Kuratoriumsmitglied des Krankenhauses Emstek für lange Zeit unentbehrlich. In zwanzigjähriger Lehrtätigkeit kam sein umfassendes Wissen auch der Berufsschule in Emstek zugute.

Durch das Vertrauen der Bevölkerung seiner engeren und weiteren Heimat wurde Rüve nach Beendigung des zweiten Weltkrieges, als das parlamentarische Leben sich neu entfaltete, in den Rat der Gemeinde Emstek und in den Kreistag gewählt. Bis zum Jahre 1957 war er für den Kreis Cloppenburg in dieser Eigenschaft tätig.

Wenn wir uns an die kritischen Nachkriegsjahre erinnern, gewinnen wir eine Vorstellung von seinen organisatorischen Fähigkeiten, die er als Vorsitzender des Bau- und Wohnungsausschusses sowie als Mitglied des Verwaltungsausschusses zu beweisen hatte. Seiner Umsicht ist es mit zu verdanken, daß im Landkreis Cloppenburg nicht nur der dringend erforderliche Wohnraum geschaffen wurde, sondern auch die Errichtung von Schulen und Krankenhäusern während seiner Amstzeit im gleichen Umfange bei den Neubauten berücksichtigt wurden; er hat sich dabei nicht nur bei den Planungen, sondern ebenso auch bei der Beschaffung der Mittel verdient gemacht.

Landesbibliothek Oldenburg

Aus der Chronik

der Gemeinden des Oldenburger Münsterlandes für die Jahre 1969 und 1970

(Zusammengestellt nach Berichten der Gemeinden)

Von Franz Kramer

LANDKREIS VECHTA

Gemeinde Bakum

3. 6. 1970 Einweihung des Pfarrzentrums (Kindergarten, Jugendheim, Schwesternhaus).

15. 10. 1970 Namen für die Straßen Bakums.

15. 12. 1970 Erwerb einer Hofstelle in Westerbakum; Größe etwa 9 ha; für Baugelände und Schulsportanlage.

Gemeinde Damme

1969 Aula für das Gymnasium fertiggestellt; Anschluß der Gemeinde Damme an den Oldenburgisch-Ostfriesischen Wasserverband; Zentrale Wasserversorgung; Versorgung der Gemeinde Damme mit Erdgas durch die Energieversorgung.

1970 Baubeginn der neuen Realschule, der Schwimmhalle beim Gymnasium, des 14-Klassen-Trakts beim Gymnasium und des neuen Kinderheimes am Tollenberg (Schw. U.L.F.); Fertigstellung des Schülerheimes der Benediktiner Missionare in der Wienerei; Gründung des Zweckverbandes Dammer Berge (Damme, Steinfeld, Holdorf, Neuenkirchen und Landkreis Vechta).

Gemeinde Dinklage

26. 9. 1969 Einweihung der 20klassigen Hauptschule an der Quakenbrükker Straße; Baukosten 2 Millionen DM.

Gemeinde Holdorf

1967—1970 vermittelte die Gemeinde 121 Baugrundstücke; 120 Wohnhäuser mit etwa 150 Wohneinheiten wurden errichtet.
Die Pläne für die Bereicherung der Landschaft durch Eingrünung der Baggerseen und der Schaffung von Wanderwegen und Erholungsplätzen werden verwirklicht.

Gemeinde Langförden

19. 7. 1969 Das traditionelle Volksfest mit großem Festumzug (Gruppen, Festwagen).

15. 11. 1970 Einweihung des neuen Ehrenmals für die Toten beider Weltkriege im alten Turm aus dem Jahre 1011.

15. 12. 1970 Übergabe der Turnhalle bei der Mittelpunktschule.

Stadtgemeinde Lohne

August 1969 Übergabe des Erweiterungsbaus der vierzügigen Stegemannschule (Hauptschule); Kosten 1,2 Millionen DM.

April 1970 Erweiterung der mech. biologischen Kläranlage; Kosten 1,5 Millionen DM.

Landesbibliothek Oldenburg

21. 5. 1970 Erster Klassentrakt und Verwaltungsräume für das neu errichtete Gymnasium (Zielplanung 30 Normalklassen, Sonder- und Fachklassen.

Gemeinde Lutten

4. 1. 1969 Gründung des Heimatvereins Lutten.
Okt. 1970 Abschluß der Erneuerungsarbeiten an der Pfarrkirche; erbaut 1878/79.
16. 10. 1970 Fertigstellung der voll biologischen Kläranlage, 1. Bauabschnitt, Kosten 737 188 DM.

Gemeinde Neuenkirchen

17. 7. 1969 Kreistierschau in Nellinghof.
10. 8. 1969 Oldenburger Kolpingtag
3. 10. 1969 Eröffnung des Brückenrestaurants „Dammer Berge" an der Autobahn Hansalinie.
6. 12. 1969 Fertigstellung des Erweiterungsbaus der Mittelpunktschule.
14. 5. 1970 Einweihung der Clemens-August-Klinik, Fachklinik für Psychotherapie, Neurologie und Innere Medizin; 120 Betten.

Gemeinde Visbek

29. 3. 1969 Gesellenfreisprechung, Gesellenstückausstellung.
15. 6. 1969 Gemeindetag der evangelischen Kirchengemeinde.
22. 6. 1969 Wiehengebirgstag in Engelmannsbäke.
29. 6. 1969 Sängerbundesfest in Rechterfeld.
8. 11. 1969 Delegiertentag des Heimatbundes.
1. 8. 1970 Errichtung eines Realschulzuges an der Hauptschule.
16. 11. 1970 Heimatkundlicher Wettbewerb der Gemeinden Visbek, Goldenstedt und Lutten.
17. 12. 1970 Einweihung der Hauptschule.

Stadtgemeinde Vechta

7. 3. 1969 Einweihung des Schulneubaus des St.-Thomas-Kollegs in Füchtel; zehn Klassenräume; Kosten 1,8 Millionen DM.
7.—23. 6. 69 Deutsch-Britische Freundschaftswochen.
7./8. 6. 1969 Pferdeleistungsschau im Reiterwaldstadion.
Aug. 1969 Errichtung des naturwissenschaftl. Traktes beim Gymnasium Antonianum; Kosten 980 000 DM.
15. 10. 1969 Eröffnung des AEG-Zweigwerkes (Herstellung von Kleinstmotoren).
13. 6. 1970 Einweihung des Erweiterungsbaues beim Gymnasium (Niedersachsenhaus (13 Klassenräume, Nebenanlagen, Pausenhalle); Kosten 850 000 DM.
20. 6. 1970 Einweihung der Heiliggeistkirche und des Provinzialhauses der Niedersächsischen Provinz der Schwestern ULF im Marienhain.
24. 6. 1970 Einweihung des Kinderdorfes Johannesstift am Tannenweg (60 Plätze); Kosten 1,8 Millionen.
8./9. 8. 1970 Großturnier im Reiterwaldstadion.
Juli 1970 Fertigstellung der Altenwohnungen mit 18 Wohneinheiten; Kosten 732 000 DM.
19./20. 9. 70 Diözesantagung des KKV-Diözesanverbandes Münster.

Landesbibliothek Oldenburg

10. 10. 1970 Amtseinführung des neuen Offizials, Freiherr Dr. von Twickel.
29. 11. 1970 Feier des 50jährigen Jubiläums des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland, verbunden mit der Kunstausstellung „Skulpturen aus dem Oldenburger Münsterland von der Gotik bis zum Rokoko" und der Neueröffnung der Heimatbibliothek.
28. 11. 1970 Einweihung der Neuapostolischen Kirche an der Ravensberger Straße.
17. 11. 1970 Inbetriebnahme der dritten Halle bei der Maschinenfabrik Weyhausen, 7200 qm Nutzfläche; Kosten 2,4 Millionen DM, und Übergabe des Sozialtraktes; Kosten 220 000 DM.

LANDKREIS CLOPPENBURG

Gemeinde Altenoythe

20. 12. 1970 Einweihung des Dorfgemeinschaftshauses mit Kindergarten; Kosten 969 000 DM.
28. 9. 1970 Fertigstellung des 1. Bauabschnittes der Mittelpunktschule — 8 Klassen; Kosten 600 000 DM.
27. 7. 1970 Inbetriebnahme der Fertigbeton-Vertriebsgesellschaft m. b. H. in Kampe.
25. 8. 1970 Eröffnung der Heilpädagogischen Bildungsstätte für geistig und körperlich Behinderte.

Gemeinde Barßel

27. 8. 1970 Einweihung des neuen Rathauses; Kosten 400 000 DM.

Gemeinde Bösel

1969 Erweiterung bzw. Neueröffnung der Firmen Alwin Ernst, Metallbau, Nölken KG, Maschinenbau, und Walter Stolle, Textilverarbeitung.
30. 8. 1970 Internationale Musikparade mit Beteiligten aus sechs Nationen.

Stadtgemeinde Cloppenburg

20. 5. 1969 Einweihung der Erweiterung der St.-Andreas-Schule, 18 Räume; Kosten 999 000 DM.
19. 3. 1969 Einweihung der Erweiterung der Wallschule, 11 Räume; Kosten 502 812 DM.
1. 8. 1969 Einweihung der Erweiterung der Paul-Gerhardt-Schule, neun Räume; Kosten 502 812 DM.
12. 6. 1970 Einweihung der Erweiterung der Realschule, sieben Räume; Kosten 727 000 DM.
Juni 1970 „Niedersachsen West stellt aus"; Größe des Geländes 64 450 Quadratmeter; Deutsch-Amerikanische Freundschaftstage.
18. 11. 1970 Einweihung der Erweiterung des St.-Josefs-Hospitals und des Pius-Stiftes (Altenheim und Altenpflegeschule).

Gemeinde Emstek

1. 10. 1969 Vollendung des Schwesternwohnheimes beim Krankenhaus in Emstek.
1. 6. 1970 Eröffnung eines Zweigbetriebs zur Herstellung von Damenkleidern und -kitteln.
20. 11. 1970 Einweihung der Mittelpunktschule mit Sportzentrum; Kosten 4,5 Millionen DM.

Landesbibliothek Oldenburg

Gemeinde Essen

4. 5. 1969 Einweihung der Sportplatzanlagen beim Sportzentrum.
6. 7. 1970 Fertigstellung des Ausbaus der Landesstraße 43 in Essen als Zubringer zur Autobahn Hansalinie.

Stadtgemeinde Friesoythe

13. 3. 1969 Einweihung der Niederlassung St. Ansgar des Steyler Ordens.
13. 5. 1969 Fertigstellung des Erweiterungsbaus der Hauptschule an der Dr.-Niermann-Straße.
16. 9. 1969 Freigabe des 4,9 km langen Neubauabschnitts „Umgehungsstraße Friesoythe".
24.-26. 4. 70 „Friesoythe — 25 Jahre danach"; 25 Jahre nach der fast völligen Zerstörung der Stadt; Veranstaltungsreihe (Leistungen in den 25 Jahren nach Kriegsschluß).
14. 11. 1970 Delegiertentag des Heimatbundes.

Gemeinde Garrel

7. 9. 1969 50jähriges Bestehen der Bauerschaft Falkenberg.
12. 7. 1970 50 Jahre Musikverein Garrel.
7. 12. 1970 Bauer Georg Lanfermann-Beverbruch 20 Jahre Bürgermeister.

Gemeinde Lastrup

5. 7. 1970 65. Oldenburger Kolpingtag.
5. 12. 1970 Einweihung der neuen Hauptschule „Engelbert-Wulf-Schule".
Juli 1970 Einsatz von Organisationen für die Erhaltung des Krankenhauses.

Gemeinde Lindern

25. 4. 1969 Fertigstellung der neuen Turnhalle; Gesamtkosten für Turn- und Schwimmhalle, mehrere Bauabschnitte, 1,3 Millionen DM
14. 6. 1970 Einweihung der neuen Friedhofskapelle mit Ehrenmal.
Dez. 1970 Einweihung des neuen evangelischen Gemeindezentrums.

Gemeinde Löningen

Okt. 1969 Fertigstellung der Turnhalle beim Gymnasium.
3. 10. 1969 Inbetriebnahme des neuen Milchwerkes Löningen-Cappeln.
12. 2. 1970 Einweihung der Realschule am alten Postweg.
21. 11. 1970 Einweihung der neuen Orgel in der St.-Vitus-Kirche.

Gemeinde Molbergen

13. 11. 1970 Einweihung der Erweiterung der Mittelpunktschule; Kosten 600 000 DM.

Gemeinde Ramsloh

Ansiedlung eines Kabelwerkes, zur Zeit 250—300 Beschäftigte.

Gemeinde Scharrel

31. 5. 1969 Besuch von 35 Mitgliedern des friesischen Vereins „Aldfaers Erf" aus Groningen in Scharrel.
26. 7. 1969 Bezirkstierschau des „Alten Amtes Friesoythe".
9. 11. 1969 Tagung der Arbeitsgruppe „Familienkunde und Heraldik" der Ostfriesischen Landschaft in Scharrel.
1. 2. 1970 Einweihung der neuen Leichenhalle.
Dez. 1970 Neue Namen für die Scharreler Straßen.

Landesbibliothek Oldenburg

Aus der Arbeit des Heimatbundes im Jahre 1970/71

Von Franz Kramer und Helmut Ottenjann

I. Teil

In der Berichtszeit vom 1. 9. 1970 bis zum 24. 4. 1971 verzeichnen wir zwei Ereignisse, die für die Geschichte des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland bedeutungsvoll sind: die Jubelfeier zum 50jährigen Bestehen des Heimatbundes am 29. 11. 1970 in Vechta und die Ergänzungswahlen für den Vorstand auf dem a. o. Delegiertentag am 24. 4. 1971 in Harme; eine weitere Hauptveranstaltung war der ordentliche Delegiertentag in Friesoythe am 14. 11. 1970.

Der Delegiertentag in Friesoythe, den die Kolpingkapelle mit einem Begrüßungsmarsch eröffnete, war aus allen Teilen des Münsterlandes gut besucht. Der Vorsitzende des Friesoyther Heimatvereins, Kaufmann Warnken, führte die Gäste durch die Stadt: Burgplatz, Amtsgebäude, Soestenallee, Fischereigelände, Kloster St. Ansgar, Gymnasium und Pfarrkirche. Auf dem Delegiertentag sprach Stadtdirektor Köhne über „Hansestadt 1970" und Oberstudiendirektor a. D. Woltermann über die Geschichte der Stadt Friesoythe. Kassen- und Jahresbericht wurden einstimmig genehmigt. In den Berichten referierten Dr. Ottenjann über das Jahrbuch 1972, Rektor Hellbernd über den Ausbau der Heimatbibliothek, Stud.-Ass. Hürkamp über das Europäische Naturschutzjahr. Auf die Jubiläumsfeier des Heimatbundes am 29. 11. 1970 in Vechta wiesen Rektor Hellbernd als Leiter des Festausschusses und Bürgermeister Möller für die Stadt Vechta hin.

Die Feier zum 50jährigen Bestehen des Heimatbundes in Vechta gestaltete sich zu einer mächtigen Kundgebung für den Gedanken der Heimat. Eingeleitet wurde das Fest am 27. 11. 1970 durch den Festvortrag von Prof. Dr. W. Brückner-Frankfurt über das Thema „Volkstümliche Bilderwelt — Gedanken zur Volkskunst" und die Eröffnung der Ausstellung „Skulpturen aus dem Münsterland von der Gotik bis zum Rokoko" in der Pädagogischen Hochschule.

Bei der Eröffnung der Heimatbibliothek in den neuen Räumen der Bibliothek der Propsteikirche in Vechta am Sonntagmittag, 29. 11. 1970, wies der 1. Vorsitzende Leo Reinke darauf hin, daß am Jubeltage der Vorstand des Heimatbundes ein altes Versprechen erfüllen könne, der Heimatbibliothek eine zweckmäßige und sachgerechte Unterkunft in der Stadt Vechta zu geben. Regierungsdirektor a. D. Franz Kramer gab einen Überblick über Geschichte und Entwicklung der Heimatbücherei. Der Leiter der Bibliothek, Rektor Hellbernd, stellte bei der Schlüsselübergabe fest, daß die Bibliothek schon einen großen Wert an sich darstelle, daß sie aber durch eine rege Benutzung noch wertvoller werde.

Am Nachmittag fand in Sanders Gaststätten der Festakt zur Jubelfeier statt. Eine überaus große Zahl von Heimatfreunden und viele Gäste aus Nord und Süd des Oldenburger Landes konnte der 1. Vorsitzende, Landtagsabgeordneter Leo Reinke, begrüßen. Grußworte sprachen Offizial Dr.

Landesbibliothek Oldenburg

Der langjährige Vorstand des Heimatbundes. Von links nach rechts: Reg.-Direktor a. D. Franz Kramer, Kaufmann Bernhard Beckermann, Bauer Leo Reinke, MdL, Rektor Franz Dwertmann. Redakteur Hermann Thole verstarb am 6. 12. 1968.
Foto: Hoffhaus, Cloppenburg

Freiherr von Twickel („Dienen in die Zukunft hinein!"), Vizepräsident des Verwaltungspräsidiums Dr. Korte („Ohne das Dauernde im Wandel kann der Mensch nicht bestehen"), Landrat Niermann-Cloppenburg, Landrat Hellmann-Vechta und Präsident der Oldenburg-Stiftung Werner Logemann („Das Bild der Heimat ist im Wandel, entscheidend sind die Menschen"). Der stellvertretende Vorsitzende Franz Kramer gab einen Überblick über 50 Jahre Heimatarbeit; er schloß mit den Worten: „Andere Zeiten werden kommen, bleiben soll der Geist, aus dem heraus unsere Väter Großes geschaffen haben." Den Festvortrag hielt Prof. Dr. Josef Pieper-Münster über das Thema „Gerechtigkeit — heute". Seine klaren Ausführungen fanden aufmerksame Zuhörer. Die Lehre von der Gerechtigkeit verdeutlichte Prof. Pieper an folgenden Problemen: Voraussetzung und Fundament der Gerechtigkeit, der Rang der Gerechtigkeit unter den anderen sittlichen Grundhaltungen, die Gerechtigkeit im Verhältnis von Macht und Vollmacht zur Machtausübung und die Grenze der Gerechtigkeit. Ein Empfang durch die Stadt Vechta schloß die eindrucksvolle Jubelfeier des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland in Vechta ab.

Am 24. 4. 1971 fand in Harme ein a.o. Delegiertentag statt; die Einberufung war notwendig geworden, weil durch den Rücktritt einiger Mitglieder aus Alters- und Gesundheitsgründen (der 1. Vorsitzende, der stellvertretende Vorsitzende und das geschäftsführende Vorstandsmitglied) der Vorstand

Landesbibliothek Oldenburg

ergänzt werden mußte. Einstimmig wählten die Delegierten Kaufmann Karl-Julius Thamann-Nellinghof zum 1. Vorsitzenden und Landwirt Hans Roter-Thüle zum stellvertretenden Vorsitzenden. Oberstudiendirektor a. D. Hermann Bitter würdigte die außerordentlichen Verdienste der scheidenden Vorstandsmitglieder, die lange Jahre ihre Kraft dem Vorstand des Heimatbundes zur Verfügung gestellt haben: Leo Reinke seit 1950, Franz Kramer seit 1932 und Bernhard Beckermann seit 1960; seinen Vorschlag, die ausscheidenden Mitglieder zu Ehrenmitgliedern zu ernennen, nahm der Delegiertentag einstimmig an. Im weiteren Verlauf des Tages wurde verhandelt über Zeit und Ziel des Wandertages und der Studienfahrt und über einen Fotowettbewerb im nächsten Jahre. Der a.o. Delegiertentag in Harme war ein einmütiges Bekenntnis zu unserer Heimat und zum Heimatbund.

Der Vorstand hat in der Berichtszeit folgende Arbeitstagungen abgehalten: 7. 9. und 12. 10. 1970 Ausschuß für das Jahrbuch; 23. 10. 1970 Vorstandssitzung in Vorderthüle (Ergänzung des Vorstandes, a.o. Delegiertentag); 7. 1. 1971 Ausschuß für das Jahrbuch; 29. 1. 1971 Vorstandssitzung in Ahlhorn (Tagesordnung des a.o. Delegiertentages, Jahrbuch, Fotowettbewerb, Heimatbibliothek); 30. 1. 1971 Kirchliche Einweihung der Heimatbibliothek); 18. 2. 1971 Ausschuß für das Jahrbuch; 19. 2. 1971 Vorstandssitzung in Schneiderkrug (Vorschläge für neue Vorstandsmitglieder); 26. 2. 1971 Treffen des Vorstandes mit dem Heimatverein Haselünne und Vertretern der Stadt Haselünne in Cappeln und Cloppenburg; 16. 4. 1971 Ausschuß für das Jahrbuch; 24. 4. 1971 a.o. Delegiertentag in Harme.

II. Teil

Der auf dem außerordentlichen Delegiertentag zu Harme neugewählte Vorstand des Heimatbundes führte in der 2. Hälfte des Jahres 1971 vier Arbeitstagungen durch: Am 16. Mai in Visbek, am 4. Juni in der Heimatbibliothek zu Vechta, am 19. August im Museumsdorf zu Cloppenburg und am 23. September in Lutten. Diese Vorstandssitzungen galten einmal den speziellen Vorbereitungen für den Wandertag, die Studienfahrt, den Delegiertentag und den Münsterlandtag und zum anderen zahlreichen allgemeinen Problemen sowie Anregungen der Arbeit im Heimatbund. Ein Ergebnis dieser vorbereitenden Gespräche ist z. B. der auf dem Delegiertentag zu Lutten um Beschlußfassung vorgelegte neue Satzungsentwurf. Gegebener Anlaß zur Satzungsänderung waren u. a. die erforderlichen Änderungen der satzungsgemäß noch auf ein bestimmtes Datum festgelegten Termine für den Wandertag, Delegiertentag und Münsterlandtag. Mehrfach erörterte auch der Vorstand den bereits länger in Aussicht gestellten Fotowettbewerb über sichtbare strukturelle Wandlungen im Oldenburger Münsterland; zu diesem Thema berichtete in allen Einzelheiten Herr Dipl. Gärtner Bösterling auf dem Delegiertentag zu Lutten. Wichtig erschien es dem Vorstand, daß die Ergebnisse dieses Fotowettbewerbs einerseits im Jahrbuch 1973 ausgewertet und andererseits in einer Wanderausstellung einer breiteren Öffentlichkeit vorgeführt werden. Es ist zu hoffen, daß später andere Themen in ähnlicher Form aufgegriffen und dann auch dokumentiert werden.

Spezielle Probleme und Aufgaben der neu zum Leben erweckten und jetzt merkbar ausstrahlenden Heimatbibliothek zu Vechta oder die Sorgen und

Landesbibliothek Oldenburg

Geldnöten des Museumsdorfes sowie die Gestaltung des fünfzigjährigen Jubiläums dieses unseres Museums im Frühjahr 1972 waren ebenso Tagesordnungspunkte der Vorstandssitzung.

Dringliche Fragen und Anfragen zum wichtigen und weiten Gebiet der Landschaftspflege, des Naturschutzes und nicht zuletzt des Umweltschutzes stürmten auf den neuen Vorstand ein und hier zeigte sich bald, daß die bisherige Organisation der Ausschüsse nicht hinlänglich ausreichte zu gründlichen, sachorientierten und vor allem schnellen Informationen und Entscheidungshilfen für den Vorstand. Durch Presse und Rundfunk informiert, beschäftigte sich auch der Vorstand — in voller Verantwortung der gestellten Satzungsaufgabe, nämlich alle und damit auch die gegenwärtigen Kulturbelange unserer Heimat und der Umwelt zu vertreten — mit den Fragen des Umweltschutzes in unserem Lande („Dammer Bergmark", Flugplatz Varrelbusch im Landschaftsschutzgebiet „Thülsfelder Talsperre", Elisabethfehnkanal, Massentierhaltung usw.).

Leo Reinke gratuliert Karl-Julius Thamann zur Wahl als 1. Vorsitzenden des Heimatbundes. *Foto: Zurborg*

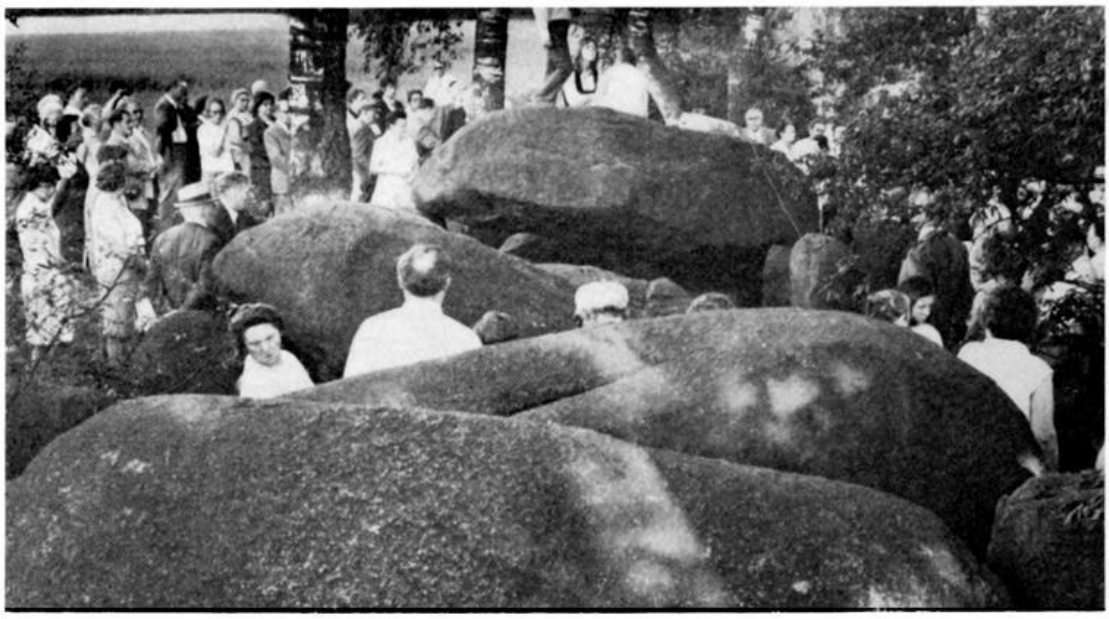
Landesbibliothek Oldenburg

Um der Gefahr einer zu langsamen und nicht ausreichend fundierten Information zu begegnen und um die Arbeit des Heimatbundes auch gegenwartsnäher und intensiver zu gestalten, hielt der Vorstand es für angebracht, arbeitsfähige Ausschüsse neu zu berufen oder neu zu beleben. Gedacht ist vorerst an folgende Ausschüsse

1) Ausschuß für Umweltschutz und Landschaftspflege
2) Ausschuß für Naturkunde
3) Ausschuß für Laienspiel und plattdeutsche Sprache
4) Ausschuß für Geschichte und Landeskunde.

In den bisherigen Vorstandssitzungen befaßte man sich auch ausführlicher — zusammen mit dem Redaktionsausschuß — mit der Gestaltung und dem Vertrieb des Jahrbuches, bei dem gerade für 1972 der Versuch unternommen wurde, zahlreiche fachkundige Autoren zum Thema des strukturellen Wandels in Südoldenburg zu Wort kommen zu lassen.

Der Vorstand faßte außerdem den Beschluß, eine Schallplatte in plattdeutscher Sprache unserer heimischen Dichter herauszugeben, und führte diesbezüglich Verhandlungen. Auch die Drucklegung eines neuen Gedichtbandes von Dr. Hubert Burwinkel soll finanziell unterstützt und damit die Herausgabe ermöglicht werden, die ansonsten vom Heimatverein Cloppenburg und Dinklage ins Werk gesetzt werden soll. Für beide Unternehmungen bemühte sich der Vorstand um finanzielle Unterstützung und hat für zugesagte Hilfe der Oldenburg-Stiftung, der staatlichen Kreditanstalt Oldenburg-Bremen und nicht zuletzt Herrn Verwaltungspräsidenten Haßkamp recht herzlich zu danken.



Besuch des Großsteingrabes Hekese auf der Wanderfahrt am 3. 7. 1971 ins Artland
Foto: Zurborg

Wanderfahrt 1971: Auch die diesjährige Wanderfahrt, an der fast 300 Personen in mehr als 100 Pkw's und einigen Autobussen teilnahmen, wurde zu einem vollen Erfolg und echtem Erlebnis für alle Teilnehmer. Fahrtziel

Landesbibliothek Oldenburg

war die gerade neu eröffnete, wirklich attraktive sog. Artland-Route. Ausgangspunkt war der Ort Bünne an der Dinklager-Badberger Grenze und erstes Ziel der Besichtigung der großartige, typisch Artländer Bauernhof „Berner" gegenüber der Wehlburg, gebaut 1751. Einen vortrefflichen Interpreten des Artlandes fanden die Südoldenburger in dem Geologen und Vorsitzenden des Kreisheimatbundes Bersenbrück, Herrn Prof. Dr. Ostendorf aus Bippen. Von dort ging die Autowanderung weiter zum alten Kirchdorf Gehrde und zur dortigen renovierten romanischen Kirche. Angenehm überrascht waren dann die Besucher von dem neu eingerichteten und mit wertvollen Schätzen aus dem Bereich der Urgeschichte, Kunstgeschichte und Volkskunde angefüllten Kreisheimatmuseum Bersenbrück, untergebracht in dem vom Grafen Otto von Ravensberg gestifteten Zisterzienser-Nonnenkloster. Bei der Kaffeetafel in Bersenbrück konnte der 1. Vorsitzende, Herr Thamann, sowohl den alten Vorstand des Heimatbundes, als Vertreter des Kreisheimatbundes Bersenbrück Herrn Prof. Ostendorf, als Vertreter der Oldenburg-Stiftung Herrn General Uechtritz und als Vertreter des Ldkr. Bersenbrück, der die Fahrt vorbildlich in polizeiliche und landeskundliche Obhut genommen hatte, Herrn Amtmann Dinkelmann begrüßen. Nach der

Besuch des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold auf der Studienfahrt am 19.9.71
Foto: Evers, Vechta

Landesbibliothek Oldenburg

Kaffeepause erfolgte eine Fußwanderung durch den Wald-Lehrpfad, genannt „Voßpädken", eine Besichtigung der westeuropäisch beeinflußten Großsteingrabanlage aus dem Ende des 3. Jahrtausend bei Hekese. Höhepunkt sowie Abschluß dieser Wanderfahrt war die Führung durch das Stift Börstel.

Studienfahrt 1971: Am 19. September, vielleicht ein wenig zu spät in der Jahreszeit, erfolgte die Studienfahrt unter Leitung von Dr. Helmut Ottenjann, an der sich über 120 Heimatfreunde beteiligten; sie führte in den Raum Bielefeld-Detmold. Der gemeinsame Treffpunkt der Autobusse war die Raststätte „Dammer Berge", und von dort ging die Reise über Wiehengebirge und Teutoburger Wald nach Bielefeld, um zunächst die dort neu gebaute Kunsthalle zu besichtigen, in der u. a. eine große Sonderausstellung des international bekannten Künstlers O. H. Hajek („Farbwege") ausführlich zu besichtigen. Die Konfrontation mit einem exponierten Künstler der Gegenwart regte die Diskussion an und diente dem Ziel, auch dem künstlerischen Schaffen unserer Generation nicht ablehnend, sondern aufnahmebereit gegenüber zu treten. Nach der Mittagsrast in der Umgebung Bielefelds wurde als nächstes Hauptreiseziel das jüngst eröffnete Freilichtmuseum bäuerlicher Kulturdenkmale Westfalens zu Detmold aufgesucht. Fast zwei Stunden dauerte die ausführliche Besichtigung dieses großartigen Museums, das zu Vergleichen mit dem heimischen Freilichtmuseum bäuerlicher Kulturdenkmale zu Cloppenburg herausforderte.

Schließlich wurden noch die nahegelegenen „Externsteine" besichtigt und hier beeindruckte vor allem die aus dem gewachsenen Felsen herausgehauene Großplastik der „Kreuzabnahme Christi", die älteste Großreliefdarstellung dieses Themas in Deutschland (um 1130).

Das Museumsdorf zeigte im Frühjahr 1971 Gemälde und Aquarelle des Delmenhorster Künstlers Willi Oltmanns sowie eine vielbeachtete kulturhistorische Ausstellung „Ringwall und Burg in der Archäologie West-Niedersachsens" in der „Burg" Arkenstede. Der zu dieser Ausstellung herausgegebene umfängliche und bildreiche Katalog ist sogar in zweiter Auflage erschienen. Die Burgenausstellung wurde von über 120 000 Personen besichtigt. Die Bockwindmühle von Essern, Ldkr. Nienburg (16. Jahrhundert), Niedersachsens älteste Windmühle, wurde betriebsfertig auf dem neuen Teil des Museumsdorfes aufgebaut. Am 1. Oktober 1971 wurde die Paul-Dierkes-Stiftung ins Leben gerufen. Der über 200 Einzelstücke umfassende Nachlaß dieses in Cloppenburg geborenen Künstlers wurde der „Stiftung Museumsdorf" überantwortet. Das Museumsdorf übernahm damit die Verpflichtung: Für eine dem Leben und Werk des Bildhauers zukommende Aufstellung zu sorgen, Bildwerke zu Ausstellungszwecken an Museen und Galerien auszuleihen und Veröffentlichungen jeder Art vorzubereiten und zu verwirklichen.

An dem 52. Niedersachsentag des niedersächsischen Heimatbundes, der in diesem Jahr in Uelzen stattfand, nahmen auch einige Vorstandsmitglieder teil. Wie bekannt legt der Niedersächsische Heimatbund alljährlich in der sog. „Roten Mappe" einen ausführlichen Bericht vor, der als Rückblick das Geleistete und noch zu Leistende in unserer Heimat Niedersachsen

Landesbibliothek Oldenburg

deutlich anspricht. Einige in dieser „Roten Mappe" behandelten Themen betrafen unser Gebiet auch direkt:

1) Dümmer: Für den Dümmer mußte das Badeverbot bestehen bleiben, weil die Verschmutzung des Sees durch die Hunte immer noch übermäßig stark ist. Es wird auf die Einsicht der Anlieger diesseits und jenseits der Kreis- und Verwaltungsbezirksgrenze ankommen, ob es gelingen wird, den Dümmer zu erhalten. Kläranlagen und Rohrleitung um den See herum sind im Bau, ein Verein „Naturpark Dümmer" soll gegründet werden. Ein Schreiben des Regierungspräsidenten in Hannover schloß mit den Worten: „Der Dümmer ist und bleibt ein Segler-, Vogel- und Naturparadies!" Also: Wir heißen euch hoffen!

2) Massentierställe: Eine schlimme Sache ist auch die außerordentliche Vermehrung von Massentierställen. Sie belästigen weithin durch Geruch, Lärm und Staub, machen das Wohnen in ihrer Umgebung zur Qual und vertreiben jeden Erholungssuchenden. Die gestörten Landschaftsräume werden dadurch noch größer, daß die Gülle dieser unzähligen Tiere auf das Umland verteilt wird und oft zu einer Übersättigung an Ammoniak führt, die schwere Folgeschäden verursacht. Wieder einmal sind besondere Maßnahmen nötig, um solche Betriebe so schonend wie möglich anzusiedeln.

3) Bodendenkmalpflege: Im Oldenburger Lande hat man Sorge um das Oldenburgische Denkmalschutzgesetz von 1911, demgegenüber es auch nach einer Gebietsreform keine schlechtere Lösung geben dürfe. Auch das ist ein weiterer Grund dafür, ein gutes neues Gesetz für das ganze Land zu schaffen.

4) Museumsdorf in Cloppenburg: Von den Museen unseres Landes wollen wir in diesem Jahre nur eines erwähnen, das aber um so nachdrücklicher, nämlich das Museumsdorf in Cloppenburg. Vor zehn Jahren hat das Land Niedersachsen es als rechtsfähige Stiftung in seine Obhut übernommen, gewährt ihm aber trotz ständig steigender Kosten nur denselben Zuschuß wie damals. Es wird dankbar anerkannt, daß in diesem Jahre zum ersten Male ein erhöhter Zuschuß geleistet worden ist, aber auch er reicht nicht annähernd aus, den weiteren Ausbau, die Erhaltung der vorhandenen Gebäude und die Kosten der Verwaltung zu decken. Bäuerliche Kulturdenkmale geraten immer mehr in die Gefahr, vernichtet zu werden und damit für alle Zeiten verlorenzugehen, also sollte die Stiftung mehr ankaufen können als bisher, aber daran ist überhaupt nicht zu denken. Sie kann im Gegenteil vier Planstellen nicht wieder besetzen und muß auch sonst überall knausern und verzichten. Das geschieht bei 200 000 Besuchern im Jahr, wie sie kein anderes kulturhistorisches Museum in Niedersachsen erreicht. Sogar das ärmste Nachbarland Schleswig-Holstein tut wesentlich mehr. Wir setzen uns mit allem Nachdruck für eine schnelle, wirksame Förderung dieses wertvollen und wichtigen Instituts ein.

Landesbibliothek Oldenburg

Literatur über das Oldenburger Münsterland

Hermann Böning, Plattdeutsches Wörterbuch, 2. Auflage, Vechta 1970, Verlag Heimatverein Dinklage, 153 S.

Im Jahre 1941 konnte Hermann Böning das „Plattdeutsche Wörterbuch für das Oldenburger Land" als Heft 7 der Reihe „Oldenburger Forschungen" herausgeben. Bereits sein Vater hatte eine Sammlung plattdeutscher Wörter angelegt, die von Bernhard Winter und Friedrich Koopmann überarbeitet und 1932 im Verlag Ries, Westerstede, herauskam. Das völlig neue Buch Hermann Bönings war schnell vergriffen; die 2. Auflage unterblieb, als der Verfasser 1953 starb. Es ist erfreulich, daß der Heimatverein Dinklage die Herausgabe dieses Standard-Werkes des Oldenburger Platt übernahm. — Das Umschlagbild der 2. Auflage zeigt die Südseite des Gutes Lage. Hier war der Vater Hermann Bönings mehrere Jahre Hauslehrer, aus dem benachbarten Wulfenau stammten seine Mutter und seine Frau. H.

Dr. Walter Borchers, Volkskunst in Westfalen, Münster 1970, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung

Schon ein Blick in das eingehend gegliederte Inhaltsverzeichnis zeigt die Vielschichtigkeit volkstümlichen Kunstschaffens im Raum Westfalen; in Wort und Bild (228 Bildtafeln) öffnet das Werk den Blick für Reichtum und Fülle der Einzelwerke in der westfälischen Volkskunst. Ihre kulturelle Eigenart wird immer wieder im Zusammenhang mit der Volkskunst im Nord-West-Raume gesehen. Über das Osnabrücker Land und das Artland hinaus strahlt die westfälische Volkskunst auch ins Oldenburger Münsterland; das wird besonders deutlich in den Kapiteln Bauernhaus und Bauernmöbel. Das Literaturverzeichnis gibt eine umfassende Übersicht über Abhandlungen zu den in diesem Werke behandelten Problemen. Kramer

Christlich-Demokratische Union, Kreisverband Vechta, Unser Weg zur christlichen Volkspartei. Bearbeitet von Alwin Schomaker, Langenteilen, Vechtaer Druckerei und Verlag, 1970, 224 S.

Wer die Geschichte des Kreises Vechta nach dem 2. Weltkriege studieren will, findet hier eine große Zahl wertvoller Dokumente, die hier erstmalig der Öffentlichkeit vorgelegt werden. Die Schrift des CDU-Kreisverbandes Vechta wurde zum 25jährigen Bestehen der Partei herausgegeben und führt vom Grußwort Konrad Adenauers, das dieser für eine geplante Schrift vor fünf Jahren geschrieben hatte, bis zu den Kommunalvertretern unserer Tage. Auf 60 Seiten stellen sich die Gemeinden des Kreises selber vor.

Festschrift Felix Oberborbeck. Beiträge zur Westfälischen Musikgeschichte Heft 6, Hrsg. Westfälisches Musikarchiv Hagen 1971.

Die vorgelegte Schrift ergänzt die damalige Piersig-Festschrift und stellt das große Verdienst Oberborbecks um die musikalische Ausbildung einer ganzen Lehrergeneration und die Kultur- und Bildungsarbeit der Stadt Vechta und seiner Umgebung heraus. Zwei Beiträge stellen Vater und Sohn, Felix Oberborbeck senior und junior vor. Ein Werksverzeichnis gibt einen wohl erschöpfenden Überblick über das Schaffen des Professors. Auszüge aus Briefen, die er von bekannten Musikerpersönlichkeiten erhielt, und ein Überblick über die Stätten, an denen er tätig war, ergänzen das Bild eines Lebens, das seine Freunde mit Recht als erfüllt bezeichnen. H.

Heimatchronik des Kreises Cloppenburg, herausgegeben von Helmut Ottenjann und Joseph Schweer, Köln 1971, Archiv für Deutsche Heimatpflege GmbH.

Der stattliche, sachgerecht bebilderte Band gibt eine umfassende Darstellung des Landkreises Cloppenburg. Die Ausführungen in den einzelnen Artikeln fügen sich zu einem Bild der vielschichtigen Struktur des Kreises zusammen. In Einzeldarstellungen behandeln Dipl.-Gärtner Bösterling, Die naturräumliche Gliederung des Landkreises Cloppenburg; Dr. Steffens, Aus der Vorgeschichte; Dr. Hanisch, 600 Jahre Geschichte (800—1400) im Aufriß; Dr. Gertzen, Das Tecklenburger Nordland; Hans Schlömer, Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen als Landesherr und Bischof; Dr. Ottenjann, Kirchliche Bauwerke und profane Bauten; H. H. Heise, Die Geschichte der Verwaltungsreform im Bereich des heutigen Landkreises; Dipl.-Gärtner Bösterling, Natürliche Gegegenheiten von Landwirtschaft und Wirtschaft; Oberkreisdirektor Dr. Schweer, Wirtschaftliche Aufwärtsentwicklungen im Landkreis. Mehr als 50 Einzeldarstellungen zeigen die Vielschichtigkeit der Wirtschaft. Das Schrifttumsverzeichnis ist reichhaltig und klar gegliedert. Das Werk

Landesbibliothek Oldenburg

in der Reihe „Heimatchroniken der Städte und Kreise im Bundesgebiet" wird auch über unsern Heimatraum Freunde finden. Kramer

Clemens Heitmann, St. Catharina Dinklage, Verlag Heimatverein Herrlichkeit Dinklage 1971, 240 S., 2 Taf. 8°. Erschienen als viertes/fünftes Heft der Mitteilungen des Heimatvereins Herrlichkeit Dinklage e. V. Hefte zur Geschichte, Natur- und Heimatkunde der Gemeinde Dinklage.

Das Buch ist dem Andenken an Kardinal Clemens-August Graf von Galen gewidmet, der 1971 vor 25 Jahren in Münster starb. Der Verfasser hat das Pfarrarchiv Dinklage durchgearbeitet und viele andere Quellen und Tatsachen herangezogen, um ein interessantes und vielseitiges Bild der Kirche von Dinklage als Gotteshaus und Gemeinde zu zeichnen. Schon die Kapitelüberschriften verdeutlichen diese Absicht: Die Pfarrgemeinde Dinklage — Die Kirche in Dinklage — Das Inventar der alten Kirche — Die Pfarrgeistlichen — Das kirchliche Leben seit dem 18. Jahrhundert — Die Burgkapelle — Die Schulen — Kirchliche Einrichtungen und Vereine — Priester und Ordensleute aus der Gemeinde Dinklage — Kardinal von Galen. Seit Willohs „Katholische Pfarreien" ist wohl keine Pfarrei so ausführlich und instruktiv vorgestellt worden wie Dinklage. H.

Kolping-Festschrift. 66. Oldenburger Kolpingtag am 27. Juni 1971 in Strücklingen „Zum Helfen bereit". 90 S., zahlr. Abb.

Nach den üblichen Grußworten und einem Gedenken an den Landesehrenpräses Franz Morthorst, schrieben Heinrich Bölke „Zur Geschichte der Kolpingfamilie Strücklingen", Sixtus Schröer „Aus Vergangenheit und Gegenwart der Gemeinde Strücklingen", Georg Grote „Gedanken zu dem Leitwort", Hans Kramer „Das Saterland — Geschichte und Sprache" und Ludwig Nannen „Alte Saterländer Handwerksbetriebe". Pater J. Hackmann schließt die interessanten Darstellungen mit den Artikeln: Die Johanniterkommende Bokelesch, Das Nonnenkloster im Osterhauser Busch und Die Johanniterkapelle zu Bokelesch. H.

Renate Kross, Niedersächsische Bildstickereien des Mittelalters. Deutscher Verlag für Kunstwissenschaft, Berlin 1970

Dieses grundlegende Werk über die Bildstickereien des Mittelalters umfaßt Arbeiten, die in der Kunstlandschaft Niedersachsen entstanden sind. Durch rege Handelsbeziehungen und Einwirkung auf kirchenrechtlich verbundene, jedoch außerhalb dieser Landschaft liegende Orte, hat das Gebiet eine starke Ausstrahlungskraft besessen. Da die Grenze des Bistums Minden im Mittelalter bei Twistringen — Goldenstedt verlief und die Abtei Corvey Präsentationsrechte in Südoldenburg hatte, ist hier ebenfalls ein intensiver Einfluß aus Niedersachsen anzunehmen. Auch wenn sich im südlichen Oldenburg keine mittelalterlichen Stickereien erhalten haben, dürften sie ehemals zahlreich vorhanden gewesen sein. Durch die Einbeziehung zeitgenössischer Dichtung und Vergleiche mit der Malerei vermittelt das Buch einen neuen Einblick in die Kultur des norddeutschen Raumes. E. H.

Landschaft und Wirtschaft an Weser und Ems. Jahreschrift für regionale Strukturpolitik, Wirtschafts- und Fremdenverkehrsförderung, Ausgabe 1971, Wirtschaftsverlag Hug und Co., Wilhelmshaven, 248 S. reich bebildert.

Zum fünften Male erscheint mit immer größerem Erfolg diese Jahrespublikation, in der zu den traditionellen und aktuellen Lebensfragen des Weser-Ems-Raumes Stellung genommen wird. Neben der Leistungsfähigkeit der Wirtschaft werden strukturpolitische Möglichkeiten und Gegebenheiten vorgestellt. Die Schrift versteht sich aber auch als „Bote eines Landes voller Schönheit und Eigenart". Neben einer hervorragenden, zum Teil farbigen Bebilderung ist noch besonders die Übersichtskarte hervorzuheben, die mit einem Blick zeigt, welche Orte in dieser Ausgabe besonders angesprochen wurden.

Hermann Lübbing, Oldenburg — Historische Konturen, Verlag Holzberg, Oldenburg 1971, 208 S.

Dieses Buch vereinigt wesentliche Arbeiten von Hermann Lübbing zum Gesamtthema Oldenburg, die anläßlich seines 70. Geburtstages dargeboten werden. Die politische Geschichte Oldenburgs, im Überblick aufgezeichnet, ist dem „Territorien-Ploetz" (A. G. Ploetz Verlag, Würzburg) entnommen. Danach folgt ein bisher noch nicht veröffentlichter Grundriß der oldenburgischen Kirchengeschichte. Der Abschnitt „Historische Stätten im Oldenburger Land" kommt aus dem Band „Niedersachsen und Bremen", Verlag Alfred Kröner, Stuttgart. Er gibt jeweils in kurzen Zügen Auskunft über alle wichtigen geschichtlichen Orte von „Abbehausen bis Bad Zwischenahn" und historischen Landschaften von „Ammerland bis Wangerland". Auch Südoldenburg wird gebührend berücksichtigt. „Oldenburgi-

Landesbibliothek Oldenburg

sche Landesgeschichte in Profilen ihrer Historiker", ein Wiederabdruck aus dem Sammelband „Oldenburgische Heimatpflege im Wirkungsbereich der Oldenburg-Stiftung" ist ein Versuch, die Lebensbilder der Autoren von Hamelmann, Winkelmann, Runde, Oncken, Sello, Rüthning u. a. unter dem Aspekt der großen geschichtlichen Strömungen darzustellen. Auch Nieberding, Niemann, Willoh, Pagenstert, Reinke und Strahlmann finden Erwähnung. Der Festvortrag „Oldenburgische Kulturpflege, Leistung und Gestalt im Wandel der Neuzeit", 1961 vor der Oldenburg-Stiftung gehalten, sowie Stammtafeln, Karten und ein Verzeichnis der Veröffentlichungen von Hermann Lübbing schließen den Band ab. H.

Hans-Joachim Mews, Die Mundart des Oldenburger Ammerlandes (Oldenburger Studien Band 4, zugleich Göttinger Arbeiten zur Niederdeutschen Philologie Band 5), Holzberg Verlag, Oldenburg, 1971, 251 S. mit 105 Karten.

Wenn die Untersuchungen des Verfassers auch nicht auf das Oldenburger Münsterland ausgedehnt wurden, so ist allein die Nachbarschaft des Ammerlandes und die Methode und Sorgfalt der Untersuchung Grund genug, dieses Buch vorzustellen. Das Werk umfaßt einen lautgeographischen und einen wortgeographischen Teil. In der Wortgeographie sollen die heutigen Grenzlinien zwischen verschiedenen Lauterscheinungen dargestellt werden. Es wird gefragt nach einer Verlagerung dieser Grenzlinien und nach den sprachlichen Neuerungen. In der Wortgeographie soll gezeigt werden, wie im Ammerland altes Wortgut bewahrt bleibt, wie neue Begriffe entstehen und wie aus alten Wörtern durch lautliche Sonderentwicklungen scheinbar neue entstehen. Ferner sollen Wanderbahnen aufgezeigt werden, aus denen aus den Nachbarlandschaften Entlehnungen eindringen. Das Untersuchungsgebiet sieht der Autor nicht isoliert, sondern im Zusammenhang mit dem gesamten niedersächsischen und niederdeutschen Sprachgebiet.

Wir können uns für unser Gebiet nur eine ähnliche Dokumentation wünschen. H.

Gustav Friedrich Meyer, Vom Plattdeutschen zum Hochdeutschen, 2. Auflage (Nachdruck), Vechta 1971, Verlag Heimatverein Herrlichkeit Dinklage e. V., 44 S.

Dieses Heft erschien erstmals 1925 im Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M., als Ergänzung zu den Sprachbüchern von Jahn/Witzke für die Schulen Schleswig-Holsteins. In mehr als 100 Abschnitten enthält die Schrift interessante Übungen zur deutschen Sprachlehre und Rechtschreibung „Vom Plattdeutschen zum Hochdeutschen". Sicherlich ist der unveränderte Nachdruck in foto-mechanischem Verfahren nicht unproblematisch, weil der Wandel im Schulwesen und im Unterricht in den letzten 50 Jahren zu umfassend und zu tief gewesen ist. Dennoch kann das Büchlein, dessen Herausgabe von der Oldenburgstiftung und vom „Spieker" unterstützt und begrüßt wurde, jedem Freund des Plattdeutschen viele Anregungen und viel Freude vermitteln. H.

Ringwall und Burg in der Archäologie West-Niedersachsens, herausgegeben von Dr. H. Ottenjann, Offsetdruck Ferd. Ostendorf, Cloppenburg.

Nach dem Untertitel ist das Buch als Führer durch die Ausstellung in der Burg Arkenstede von Juni bis Oktober 1971 herausgegeben; es ist mehr — ein Buch, in dem die Entwicklung und Geschichte der Ringwälle und Burgen in West-Niedersachsen in grundlegenden Aufsätzen behandelt werden. In der Einführung stellt Univ.-Professor Dr. Jankuhn-Göttingen die Bedeutung der Burgenforschung heraus in dem Grundgedanken: „Die Burgenkunde ist das Rückgrat der vorgeschichtlichen Forschung". In Einzeldarstellungen behandeln Dr. Haarnagel, Ringwallanlagen Heidenschanze und Pipinsburg (Wesermünde); Dr. van Lengen, Mittelalterliche Burgen zwischen Dollart und Jadebusen; Dr. Reinhardt, Die Siebetsburg in Wilhelmshaven; Dieter Zoller, Burgen und Adelssitze im Ammerland; Dr. Gilly, Mittelalterliche Burganlagen zu Oldenburg und Jever; Dr. Roswitha Poppe, Burgen im Osnabrücker Raum; Dr. H. P. Peters, Wittekindsburg bei Rulle; Günter Quasigroch, Die Burg zu Vechta, Rekonstruktionsversuch, und Dr. Ottenjann, Die tecklenburgisch-münstersche Cloppenburg.

Das Werk hat seine Bedeutung auch über die Ausstellung im Museumsdorf hinaus.

Kramer

Josef Schewe, Gotische Altäre in Holz und Stein aus dem alten Bistum Osnabrück, Kommissionsverlag H. Th. Werner, Osnabrück 1970, 140 S., 100 Abb.

Bisher gab es keine Zusammenstellung der mittelalterlichen Altäre und Altarfragmente aus der Zeit des 14. Jahrhunderts bis zur Reformation im Bistum Osnabrück. Osnabrück nahm damals eine Mittlerstellung zwischen den verschiedenen Kunstlandschaften Deutschlands ein. Nicht nur in der Bischofsstadt, sondern auch auf dem Lande finden sich quali-

Landesbibliothek Oldenburg

tätsvolle Arbeiten. Sie sind ein beredtes Zeugnis der religiösen Hochkultur des Bistums Osnabrück vor der Reformation. Fußend auf frühere Arbeiten, versucht der Verfasser mit Vorsicht die vielschichtigen Strömungen und künstlerischen Auswirkungen der damaligen Zeit und die Zuordung und Einordnung der einzelnen Werke.
Die alten Altäre des Oldenburger Münsterlandes, das damals kirchlich zum Bistum gehörte, sind in diesem Werk verzeichnet. Es sind dies die Altarreliefs von Krapendorf (Cloppenburg), jetzt im Landesmuseum zu Oldenburg, das Altarretabel in Molbergen, die Altarreliefs in Lindern und der Schnitzaltar in Altenoythe. Auch die Werke im benachbarten Börstel, Badbergen, Bersenbruck, Lingen und Aschendorf sind in diesem wertvollen Buch zu finden. H.

Werner Schockemöhle/Werner Lutz, Deutsche Springreiter — Reiter, Pferde, Zuchtgebiete —, Limpert Verlag, Frankfurt, 1. Auflage 1969, 3. Auflage 1970, 200 S., reich bebildert.
Dieses Buch gilt sowohl den beliebtesten und erfolgreichsten Springreitern als auch der deutschen Pferdezucht. Werner Schockemöhle stellt in umfassender Form Deutschlands Warmblutzucht dar, zeigt Zusammenhänge auf und weist Hengstlinien nach. Sportredakteur Werner Lutz schrieb Porträts der beliebtesten deutschen Springreiter: Wie sie wurden — Was sie sind — Wen sie ritten — Wo sie siegten — Welche Menschen hinter großen Namen stecken. Selbstverständlich sind auch Alwin Schockemöhle und „Die Oldenburger Pferdezucht" vertreten.

Jubiläumsschriften

75 Jahre Heinrich Beckermann, Cappeln, Verlag für Wirtschaftsschrifttum und Werbung GmbH, Wiesbaden
Aus Anlaß des 75jährigen Firmenjubiläums ist diese Schrift erschienen, sorgfältig im Aufbau und ansprechend in der Ausstattung mit Bildern aus Familie und Betrieb. Die Darstellung ist ein Beitrag zur Wirtschaftsstruktur unserer Heimat; darin liegt für uns der Wert. „Das Wirtschaftsunternehmen von morgen wird aus der ständigen, ja täglichen Bewährung leben müssen; die Zeit für unternehmerische Entscheidungen wird immer kürzer" (Vorwort). Kramer

100 Jahre Pius-Hospital Oldenburg — 1871 bis 1971, herausgegeben von Dr. G. Harbort.
Das Pius-Hospital ist für alle Münsterländer ein Begriff. In der Festschrift wird der Weg von dem Krankenhaus mit 20 bis 30 Betten zu Beginn der 70er Jahre (1870 Lazarett) zu seiner heutigen Größe gezeigt. Zugleich ist die Schrift ein Loblied christlicher Caritas in der Diaspora. Kramer

50 Jahre TuS Lutten v. 1921 e. V., Herausgeber Turn- und Sportverein Lutten, Vechtaer Druckerei und Verlag o. J. (1971), 80 S.

Neben der Geschichte des TuS Lutten von Franz Meyer bringt Engelbert Hasenkamp einige interessante Einzelheiten aus der Geschichte Luttens. H.

Festschrift zur 50-Jahr-Feier des Sportvereins Molbergen von 1921. Herausgeber: Sportverein Molbergen von 1921 anläßlich der Jubiläumswoche vom 19. bis 23. Mai 1971. Verantwortlich: Heinz Fischer. Druck: F. Ostendorf, Cloppenburg. 90 S.
Die interessante Schrift weist nach, daß nach dem 1. Weltkrieg der Fußball nicht nur in den Städten, sondern auch in den Landgemeinden begeisterte Anhänger gewann. Die Geschicke des Vereins, das Auf und Ab, die glücklichen und weniger glücklichen Zeiten, sowie die z. Z. gepflegten Sportarten sind festgehalten. Die Chronik wird noch größere Bedeutung gewinnen, wenn einmal die Geschichte des Sports in Südoldenburg geschrieben wird. H.

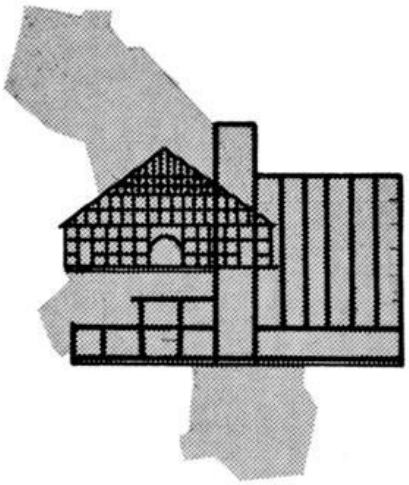
50 Jahre Sportfreunde Niedersachsen Vechta e. V., Gesamtleitung Günther Framme, Vechtaer Druckerei und Verlag o. J. (1971), 65 S.

Die Festschrift gibt nicht nur einen geschichtlichen Abriß mit vielen Bildern, sondern auch eine gute Übersicht über die vielfachen Sparten des Sports, die bei den SF Niedersachsen gepflegt werden.

Es ist anzunehmen, daß im letzten Jahre noch weitere Jubiläumsschriften erschienen sind, die der Redaktion nicht bekannt wurden. Die Redaktion bittet daher alle Vereine, Verbände und Firmen recht herzlich, ihr in Zukunft jeweils zwei Exemplare der Jubiläumsschriften zuzusenden, damit sie im Jahrbuch vorgestellt und im Museumsdorf Cloppenburg und in der Heimatbibliothek Vechta inventarisiert werden können.

Landesbibliothek Oldenburg

Das Oldenburger Münsterland im Wandel



Fotowettbewerb

Wohnen — Arbeit — Erholen in den Kreisen Vechta und Cloppenburg

Ausgeschrieben vom Heimatbund für das Oldenburger Münsterland für Amateur- und Berufsfotografen in der Zeit vom 30. 10. 71 bis 15. 9. 72

Eingereicht werden sollen Fotos, die den STRUKTURWANDEL IM OLDENBURGER MÜNSTERLAND dokumentieren.

Gerade im Oldenburger Münsterland hat sich seit 1960 ein rascher Strukturwandel vollzogen, wo noch die Gegensätze zweier Generationen in ihrem Lebensbereich überlagert werden. Das Wohnen, Arbeiten und Erholen der Menschen in der Landschaft des Oldenburger Münsterlandes war von der einseitigen und traditionellen Erwerbsstruktur durch Landwirtschaft und Handwerk geprägt. Heute schon besteht eine Wertgleichheit der Lebensverhältnisse zwischen Stadt und Land. Moderne, teils gewerblich betriebene Landwirtschaft, wettbewerbsfähige Industriebetriebe, moderne Sozial- und Infrastruktureinrichtungen wie Bildungs-, Sport- und Erholungseinrichtungen, technisch perfekte Verkehrs- und Wasserbauten sowie städtebaulich interessante Wohnsiedlungen prägen nun die Landschaft ebenso wie alte Bauerngehöfte mit Eichenkämpen und Wallhecken, Sehenswürdigkeiten und Kulturdenkmale oder naturnahe Landschaftsteile.

Die Dokumentation dieser geschichtlich und heimatkundlich bedeutsamen Entwicklungsphase der 60er und 70er Jahre soll Ziel des Fotowettbewerbs sein.

Landesbibliothek Oldenburg

TEILNAHMEBERECHTIGT sind Amateur- und Berufsfotografen.

EINSENDESCHLUSS ist der 15. September 1972.

Die BEWERTUNG richtet sich nach der dokumentaren Aussagekraft des jeweiligen Motivs. In der Zeit vom 30. Oktober 1971 bis zum 15. September 1972 können alle Jahreszeiten fototechnisch günstig ausgenutzt werden.

Es müssen je Teilnehmer mindestens 3 Einzelbilder eingesandt werden, wobei freigestellt wird, ob es sich um Schwarz-Weiß-Fotos oder Farbdias handelt. Die SCHWARZ-WEISS-FOTOS müssen glänzend in der Größe von 18×24 cm sein, die FARBDIAS geglast in Kleinbildrahmen von 5×5 cm.

Die BILDEINSENDUNG erfolgt an die

Geschäftsführung Heimatbund für das Oldenburger Münsterland
459 C l o p p e n b u r g, Museumsdorf.

Aus jeder Einsendung muß der Absender hervorgehen. Es ist erwünscht, daß zu jeder Aufnahme ein kurzer schriftlicher Hinweis über Aufnahmeort und -zeit und das Motiv beigefügt wird.

Der Einsender der Fotos unterwirft sich mit der Teilnahme am Wettbewerb dem Schiedsspruch des Preisgerichts. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Das Preisgericht entscheidet über die Ankaufshöhe bzw. Verleihung der Einzelpreise.

Die 10 besten Einzelbilder werden mit folgenden PREISEN ausgezeichnet:

1. Preis 500,— DM	6. Preis 150,— DM
2. Preis 400,— DM	7. Preis 125,— DM
3. Preis 300,— DM	8. Preis 100,— DM
4. Preis 250,— DM	9. Preis 75,— DM
5. Preis 200,— DM	10. Preis 50,— DM

Für ANKÄUFE werden zusätzlich insgesamt 2000,— DM ausgesetzt, die sich je nach Aussagekraft des Einzelbildes von 20,— bis 30,— DM staffeln werden. Mit dem Erwerb bzw. mit der Preisauszeichnung gehen alle Eigentumsrechte und Urheberrechte an dem Foto bzw. Dia auf den Heimatbund für das Oldenburger Münsterland über.

Das PREISGERICHT setzt sich zusammen aus:

Vorstand des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland;

Ausschuß für das Jahrbuch des Oldenburger Münsterlandes;

Landräte und Oberkreisdirektoren der Kreise Vechta und Cloppenburg.

Die Fotos werden im Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland sowie in Wanderausstellungen gezeigt werden.

Die PREISVERTEILUNG erfolgt im Oktober 1972.

Landesbibliothek Oldenburg

INHALTSVERZEICHNIS

Zum 50jährigen Bestehen des Museumsdorfes

Dr. Heinrich Ottenjann und das Museumsdorf	5	Klaus Gruna, Dr., Historische Kommission Westfalens, 44 Münster/Westf.
50 Jahre Museumsdorf Cloppenburg Zur Geschichte und Bilanz eines niedersächsischen Kulturinstitutes	9	Helmut Ottenjann, Dr., Museumsdirektor, 459 Cloppenburg, Museumsdorf

Erzählungen und Gedichte

Augen und Fluchten	43	Hans Pille, Lehrer, 4052 Dülken/Niederrhein
Nävel *	47	Elisabeth Reinke, Schriftstellerin, 2848 Vechta, Moorgärten 3
Die große Vision *	47	Constanz Vogel, Realschullehrer, 4573 Löningen, An der Bleiche
De Krakeeler	47	Heinz von der Wall, Realschullehrer, 4559 Ankum, Druchhorner Straße
De Poggenflucht *	49	Friedrich Wübbolt, Schulrat a. D., 459 Cloppenburg, Bührener Kirchweg
Krieg	52	Hans Varnhorst, Rektor a. D., 2848 Vechta, Tannenweg 35
Dat Sönndaogsevangelium *	53	Josef Nietfeld, Lehrer a. D., 4591 Molbergen
Riek un arm *	53	Hans Varnhorst a. a. O.
Schule zu verkaufen	54	Erika Täuber, 2848 Vechta, Hohe Bank

Kulturgeschichte

Totenhochzeit und Totenkrone	56	Ernst-Helmut Segschneider, Wiss. Ass., 45 Osnabrück, Kulturhistorisches Museum
St.-Vitus-Kirche Löningen	64	Wilhelm Gilly, Dr., Museumsdirektor, 29 Oldenburg, Raiffeisenstraße 32
Das Goldschmiedehandwerk im Landkreis Cloppenburg	82	Theodor Kohlmann, Dr., Wiss. Referent, 1 Berlin, Deutsches Museum für Volkskunde
Die kirchlichen Verhältnisse in Vechta im Jahr 1669	93	Hans Klowat, Realschullehrer, 2848 Vechta, Mühlenstraße 41
Zeugenverhöre in Prozeßakten des 17. und 18. Jahrh. aus dem Gutsarchiv Füchtel, II. Teil	102	Harald Schieckel, Dr., Archivoberrat, 29 Oldenburg, Damm 43
Friesoyther Brieflade des 14. Jahrhunderts	110	Horst Appuhn, Dr., Museumsdirektor, 4628 Cappenberg
Hörigkeit und Leibeigenschaft in Südoldenburg	114	Josef Sommer, Realschullehrer, 2849 Hogenbögen über Vechta
Geschichtliches über das Vechtaer Lehrerseminar	121	Hermann Brüggemann, Konrektor a. D., 459 Cloppenburg, Eisenbahnstraße 28
Bücherei des Heimatbundes für das O.M. in Vechta	124	Franz Hellbernd, Rektor, 2848 Vechta, Villkuhlenweg 22

Landesbibliothek Oldenburg

Zur topographischen Lage Vechtas	132	Horst-Alfons Meißner, Wiss. Ass., 2848 Vechta, PHN
Die Sage von der Krätzeldobbe	146	Walter Deeken, Hauptlehrer, 2909 Hollen/Ramsloh
Sitte und Brauch im Wandel der Jahre Die Roggenernte	148	Franz Kramer, Reg.-Direktor a. D., 29 Oldenburg, Elis.-Frerichs-Str. 2

Naturkunde

Rund um den Südoldenburger Obsthof	162	Walter Krügerke, Landw.-Oberrat, 2848 Vechta, Moorgärten 6
Zur Einbürgerung der Fasanen in Südoldenburg	167	Bernhard Varnhorn, Bauer, 2849 Rechterfeld über Vechta
„Machandel, lieber Machandelbaum" Wacholder und Stechpalme, Kleinode der Bergmark	169	Gregor Mohr, Lehrer, 2845 Damme, Bahnhofstr. 153
Sträucher der Wallhecke	172	Franz Ruholl, Hauptlehrer a. D., 2842 Lohne, Kreuzstraße

Das Oldenburger Münsterland im Wandel

Die Wirtschaft Südoldenburgs im Strukturwandel	175	Walter Aden, Dr., Industrie- und Handelskammer, 29 Oldenburg, Moslestraße 6
Zur Bevölkerungsdynamik Südoldenburgs	183	Hans-Wilhelm Windhorst, Dr., Wiss. Ass., 2848 Vechta, Gerhart-Hauptmann-Straße
Gastarbeiter in Südoldenburg	190	Willy Wilkens, Verw.-Amtmann, 2848 Vechta, Beethovenstraße
Pferd und Zugmaschine in der Statistik	193	Franz Hellbernd a. a. O.
Die Oldenburger Pferdezucht heute	198	Werner Schockemöhle, Rechtsanwalt, 2842 Lohne, Roggenkamp

Berichte, Lebensbilder

50 Jahre Oldenburgische Wasserachten	204	Hellmuth Rehme, Bauoberamtmann a. D., 459 Cloppenburg, Steinkamp 26
Das Glasfenster als Kunstwerk Über die öffentlichen Arbeiten von Albert Bocklage	212	Jürgen Weichardt, Studienrat, 29 Oldenburg, Gaststraße 24
Ignatz Rüve †	219	Herbert Wolfgang Keiser, Dr., Museumsdirektor, Landesmuseum, 29 Oldenburg, Schloßplatz
Aus der Chronik der Gemeinden des O. M. für die Jahre 1969 und 1970	222	Franz Kramer a. a. O.
Aus der Chronik des Heimatbundes im Jahre 1970/71	226	Franz Kramer a. a. O., Helmut Ottenjann a. a. O.

Literatur

Literatur über das Oldenburger Münsterland	234	Heinemeyer/Hellbernd/Kramer
Fotowettbewerb	238	Geschäftsführung Heimatbund für das Oldenb. Münsterland 459 Cloppenburg, Museumsdorf

Landesbibliothek Oldenburg

Die Firmengruppe der

Lemförder Metallwaren AG

mit Werken der Metall- und Kunststoffverarbeitung in

Lemförde **Wagenfeld** **Dielingen** **Damme**

---

bietet

sichere Arbeitsplätze, überdurchschnittliche Bezahlung, gute Sozialleistungen, angenehme Arbeitsbedingungen, eigenen Werkbusverkehr

---

stellt ständig ein

Dreher, Maschinenschlosser, Werkzeugmacher, Formenbauer, Anlernkräfte

---

sowie für die zentralen Abteilungen

Betriebsabrechnung, Buchhaltung, elektronische Datenverarbeitung, Revision, Einkauf und Verkauf, Arbeitsvorbereitung, Konstruktion

qualifizierte Industrie- und Bürokräfte

---

und

Kaufmännische und technische Lehrlinge, die in eigenen Lehrwerkstätten ausgebildet werden

---

Anschrift: 2844 Lemförde, Postfach 20, Telefon (05474) 60 - 1

Landesbibliothek Oldenburg

Das zweite Leben.

Sorglos durch Sparen. Bei uns.

Der Tag kommt, an dem nicht mehr die tägliche Arbeit das Leben beherrscht, an dem Sie frei sein werden für ein zweites Leben voller Farbe und Abwechslung. Sparen Sie dafür.

Wir haben **das** Sparprogramm.

Landessparkasse

Größtes Kreditinstitut des Oldenburger Landes

Landesbibliothek Oldenburg

In reeller Partnerschaft vermarkten wir Ihr Schlachtvieh ...

UNSER PRINZIP: Reelle Abrechnung nach amtlicher Verwiegung und den gesetzlichen Handelsklassen der Geschlachtet-Vermarktung.

IHRE SICHERHEIT: Garantiert qualitätsgerechte Bezahlung

IHR VORTEIL: Wir kennen die richtigen Käufer für Ihre Ware. Sofortige Bezahlung ist selbstverständlich

- **Durch unsere Größe sind wir leistungsfähig.**
- **Durch unsere Leistungsfähigkeit ein guter Partner für Sie.**

Landwirtschaftliche Fleischzentrale GmbH.

LFZ

Fleischkontor Langförden

Schlachtbetriebe:

Diepholz,	Tel. (04447)	336
Dinklage,	Tel. (05441)	9333
Vechta,	Tel. (04443)	1036
	Tel. (04441)	4024

Landesbibliothek Oldenburg

VW 1302.

Größer. Stärker. Schneller.

VW-Händler

A. Klöker
Vechta

Asbree KG
Lohne

B. Goda
Damme

VW-Vertragswerkstatt A. RUHE
Dinklage

Landesbibliothek Oldenburg

Gebr. Terwelp Cloppenburg

BUCH- UND KUNSTHANDLUNG / BUCHDRUCKEREI

Gegründet 1887

Die Neuerscheinungen der führenden kath. Verlage sind stets am Lager vorrätig

Religiöse Kunst: Bilder, Kreuze, Figuren in sehenswerter Auswahl

Unsere Buchdruckerei liefert Geschäfts- und Familiendrucksachen in jeder Ausführung

Strom
Erdgas

Die wirtschaftliche u. arbeitssparende Energie

sauber, bequem und einfach

Energieversorgung Weser-Ems AG

Landesbibliothek Oldenburg

. . . dann sind wir für Sie die richtige Bank

Überall in Stadt und Land bieten Banken für Jedermann ihre Dienste an: fachkundige Berater in Geldsachen, zuverlässige Partner für alle Berufe und Bevölkerungskreise und, nicht zuletzt, für viele in der Nähe leicht zu erreichen.

BANK FÜR JEDERMANN

DIE SPAR- UND DARLEHNSKASSEN SÜDOLDENBURGS

Landesbibliothek Oldenburg

WOHN-MARKT Vechta, Lohner Straße

Möbel - Betten - Auslegeware und Teppiche

H. Holtvogt Nachflg. Inh. Clemens Nemann
Vechta, Große Straße

CLEMENS KRAPP

Seit 1897

Ihr Lieferant und Berater
in Eisenwaren - Baubedarf - Elektrogroßgeräten - Zentralheizung

Steinfeld	Dinklage	Damme	Vechta	Diepholz
Tel. 207/447	Tel. 164	Tel. 21 52	Tel. 40 95	Tel. 25 40

Klemens Dierkes

Marmorwerk - Steinmetzbetrieb
Fliesengroßhandlung

Cloppenburg, Eisenbahnstraße
Telefon 04471 - 2142 und 2246

Landesbibliothek Oldenburg

Landvolk-Krankenkasse Oldenburg

(Bäuerliche Krankenhilfe)
Versicherungs-Verein auf Gegenseitigkeit

2848 Vechta (Oldb)

Seit mehr als 40 Jahren im Raum Weser-Ems beheimatet und zum Wohle der heimischen Bevölkerung tätig.

Warum auf Sicherheit verzichten?
Auch Sie brauchen Schutz im Krankheitsfall

Dafür Angebote:

Ein 30jähriger erhält von uns beim stationären Krankenhausaufenthalt

nach dem Krankenhaus-Zusatztarif	ZKH 1fach	ZKH 2fach	ZKH 3fach	ZKH 10fach
eine Kostenerstattung	DM	DM	DM	DM
in den ersten 8 Tagen täglich bis . . .	**25,—**	**50,—**	**75,—**	**250,—**
vom 9. Verpflegungstag täglich bis . .	**15,—**	**30,—**	**45,—**	**150,—**
für einen Monatsbeitrag von	**3,60**	**7,20**	**10,80**	**36,—**

Wir empfehlen ferner:

Unsere Krankheitskostentarife R I bis R III, KA und KS
mit garantierter Beitragsrückerstattung bis zu 4 Monatsbeiträgen.

Unsere Krankenhaus-Tagegeldtarife HKT I — KHT V
mit einem Tagegeld von täglich DM **10,—** bis DM **50,—**

Unseren Operationskostentarif (KTO)
mit einem Tagegeld von täglich DM **5,—** bis DM **30,—**
und Operationskosten

Unsere Sterbegeldversicherung (ZT 5)
als Zusatzleistung im Todesfalle bis zum Betrage von DM **500,—**

Landesbibliothek Oldenburg

tafu

Ein Begriff
für Leistung

H. THAMANN

Landhandel

Neuenkirchen (Oldb)

Für alle In- und Auslands-reisen

empfehlen wir unsere neuzeitlichen, modernen

REISEBUSSE

— 20- bis 59-Sitzer —

Erfahrene Busfahrer betreuen Sie bei angemessenen Preisen

OMNIBUSBETRIEB

N. Hanekamp, 459 Cloppenburg

Telefon 04471/2269 — Museumstraße 24

Landesbibliothek Oldenburg

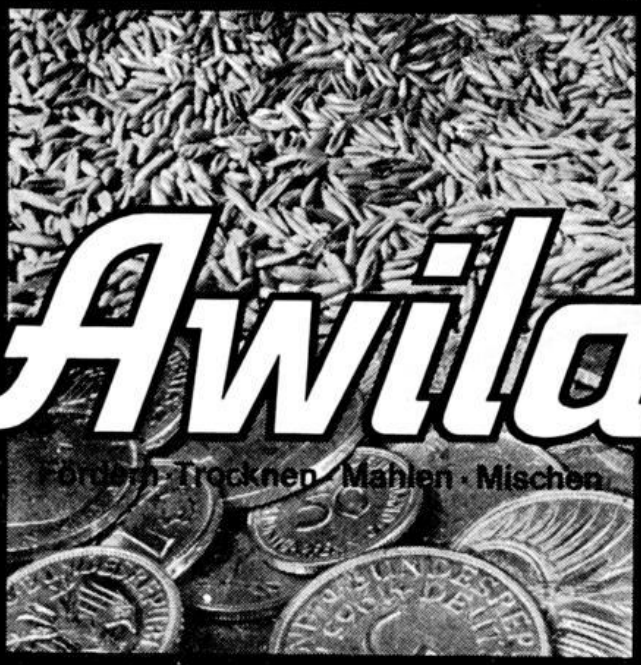
Többens
MODE-CENTER

Vechta, Bremer Tor

wenn Sie modisch RICHTIG gekleidet sein wollen

Landesbibliothek Oldenburg

Getreideveredelung



Anton WITTE
Maschinenfabrik
4595 Lastrup (Oldbg.)
Ruf (04472) 305 + 306

Awila

Fordern Sie Angebot mit Spezialprospekt

Landesbibliothek Oldenburg

Audi 100 GL: Der Neue

AUDI NSU Zentrale
Lohne-Vechta
2842 Lohne, Vechtaer Str.
Ruf (0 44 42) 10 88

Anton Kollmer
AUDI NSU Vertragswerkstatt
2849 Bakum (Oldb)

Georg Haake & Sohn
AUDI NSU Vertragswerkstatt
2849 Visbek (Oldb)

Heinz Steinkamp
AUDI NSU Vertragswerkstatt
2846 Neuenkirchen (Oldb)

LUDWIG RAUBER, VECHTA

Dobbenstraße 15

Buchbinderei
Bildereinrahmung

Landesbibliothek Oldenburg

In- und Auslandsreisen mit modernsten Reise-Omnibussen

20 Omnibusse in folgenden Größen, die zum Teil Schlafsessel haben, sind vorhanden: 8, 17, 26, 30, 35, 39, 43, 47, 51, 55 und 59 Sitzplätze.
Erfahrungen im Omnibus-Reisedienst seit 1929.

Linienomnibusse bis zu 190 Personen Fassungsvermögen.
Sichern Sie sich rechtzeitig für den geplanten Ausflug den entsprechenden Omnibus.

SCHOMAKERS GESELLSCHAFTSFAHRTEN

2842 Lohne (Oldb) **Telefon 04442 / 3216**

ein guter Vergleich...

mehr als fünfzehntausend Einwohner hat Vechta
Eine bedeutende Kreisstadt.
Die Einwohnerzahl Vechtas
entspricht der täglichen Auflagenzahl der OV.
Bei so vielen Abonnenten
kann man sich gut vorstellen,
warum OV-Anzeigen so erfolgreich sind.
Und deshalb planen Sie richtig mit der

OV

Größte Zeitung
Südoldenburgs

Landesbibliothek Oldenburg

Sie sollten ohne Zögern

zum Telefon greifen, wenn Sie eines der folgenden Probleme haben:

Rufen Sie
uns doch einfach
einmal an:

Unsere Telefonnummer:

04441 / 3071

Ihre Geschäftspapiere
sind nicht mehr so,
wie sie eigentlich sein sollten.
Vielleicht zu altväterlich.
Nicht repräsentativ genug.
Ihre Geschäftspapiere machen
zwar einen ausgezeichneten
Eindruck, aber sie müssen mög-
lichst schnell ergänzt,
also nachgedruckt werden!
Sie wollen in den kommenden
Wochen eine wirkungsvolle
Werbeaktion starten,
wissen aber noch nicht recht,
wie Sie im einzelnen vorgehen
sollen und was so etwas kostet.
Sie brauchen Prospekte,
die nicht in den üblichen Farben,
nicht auf dem üblichen Papier,
und auch nicht in den
„gar nicht aufregenden,
aber alltäglichen Formaten"
gedruckt werden sollen.
Sie möchten sich möglichst
schnell mit einer seriösen,
aber im Geist modernen
Druckerei unterhalten.
Ob für Sie und Ihre Drucksachen
der Buchdruck oder
der Offsetdruck günstiger ist,
das sagen wir Ihnen gern.

Ihre Vechtaer Druckerei hilft. Kann helfen. Wird nicht enttäuschen. Sie ist jederzeit zu einem ersten Kontaktgespräch bereit und wird Ihnen fachmännisch Ihre Vorschläge unterbreiten. Wie gesagt, zögern Sie nicht.

vdv

vechtaer druckerei und verlag
GmbH - 2848 Vechta - Neuer Markt 2 - Postfach 1160

Landesbibliothek Oldenburg

Bauflächendichtungen

Tiefschutzverfahren

geprüft nach DIN 1048

wirtschaftlich und sicher gegen
drückendes und nichtdrückendes Wasser
Abdichten - Verfestigen - Schützen

Remmers Chemiewerk
4573 Löningen
Telefon 05432 - 2051

Aida	**Bautenschutz**
Aida Kiesol	**Bauwerkdichtung**
Funcosil	**Fassadenschutz**
Aidol	**Holzschutz - Feuerschutz**
Relö	**Farben und Kunststoffputze**
Refoplast	**Flüssigkunststoffe**
Solutan	**Dachbeschichtungen**

Landesbibliothek Oldenburg

Die Alten hätten ihre Freude,

daß sich wieder so viele Bauherren finden, die den guten Geschmack haben, das biologisch gesunde und bauphysikalisch moderne Bauen mit dem Sinn zu verbinden für edles Material und für Farbspiele, die mit den Jahren nicht verblassen, sondern durch Patina würdiger und wertvoller werden.

Die Alten hätten ihre Freude,

daß unser Oldenburger Münsterland sein eigenständiges Gesicht wahrt, nicht zuletzt durch sein landschaftsgebundenes Baubewußtsein: „Unser Haus (die neue Kirche usw.) soll doch nicht ebenso gut in Chikago, Ostberlin oder Tel Aviv stehen können!"

Die Alten hätten ihre besondere Freude

an den gediegenen OLFRY Krönungs-Ziegeln

aus dem Ton des Oldenburger Münsterlandes ohne jeden Zusatz, aber gebrannt mit den besonderen Möglichkeiten, die das hiesige Erdgas bietet.

1740—1775 betrieb Ahnherr Georg Wilhelm v. Frydag die vormals v. Kobrinck'sche, später Meierkord'sche Ziegelei in Bösel (Kreis Cloppenburg).
1908 baute Oberhofmeister August v. Frydag die Ziegelei in Hagen bei Vechta (auf den Rat des Großherzogs Friedrich August hin).
1969 wurde das Werk II in Betrieb genommen.

Ziegelwerk v. Frydag

2848 Vechta — Telefon (0 44 41) 22 21 / 33 64

Landesbibliothek Oldenburg

Reisebüro Wilmering

2848 Vechta (Oldb)

Große Straße 45

Postf. 1207, Tel. (0 44 41) 41 44 u. 21 60

Flugscheine, Bahnfahrten, Schiffspassagen
Touropa-, Scharnow-, Hummel-, Airtours-, Ameropa-Reisen,
Dr. Tigges-Fahrten
Pekol- und Wolters-Reisen Jugend- und Studentenreisen
Hotelreservierungen, Reiseversicherungen, IATA-Unteragentur
HAPAG-Lloyd-Reisebüro, Gesellschaftsfahrten
Omnibusvermietung

Hausfrauen!

Achten Sie stets bei Ihrem Einkauf
auf die Lebensmittel-Geschäfte mit
diesem Leistungssymbol

Überzeugen Sie sich selbst von der Qualität der Waren und den Preisen und Sie werden feststellen:

...man hat was davon
UNION-Zentrale
Joh. Schlüter, Lohne (Oldb)
Lebensmittelgroßhandlung

UNION
=UNION

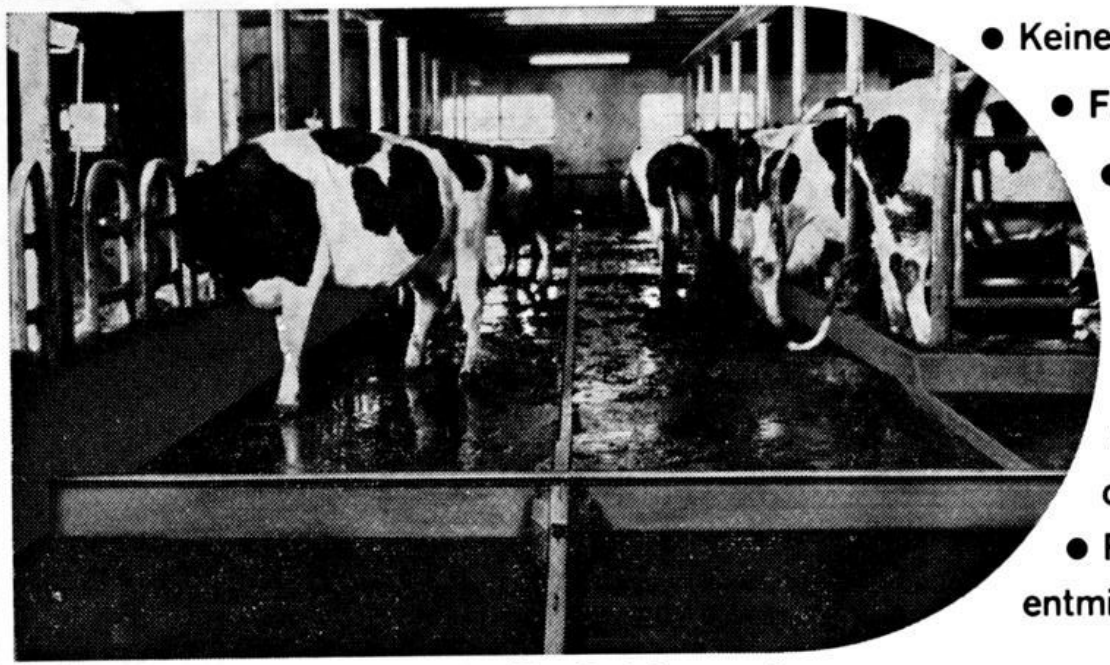
Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

KLAPPSCHIEBER-ENTMISTUNG

für Rinderlauf- und Schweineställe

Erster Einschieber-Entmister mit U-Profilschiene (Typ Bohse)



- Keine Ketten und Seile im Stall
- Für Kotgangbreiten bis zu 5 m
- Wartungsfrei – Keine Schmierung erforderlich
- Für Einstreu- und einstreulose Förderung geeignet
- Nur ein Schieber auf der gesamten Stallänge
- Für Ober- und Unterflur-entmistung geeignet

Ein neues Spitzenprodukt im Big Dutchman Programm

LEISTUNGSFUTTER

birgt Sicherheit während

Aufzucht

Mast

und Legezeit

H. BRÖRING · Dinklage i. O.

MISCHFUTTERWERK UND LANDHANDEL

Landesbibliothek Oldenburg

- **Fleischgroßhandel**
- **Zucht- und Nutzvieh**
- **Schlachtvieh**
- **Ferkel**
- **Läufer**

Wir sind auf allen Absatzmärkten im EWG-Raum vertreten.

Unsere erfahrene Organisation bietet eine Gewähr für gesicherten Absatz und bessere Erlöse für sämtliches Vieh.

Der Landwirt kann uns vertrauen, als bäuerliche Einrichtung sind wir für ihn da!

Raiffeisen-Viehverwertung Cloppenburg eGmbH

459 Cloppenburg

Emsteker Straße - Telefon 04471/4094 - Fernschreiber 0251 315

Landesbibliothek Oldenburg

Großhandel Einzelhandel

Kurt Weigel

Farben
Lacke
Glas
Tapeten
Fußbodenbeläge

459 CLOPPENBURG, LANGE STR. 17, TEL. 04471/2586-3842

Baubeschlag- und Baugeräte-Großhandel · Industriebedarf

Kunststoffplatten · Spanplatten Schalungstafeln

Tischlerei- und Baumaschinen Werkzeuge aller Art

Haus- und Küchengeräte Kühlschränke · Öfen · Herde Eisenwaren · Waschmaschinen

Walzdraht · Drahtgeflechte Stacheldraht · Drahtstifte

Campingartikel · Gartenmöbel Gartengeräte · Sonnenschirme Liegestühle

Elektro-, Benzin- und Hand-Rasenmäher

Clemens Krapp

Cloppenburg
Tel. 0 44 71 / 22 10

Bersenbrück
Tel. 0 54 39 / 22 27

Landesbibliothek Oldenburg

Prüfen Sie vor Ihrem Einkauf UNSER Angebot

und denken Sie daran, daß wir

- in unseren vier eigenen Fabriken Qualitätsmöbel zu marktgerechten Preisen herstellen und diese direkt in Ihre Wohnung liefern;
- als Mitglied beim Großeinkauf Europa-Möbel mit führenden Herstellern des In- und Auslandes in Verbindung stehen und Ihnen durch Großeinkauf eine überragende Auswahl neuester Modelle zu günstigen Preisen anbieten;
- Ihnen beim Kauf Ihrer kompletten Einrichtung in einem Hause ganz besondere Vorteile bieten und unser Kundendienst Sie über die ganze Bundesrepublik begleitet.

EUROPA MÖBEL®

Darum kaufen Sie Ihre

Möbel - Teppiche
Gardinen und Betten

in Ihrem Einrichtungshaus

BECKERMANN

Das große Einrichtungshaus mit eigenen Möbelfabriken

Cloppenburg, Tel. 04471 - 2686

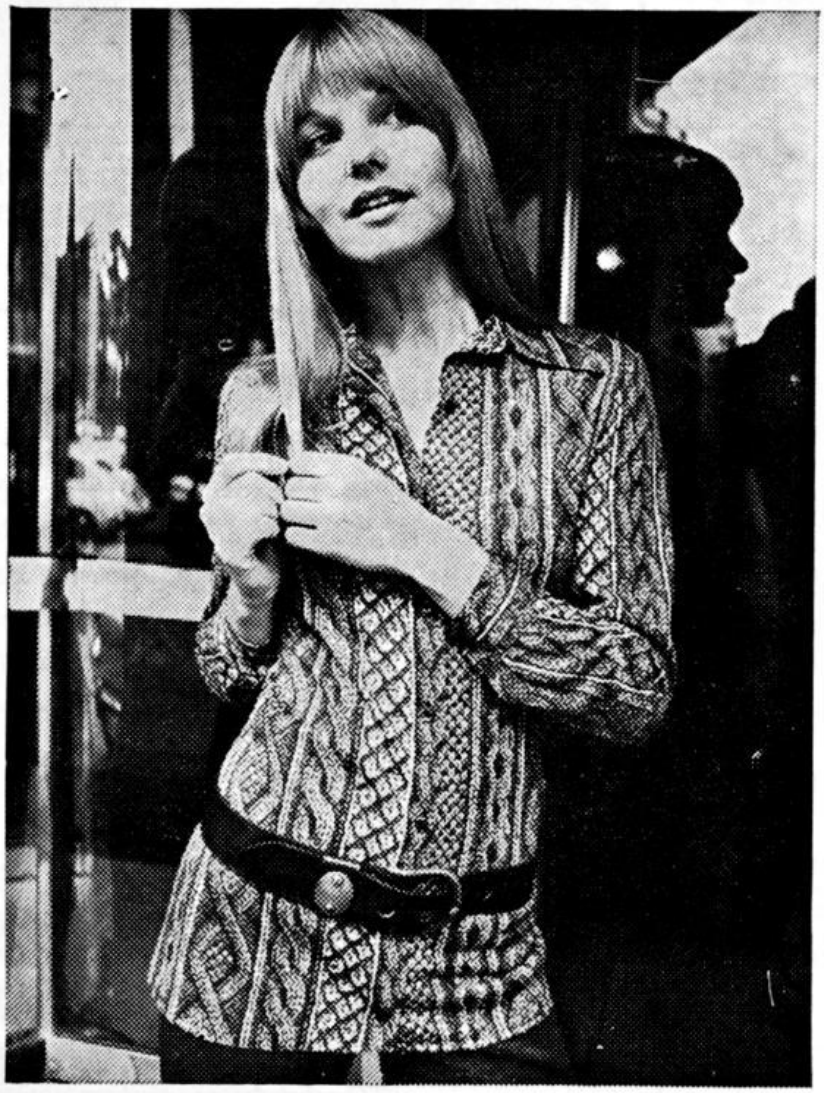
Landesbibliothek Oldenburg

Holz,
Türen und Platten
marktgerecht sortiert
Stahlzargen
Eternit-Vertrieb
Leca-Hohlblocksteine
Hourdis-Deckensteine
Rauchabzugsrohre
Isolierstoffe
in Platten und Bahnen
Braas-Beton-Dachsteine
Betonwerk

YTONG

BERNH. BERGMANN
2841 Steinfeld (Oldb) Telefon (05492) 601

Landesbibliothek Oldenburg



Für das Leben von Heute **bleyle**

MODEHAUS
Assmann
VECHTA

Bremer Tor 1 — Telefon 04441/2116

Landesbibliothek Oldenburg

Gute Bücher

sind gute Gesellschafter

Bücher aus allen Wissensgebieten, Romane, Reisebeschreibungen, Jugendbücher und Kunst-Bildbände in großer Auswahl vorrätig.

Moderne Kunstgegenstände

für die christliche Heimgestaltung

Geschnitzte Kreuze, Original-Bilder und -Drucke sowie Statuen und kunstgewerbliche Gegenstände zu günstigen Preisen in reicher Auswahl vorrätig. Auch ohne Kauf sind Sie uns immer willkommen.

Aus unserer Bastelecke

Bastelmaterial und Bastelbücher

Liefere sämtliche Fabrikate von Schreib-, Rechen- und Büromaschinen

Alleinverkauf von

-Büromöbeln und Organisations-Einrichtungen.

Unsere modern eingerichtete Druckerei liefert Drucksachen in Buch-, Offset- und Siebdruck.

FERDINAND OSTENDORF

Cloppenburg – Lange Str. 41-42 – Bahnhofstr.

Landesbibliothek Oldenburg

Das egga Markenei

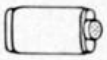
durch Qualitätskontrollen zuverlässig hochwertig,
gelangt durch minuziöse Planung unübertroffen rasch
in den Handel – fast so schnell wie eine Tageszeitung.
egga-Markenei, ideal gut, ideal frisch: „Das Ei-Ei"!

Die egga-Gruppe

– erfolgreiche Zusammenarbeit fortschrittlicher
deutscher Agrarbetriebe – wurde durch Leistung zum
größten Eiervermarkter (wöchentlich 18 Millionen Eier)
innerhalb der gesamten EWG.

EGGA GmbH
Vechta/Oldb. · Bremer Tor
Tel. (04441) 40 66
Telex 0255 24

Landesbibliothek Oldenburg

Flaschen Kanülen Puderstreudosen 

Cremedosen Kompakt-Puderdosen Flachdosen

Ausgießer Stickhülsen Dragée-Behälter

B

BRAMLAGE

Schraubverschlüsse Zierverschlüsse

Griffkorken Sterilkorken

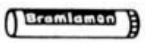
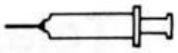
bietet mehr als mancher weiß!

FR. BRAMLAGE & CO. 2842 LOHNE/OLDENBURG

Telefon Nr.: 04442/3081 — Fernschreiber Nr.: 025917

Ampullen-Kästen Naturkorken Schraubbecher

Pilferproof-Verschlüsse Lamellenstopfen Siegel

 Tabletten-Röhrchen  Veterinärspritzen

Taschenpackungen Dosierlöffel Schnappdeckel

Landesbibliothek Oldenburg

Sanders TANZ-CAFÉ

2848 Vechta · Lohner Straße · Tel. 2410

Das Haus mit der eigenen Note

Eine Gaststätte, die alles bietet, was Sie sich wünschen:
Erholung, Entspannung, Geselligkeit
Für Tagungen, Konferenzen, Gesellschaften, Betriebsfeiern
Saal und Klubräume für 800 Personen

Bundeskegelbahn - Schießstände
Gute Parkplätze
Jeden Mittwoch, Sonnabend und Sonntag Tanzveranstaltungen
Auftreten von Künstlern von internationalem Ruf
Ausgezeichnete Küche
Gepflegte Getränke

Landesbibliothek Oldenburg

Auf sie ist 100% Verlaß:

ZWEISEITENKIPPER
3,5 und 4,5 t Tragkraft

STALLDUNGSTREUER M 92

1- und 2achsig;
bis 4,5 t Tragkraft;
gleichmäßige
Streuarbeit

LADEWAGEN L 15

Ladewagen von
15 bis 24 cbm; wahl-
weise mit 7-Messer-
Schneidwerk;
modernes, bewährtes
Ladesystem

KARTOFFEL-
SAMMELRODER K 60

Moderne, einreihige
Sammelroder mit
hydraulischer Bunker-
entleerung
und Schar-
aushebung.
DLG-Prüf.-
Nr. 1576

BERGMANN
2849 GOLDENSTEDT RUF 355-357

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Mit aller Sorgfalt

Was für ein Wunsch Sie auch zu uns führt,
unsere Mercedes-Benz Kundendienst-Station
ist Ihren Anforderungen gewachsen.
Moderne Testgeräte helfen Ihnen Zeit sparen.
Umfangreiche Ersatzteillager und laufend
weitergeschultes Fachpersonal stehen
zur Verfügung, um Sie zufriedenzustellen –
um Ihren Mercedes-Benz mit der
Sorgfalt zu pflegen, die ihm zukommt.

MERCEDES-BENZ

Ihr guter Stern auf allen Straßen

Wilh. Debring jun.

2848 Vechta, Ruf 2021

2840 Diepholz, Ruf 3453

AKTIONSKREIS VECHTA E.V.

Vereinigung zur Pflege
Verschönerung und Förderung
der Kreisstadt Vechta

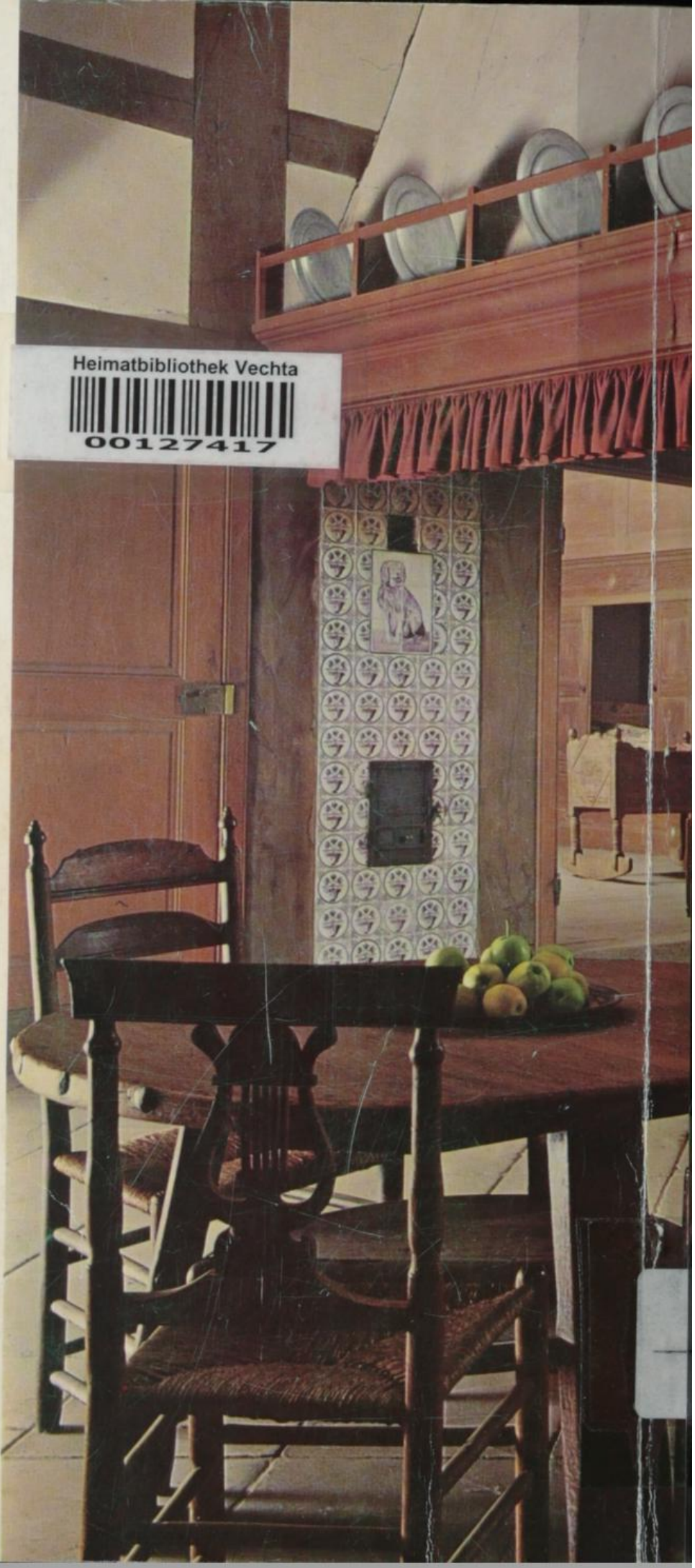
Werden auch Sie Mitglied

Beitrag pro Jahr 10,– DM

Bankkonten: Commerzbank Vechta, Konto-Nr. 5 940 580; Deutsche Bank, Filiale Vechta, Konto-Nr. 6 001 804/00; Landessparkasse zu Oldenburg, Zweiganstalt Vechta, Konto-Nr. 070-445 457; Oldenburgische Landesbank, Filiale Vechta, Konto-Nr. 10 208; Spar- und Darlehnskasse Vechta, Konto-Nr. 3 294

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg



Heimatbibliothek Vechta
00127417

Landesbibliothek Oldenburg